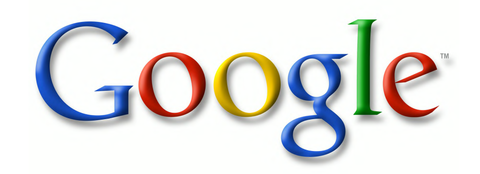
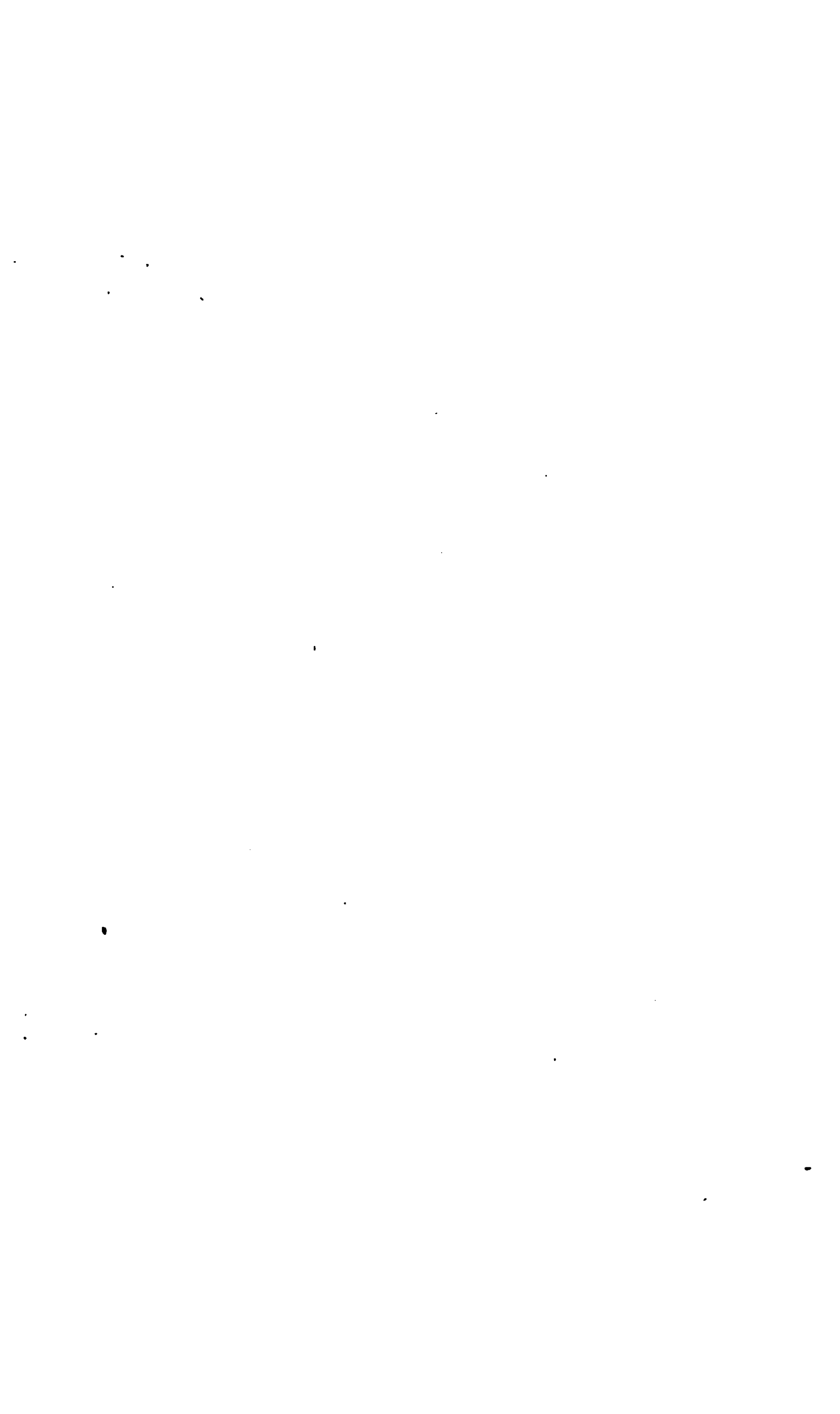
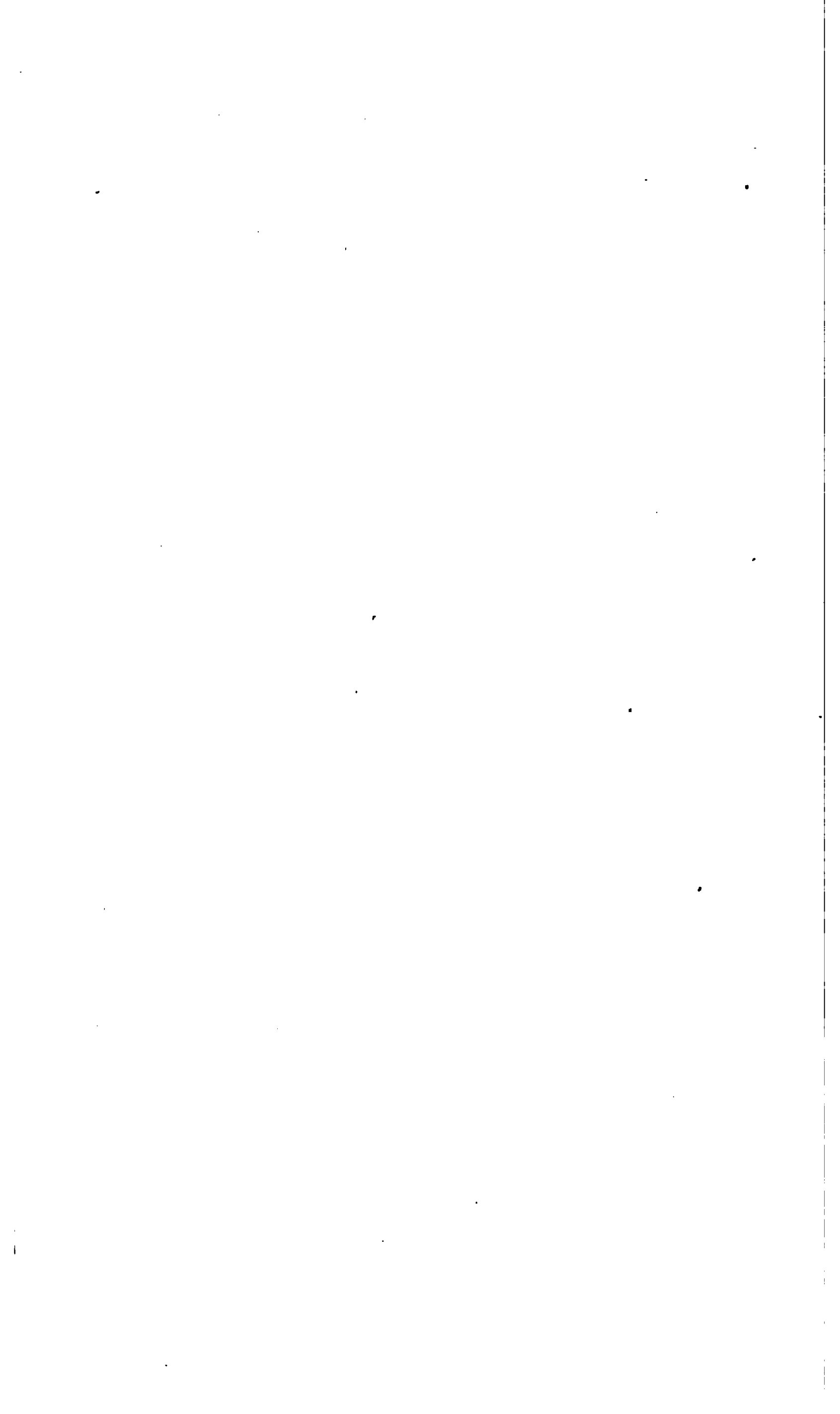





WIDENER
HN ND37 0







Christina,

Königin von Schweden.

Ein Lebensbild

von

Franz Schauerte.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Christina,

Königin von Schweden.

Ein Lebensbild

von

Franz Schauerte.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

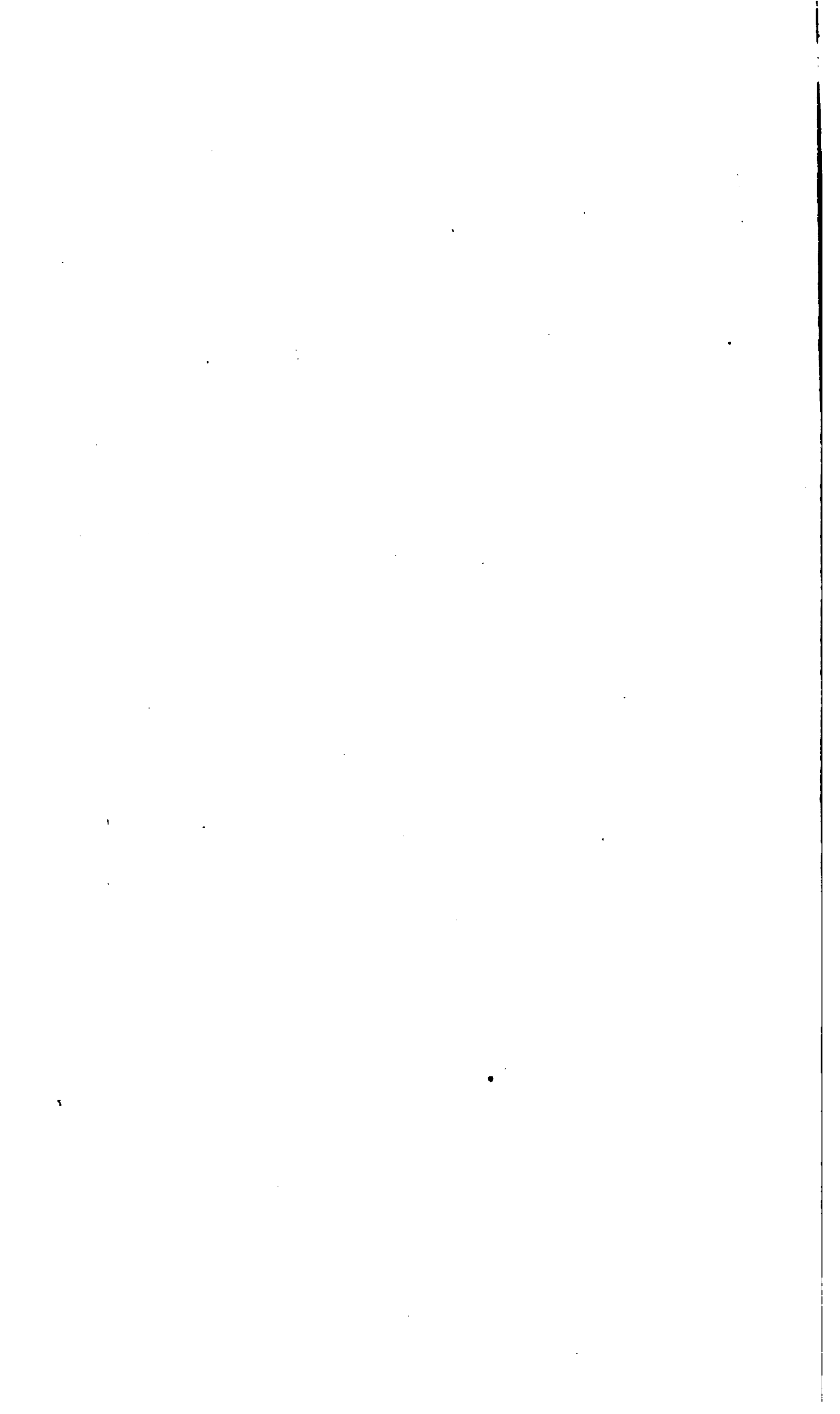
Buchdruckerei von H. Stratz in Säckingen.

Inhalt.

Einleitung.

Zu den besonders merkwürdigen Personen, welche die Geschichte mit Bewunderung nennt, gehört auch die Königin Christina von Schweden, die Tochter Gustav Adolph's. Ihr Charakter ist so großartig, und ihr Leben bietet ein so interessantes Gemälde dar, daß wenige Biographien die der Königin an Reichhaltigkeit übertreffen, während ihr Einfluß auf die wichtigsten Begebenheiten in Europa derselben eine allgemeine historische Bedeutung verleiht.

Die Urtheile über diese seltene Fürstin sind stets sehr verschieden gewesen. Während die Einen sie mit Lobsprüchen erheben, wird sie von Andern getadelt und leidenschaftlich verleumdet. Schon bei ihren Lebzeiten und bald nach ihrem Tode erschienen in beider Richtung verschiedene Schriften. Zu letztern gehören namentlich mehrere Broschüren, die besonders ihr Privatleben betreffen und als Quelle benutzt werden. Sie sind meistens von feindlichen und schmähsüchtigen Franzosen geschrieben und verdienen keinen Glauben. Nach ihnen ist das viel verbreitete „Leben der weltberühmten Königin Christina von Schweden", Leipzig 1705, von Prof. Chr. Stief in Breslau verfaßt.



Christina,

Königin von Schweden.

Ein Lebensbild

von

Franz Schauerte.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

besonderem Werthe ist. Sonst hat er diesen Punkt oberflächlich behandelt. Er will nicht nach Gründen und Beweisen für Christina's Uebertritt zur katholischen Kirche suchen, sondern erklärt ihn einfach aus einer „unerklärlichen Neigung und unbedingten Sympathie"; Christina's emsiges Forschen wird nicht erwähnt. Hinsichtlich der übrigen Begebenheiten ihres Lebens hat er Manches schön und geistreich zusammengestellt und die Königin im ganzen human und billig beurtheilt. Letzteres läßt sich auch sagen von K. F. Becker's „Weltgeschichte", Leipzig 1869, Bd. XII, und von K. A. Menzel's „Neuerer Geschichte der Deutschen", Breslau 1839, Bd. VIII.

Bedeutsames Material zu einer Lebensbeschreibung der Königin Christina enthalten ferner vier Aufsätze der historisch-politischen Blätter vom Jahr 1843, Bd. XII; sie reichen bis zum Frieden von Brömsebro, eine Fortsetzung ist nicht erfolgt. Ebenso trefflich ist die Arbeit von Höfler in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon II, Freiburg 1848.

Raumer, „Geschichte Europa's", Leipzig 1835, Bd. V, hat sehr nachtheilig über Christina geurtheilt, so daß Geijer ihm mit Recht den Vorwurf macht, er habe „in den wenigen Blättern, die er Christina gewidmet, gerade nicht die besten Quellen benutzt".

Dieselben ungünstigen Ansichten finden sich in den weitverbreiteten Weltgeschichten von F. C. Schlosser, Frankfurt a. M. 1853, Bd. XIV und XV, und von G. Weber, Leipzig 1878, Bd. XII. Ohne weiteres Quellenstudium und vielleicht auch aus Confessionseifer haben sie die schlechten Urtheile, welche sich durch obengenannte Schmähbroschüren festgesetzt hatten, aufgenommen und weiter verbreitet. In den „Convertiten seit der

Reformation" von Dr. A. Räß, Bischof von Straßburg, Bd. VII, Freiburg bei Herder 1868, ist hauptsächlich nur die Conversion der Königin Christina behandelt; die übrigen Begebenheiten ihres Lebens sind, soweit es dem Zweck des Werkes entsprechend ist, kurz und anziehend dargestellt.

Eine besondere Erwähnung verdient schließlich W. H. Grauert, „Christina, Königin von Schweden," Bonn 1837—42. 2 Bde. Dieses Werk ist mit gründlicher Erforschung der Quellen, mit Geist und anziehender Darstellung geschrieben und verbreitet sich über alle Lebensbegebenheiten der Königin. Der Verfasser bekennt gern, daß er ihm Vieles verdankt, obgleich er mit seiner Auffassung nicht in allen Theilen übereinstimmt. Das gilt z. B. von dem Satze (Th. II, S. 67): „Es läßt sich nicht beweisen, daß sie wirklich überzeugt war (von dem katholischen Glauben), aber es fehlen ebenso die Beweise für das Gegentheil." Vielleicht nicht mit Unrecht sagen daher die historisch-politischen Blätter (Bd. XII), daß Grauert's Werk mit „einer fast kalten, farblosen Ruhe" geschrieben sei.

Unter Benutzung und Prüfung obengenannter Werke ist vorliegendes Schriftchen entstanden. Möchte es recht viel zur Ehrenrettung der großen Königin beitragen; möchte es auf seinen Wegen vielem Wohlwollen und vielen Freunden begegnen.

Friedrichroda, im Juni 1880.

Fr. Schauerte.

I.

Christina's Jugendzeit.

„Du wolltest, mein Gott! daß ich von Lorbeeren und Palmen umringt geboren würde. Ich schlief ruhig in ihrem schützenden Schatten; unter Trophäen erquickte mich der erste Schlummer; Sieg und Glück schienen meiner Kindheit Gespielen; zur Wiege diente mir der Thron; kaum war ich geboren und schon mußte ich ihn besteigen. Nur wenige Monate nach meiner Geburt berief der König, mein Vater, die Stände des Reiches und ließ sie mir den Eid der Huldigung leisten, und noch lag ich in der Wiege, und Schweden kniete schon zu meinen Füßen. . . . . Du allein, o Herr! bist es, bei dem wir unsere Zuflucht suchen müssen; Du allein machst dieses Herz gelehrig und diese Seele gütig, worüber Deiner Begnadigten Einer so große Freude empfand. Deine Güte, o Herr! verlieh mir diese unschätzbare Gabe in einer Ueberfülle, wie sie Deiner würdig ist. Mein Herz war gelehrig. Es war edel und groß, seit es seiner selbst bewußt ward. Du hast es zur Wohnung einer Seele von eben derselben Beschaffenheit gemacht, welcher Du ein unersättliches Verlangen nach der Wahrheit, nach der Tugend und nach dem Ruhme verliehen hast. Noch jetzt fühle ich eben so stark und feurig alle jene edlen und würdigen Regungen in mir, die Du dem weisesten unter den Menschen, dem größten aller Könige ins Herz legtest und die einst seine Feder mit so vielem Nachdruck schilderte. Du hast auf eine so ausgezeichnete Art für mich gesorgt, daß Du, nicht zufrieden mit so vielen mir erwiesenen Gnaden, mir

noch alles das verschaffen wolltest, was man in meinem Vaterlande zu einer königlichen Erziehung nur immer wünschen konnte. Du allein weißt, ob ich mich so vieler Gnade würdig gezeigt habe. Ich könnte mich täuschen, indem ich mir und Anderen zu sein schiene, was ich nicht bin. Dich aber kann ich nicht täuschen, denn Du kennst das Werk Deiner Hände."

So beschreibt Christina selbst, die Tochter Gustav Adolph's, acht Jahre vor ihrem Tode den Eintritt in dieses Leben, indem sie ihre Worte an Gott richtet, um ihn für alles Gute zu loben und zu preisen, sich selbst aber durch das Geständniß ihrer Schwächen zu demüthigen.

Es war in dem Getümmel des für Schweden so vortheilhaften polnisch-preußischen Krieges, zu einer Zeit, wo Gustav Adolph schon mit den protestantischen Fürsten in Deutschland um die Leitung in dem großen Kampfe gegen den römisch-deutschen Kaiser unterhandelte, als ihm am 8. Dezember 1626 zu Stockholm von seiner Gemahlin Marie Eleonore, der Tochter des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg, eine Tochter geboren wurde, welche in der heiligen Taufe die Namen Christina Augusta erhielt. Die Eltern hatten sich nach Verlust von zwei Töchtern einen Sohn gewünscht, und die Astrologen es zuverlässig verkündet. Man hielt das Kind auch anfangs für einen Knaben und der Jubel darüber erfüllte den ganzen Palast. Die Enttäuschung war darum nicht gering, als man den Irrthum entdeckte. Am schnellsten jedoch faßte sich der König. Als seine Schwester, die Prinzessin Katharina, ihm das Kind brachte, nahm er es zärtlich in seine Arme und sprach: „Wir wollen Gott danken; ich hoffe, daß diese Tochter mir einen Knaben reichlich ersetzen werde und bitte, daß er sie mir erhalte, wie er sie mir gegeben hat." Er befahl, das Te Deum zu singen und alle Freudenbezeugungen anzustellen, die bei der Geburt des ersten Prinzen gebräuchlich sind. Lachend sagte er von der Tochter: „Sie wird groß werden, denn sie hat uns alle betrogen."

Nicht so zufrieden und gottergeben war die Königin. Sie konnte das Kind nicht leiden, weil es, wie sie sagte, ein Mädchen und häßlich sei; und wirklich war es schwarzbraun, wie ein kleiner Mohr. Dieser Widerwille der Mutter ging auch auf die Frauen über, welche der Tochter warteten. Man ließ sie in ihrer Kindheit mehrmals fallen und bediente sich anderer Mittel, um sie ums Leben zu bringen oder gebrechlich zu machen; sie hat davon aber keinen andern Schaden gelitten, als daß die eine Schulter etwas höher wurde, wie die andere. Gustav Adolph hingegen hegte für sein Töchterlein die größte Liebe. Schon wenige Monate nach der Geburt berief er die Reichsstände und ließ der kleinen Prinzessin den feierlichen Huldigungseid leisten. Sein ganzes Sinnen ging von Anfang an dahin, daß die Tochter ihm einen Sohn ersetze; nicht eine weibliche Fürstin, sondern ein männlicher König sollte sie für Schweden sein. Die Anlagen des Kindes, leiblich und geistig sein Ebenbild, kamen ihm hierin vollkommen entgegen. Was aber der Natur noch fehlte, sollte durch Erziehung und Unterricht ersetzt werden. Frühzeitig nahm er sie daher mit zu den Musterungen der Truppen und hatte seine Freude an ihrem kindlichen Muthe und unerschrockenen Sinn. Christina selbst erzählt uns, wie ihr Vater ein Te Deum habe singen lassen, als sie von einer tödtlichen Krankheit genesen und fährt dann fort: „Hierauf nahm mich der König auf seiner Reise nach Calmar mit, wo er mich bei seiner Ankunft auf eine kleine Probe stellte, die seine Liebe zu mir gar sehr vermehrte. Ich zählte noch nicht zwei Jahre, als er nach Calmar kam. Man war im Zweifel, ob die Garnison und die Kanonen der Festung dem Herkommen gemäß salutiren sollten, aus Furcht, ein Kind von meiner Wichtigkeit zu erschrecken. Um jedoch nichts zu versäumen, verlangte der Hauptmann der Festung die Befehle des Königs. Dieser schwankte einen Augenblick, dann sprach er: „Nur zu! schießt! sie ist ein Soldatenkind und muß sich daran gewöhnen.“ Man that es und gab die Salven in aller Form. Ich befand

mich mit der Königin im Wagen, und statt zu erschrecken, wie es sonst bei Kindern von so zartem Alter zu geschehen pflegt, lachte ich, klatschte in die Hände, und da ich noch nicht sprechen konnte, suchte ich durch Zeichen, wie sie nur ein Kind meines Alters vorbringen kann, meine Freude auszudrücken, zu verstehen gebend, daß man nur fortfahren möge zu schießen. Dieses kleine Abenteuer vermehrte sehr die Zärtlichkeit des Königs für mich, denn er schöpfte daraus Hoffnung, ich sei von Natur so unerschrocken wie er. Seitdem nahm er mich immer mit, um der Musterung seiner Truppen beizuwohnen, und überall gab ich ihm Proben meines Muthes, wie er sie nur von einem zarten Kinde, das noch kaum sprach, erwarten konnte. So war es ihm eine Lust, mit mir zu scherzen, und er sprach: „Wohlan, laß mich nur machen, ich will dich eines Tages an Orte führen, wo du dein Vergnügen haben sollst.“ Zu meinem Unglücke hinderte ihn der Tod, mir Wort zu halten, und ich hatte nicht das Glück, meine Schule unter einem so tüchtigen Meister zu machen.“

Gleich unerschrockenen Sinn zeigte sie kurz nach dem Tode Gustav Adolph's einer russischen Gesandtschaft gegenüber, die zur Beileidsbezeugung und Beglückwünschung nach Schweden geschickt war. Die Vormünder der Fürstin wünschten, daß das Kind bei dem Empfange der Fremden durch eine würdevolle Haltung imponiren möge. Sie zeigten ihr das Ceremoniell und sprachen ihr Muth ein vor den fremden Männern. Christina sagte: „Ei, warum soll ich mich davor fürchten?“ Als man ihr erwiderte, die Moskowiter hätten fremde Tracht und lange Bärte, sagte sie lachend: „Was kümmern mich die langen Bärte“, und auf den Marschall und Admiral deutend, fuhr sie fort, „habt Ihr ja doch auch lange Bärte und fürchte ich mich nicht vor Euch, warum sollte ich jene fürchten“. Diese kleinen Abenteuer zeigen den Geist des Kindes und sind vorbedeutend für die Zukunft.

Als Christina 3½ Jahre alt war, zog Gustav Adolph

im Mai 1630 in den dreißigjährigen deutschen Bruderkrieg. Das Kind sollte dem Vater einen Abschiedsgruß sagen; da aber derselbe ganz in Gedanken versunken auf die Kleine nicht hörte, zupfte sie ihn am Kleide und wandte ihn zu sich um. Sobald der König sie bemerkte, nahm er sie auf seine Arme und küßte sie mit Thränen in den Augen. Dann verließ er sein Vaterland, um es nicht wieder zu sehen.

Vor seiner Abreise hatte Gustav Adolph alle Angelegenheiten seines Reiches und seiner Familie geordnet und seine Tochter als einzige Erbin und im Falle seines Todes als König von Schweden anerkennen lassen. Da er seine Gemahlin später nach Deutschland kommen ließ und dieselbe auch nicht für die Erziehung von Christina geeignet hielt, so übertrug er die Oberaufsicht darüber seiner vortrefflichen Schwester, der Pfalzgräfin Katharina. Ihren Gemahl, den Pfalzgrafen Johann Casimir, konnte er nicht öffentlich als Oberhofmeister mit der Erziehung seiner Erbin betrauen, da er ein Ausländer und Calvinist,. überdies ein kleiner deutscher Fürst war, was das Volk mit Abneigung, den hohen Adel mit Eifersucht erfüllte. Auch die Mutter sollte auf die Bildung der Tochter keinen Einfluß haben, noch auch an der Regierung theilnehmen. Sie war eine gutmüthige zarte Fürstin, aber ohne alle Energie. „Sie hatte viele gute Eigenschaften," sagt Christina, „aber keine, die sich zum Herrschen eigneten"; sie war weichherzig, empfindsam, melancholisch, voll Verdrießlichkeit und Klagen. Schweden, Land und Volk, waren ihr zuwider. Dazu war sie eine Ausländerin und in dem streng lutherischen Lande eine eifriggläubige Calvinistin. Christina sollte aber ein lutherischer König sein.

Zu Lehrern und Hofmeistern hatte der König nur protestantische Schweden bestimmt, und zwar, wie Christina meint, weil ihm prophezeit war, seine Tochter würde nicht in der Religion sterben, in der sie geboren wäre. Es durften deshalb auch keine Calvinisten zu Christina Zutritt bekommen und noch weniger Katholiken; letztere sollten sogar innerhalb drei Mona-

ten das Reich verlassen. Drei Schweden, welche den katholischen Glauben angenommen und heimlich einen Jesuiten als ihren Beichtvater nach Schweden hatten kommen lassen, ließ Gustav Adolph im Jahre 1624 hinrichten. So verstand er daheim die Glaubensfreiheit, für welche er angeblich in Deutschland stritt.

Die Prinzessin sollte eine völlig männliche Erziehung bekommen und Alles lernen, was ein Fürst wissen müsse. Christina sagt hierüber selbst: „Der König hat allen meinen Vorgesetzten befohlen, mir eine ganz männliche Erziehung zu geben und mich in Allem zu unterweisen, was ein junger Fürst wissen müsse, um würdig zu regieren. Er erklärte ausdrücklich, daß man mir durchaus keine Empfindung meines Geschlechtes einflößen solle, mit einziger Ausnahme der Züchtigkeit und Bescheidenheit. Im übrigen sollte ich nach seinem Wunsche ein Prinz sein und in Allem unterrichtet werden, was für einen Prinzen geziemt. Und hierin war es, wo meine Neigungen seinen Absichten so wunderbar entgegenkamen, denn ich hatte einen Widerwillen und einen unbesiegbaren Abscheu gegen Alles, was Frauen thun und sprechen. Ich hatte überdies eine unüberwindliche Ungeschicklichkeit für alle Handarbeiten. Nie fand man ein Mittel, mir irgend etwas hiervon beizubringen. Aber dagegen lernte ich in einem Alter von vierzehn Jahren mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit alle Sprachen, Wissenschaften und Uebungen, die man mich lehren wollte." Wie früh sie z. B. lesen und schreiben lernte und neben der schwedischen auch die deutsche Sprache verstand, zeigt folgendes Briefchen, welches sie ihrem Vater wahrscheinlich während des deutschen Krieges schrieb: „Gnädigster Herzlieber Herr Vater. Weil ich das glük nicht hab jetz bei E. K. M. zu seyn, so schick E. M. ich meine demüthige contrefay. Bitte E. M. wolle meiner dabey gedenken undt bald zu mir wiederkommen, mich unterweil was hübsch schicken. Ich will allzeit from seyn und fleissig beten lehrnen. Gott lob ich bin gesundt. Gott gebe uns allzeit gute Zeitung von E. M. Demselben befele E. M. allzeit" u. s. w.

Auch Gustav Adolph gedachte öfters mit liebender Sorgfalt seiner hoffnungsvollen Tochter und empfahl sie aufs dringendste der Fürsorge des Reichskanzlers Axel Oxenstierna.

Während dessen erhöhte er den Glanz seines Thrones durch immer neue Siege, bis die Hand der Vorsehung seinen Triumphzug durch Deutschland hemmte, und Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 fiel. Ueber die hilflose Lage, in welche Christina durch den Tod ihres Vaters gerieth, über die Nacht der Sorgen und der Trauer, welche auf den blendenden Sonnenschein des Sieges und des Ruhmes folgte, äußert sie sich in folgenden Ausdrücken: „Es war Deine mächtigste Hand, o Herr! welche meine Stirn mit diesem ersten Lorbeer krönte, den ein so kostbares Blut benetzte. Der Sieg war es, der mich zuerst als Königin in Deutschland verkündigte, nur kurze Zeit darauf hallte sein trauervolles und glorreiches Echo in Schweden wieder. Auf einem unheilvollen Schlachtfelde, wo der größte König der Erde gefallen, dort nannte der Sieg zum ersten Male meinen Namen und verkündete, als mein Herold, zum ersten Male Deutschland den herkömmlichen Ruf: Der König ist todt! hoch lebe der König! Aber wie verschieden waren diese beiden Könige! Der todte war der größte der lebenden Menschen und der lebende die ohnmächtigste aller Kreaturen! Welch' ein Schmerz für so viele Tapfere, ein Kind, das kaum der Wiege entstiegen, dem größten Könige der Erde folgen zu sehen! Und doch war dieses Kind das einzige Band, wie schwach es auch immer sein mochte, das diese zahlreiche Schaar von Tapferen, von so verschiedenem, von so entgegengesetztem Interesse zusammenhielt, indem Alle ein hingebender Muth beseelte, die Rechte einer Tochter zu schirmen, die in einem so verhängnißvollen Augenblicke zu herrschen begann und durch die es Dir gefallen hat, so große Dinge, die später unter so schwacher Leitung vollbracht wurden, glorreich zum Ziele zu führen, auf daß Dir allein der Ruhm davon verbliebe, wie es die Gerechtigkeit verlangt."

Die Verhältnisse des Reiches waren in der That die unglücklichsten von der Welt. Der deutsche Krieg, in dem Gustav Adolph im Vertrauen auf seinen Geist und sein Glück das Direktorium übernommen hatte, war noch nicht beendigt. Von Schweden war er schlecht unterstützt worden. Die Disciplin hatte er nur mit Mühe in dem zusammengewürfelten Heere aufrecht zu halten gewußt. Die feige Charakterlosigkeit seiner deutschen Glaubensgenossen hatte er oft erfahren und sie ihnen mit bitteren Klagen vorgehalten. So sagte er, entrüstet über ihre Ausschweifungen, die sie selbst in protestantischen Gebieten an ihren eigenen Glaubensgenossen begingen, im Lager bei Nürnberg: „Hätte ich euch gekannt, ihr Deutschen, daß ihr so wenig Liebe und Treue zu euerem eigenen Lande trüget, ich hätte kein Pferd euretwegen gesattelt, geschweige meine Krone und mein Leben für euch eingesetzt." Von dem eigennützigen Frankreich war nichts zu hoffen, Dänemark barg mit Mühe seinen Unmuth; Polen fühlte die frisch blutenden Wunden und der schwedische Adel selbst hatte noch nicht vergessen, daß das Reich ein Wahlreich mit Erbfürstenthümern gewesen. Ungemessene Ansprüche machte er an die Krone geltend und drückte anderseits die freien Bauern, in denen hierdurch demokratische Gesinnungen von Gleichheit und Volksherrschaft geweckt wurden. Nun sollte ein so innerlich zerrissenes und äußerlich bedrohtes Reich im Namen eines Kindes verwaltet werden. Aber gerade die große Gefahr und der drohende gemeinsame Untergang beseitigte alle Uneinigkeit und richtete die Augen Aller auf den Kanzler Oxenstierna. In ihm lebte der Geist des Dahingeschiedenen fort; er vertrat in Schweden die Stelle eines Königs und war für Christina ein zweiter Vater. „Des Königs Tod", sagt sie, „wäre für Schweden verderblich gewesen, hättest Du, o Gott! ihm nicht diesen Mann zum Erretter aus so vielen Nöthen verliehen. Denn es gibt für ein Reich keinen größeren Jammer, als wenn sein König ein Kind ist; und zu Schweden's Unglück war dieses Kind ein Mädchen." So bestürzt der Kanzler auch war, als er in Frankfurt am Main

den Tod seines Königs vernahm, so faßte er doch bald wieder Muth und suchte in seinen Schreiben, die er zu verschiedenen Zeiten aus Deutschland nach Schweden sandte, Allen den gleichen Muth einzuflößen, von der Gesinnung seines Herrn durchdrungen, „daß die Monarchie nicht in Personen, sondern in Gesetzen besteht, und daß die Fürsten sterblich, das Gemeinwesen aber unsterblich ist“.

Der Reichsrath in Schweden seinerseits versammelte die Stände zu Stockholm und diese erklärten einstimmig „die großmüthigste hochgeborne Fürstin und Fräulein, Fräulein Christina des seligen Königs Gustav II. und Großen Tochter für die erkorene Königin und Erbfürstin von Schweden“. Als der Marschall des Reichstages den versammelten Ständen diesen Antrag machte, unterbrach ihn einer von dem Bauernstande und fragte: „Wer ist diese Tochter Gustav's? Wir kennen sie nicht und haben sie niemals gesehen.“ Zugleich hörte man in der ganzen Versammlung ein Murmeln, welches ihm Beifall zu geben schien. Der Marschall antwortete: „Ich will sie Euch zeigen, wenn Ihr sie sehen wollt.“ Er holte sie aus ihrem Zimmer und stellte sie mitten unter die Stände, besonders vor den erstgedachten Bauer, der sie aufmerksam betrachtete. „Sie ist es,“ sagte er endlich; „das ist die Nase und die Stirn, das sind die Augen des Königs Gustav: sie soll unsere Königin sein.“ Christina selbst drückt ihre Erinnerung über jene erste Huldigung also aus: „Ich war noch so sehr Kind, daß ich weder meinen Verlust, noch mein Glück ermessen konnte: indessen erinnere ich mich doch, daß ich entzückt war, so viele Männer zu meinen Füßen mir die Hand küssen zu sehen. Als die Stände versammelt waren, mußte ich einen Thron besteigen. Noch wußte ich nicht, welche Pflichten ein so schrecklicher Sitz mir auferlegte. Unbekannt war mir, wie sehr man wachen, sich mühen und abarbeiten muß, um seiner sich würdig zu machen und welche furchtbare Rechenschaft ich Dir, o Herr! abzulegen hätte, ihn unwürdig eingenommen zu haben. Du

warst es, o Gott! wodurch damals ein Kind die Bewunderung des Volkes erregte, das da staunte über den angebornen Ernst, womit ich bei jener ersten Gelegenheit die Königin vorstellte. Du hattest meiner Stirn jenes Zeichen der Größe aufgedrückt, das Du nur denen verleihst, die Du, wie mich, zu der Ehre bestimmt hast, Deine Stellvertreter unter den Menschen zu sein. — Doch es bedarf so wenig, damit ein Kind Bewunderung erweckt, noch weniger aber ist es ein Kind des großen Gustav Adolph; vielleicht auch, daß die Schmeichelei, die mit uns geboren wird und mit uns stirbt, die Erzählungen davon übertrieben hat. Ich weiß indessen, daß Du Alles vermagst und daß Du andere Wunder aus Liebe zu mir verrichtet hast. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß ich das Alles sagen hörte und daß ich ein Wohlgefallen darüber empfand, was mich schon damals strafbar gegen Dich werden ließ, indem es mich selbstgefällig machte, die ich mir da einbildete, ich hätte wunder was gethan und ich sei überaus geschickt, da ich doch noch nicht erkannte, daß ich Alles Deiner Güte allein verdankte, noch auch, welches die schreckenvollen Pflichten meiner Würde seien."

Da Christina erst sechs Jahre alt war, so wurden nach den Mittheilungen, welche der Reichskanzler über die Absichten des verstorbenen Königs machte, die fünf höchsten Würdenträger, der Reichs-Droste, der Reichs-Feldmarschall, der Reichs-Admiral, der Reichs-Schatzmeister und der Reichs-Kanzler, als Reichsverwalter und Vormünder angenommen. Sie erhielten Vollmacht, bis zur Großjährigkeit der Königin mit königlicher Autorität zu handeln und im Namen der jungen Fürstin für Alles zu sorgen. Die Oberaufsicht der ausländischen, besonders der deutschen, Angelegenheiten wurde einstimmig dem Reichskanzler Oxenstierna übertragen. Der Schwager des Königs, der Pfalzgraf Joh. Casimir, und die Königin-Mutter wurden von den Staatsgeschäften ausgeschlossen. Hierüber, sowie über die Zurückdrängung von der Erziehung ihres Kindes war die Mutter sehr unzufrieden. Sie bemächtigte sich deshalb ihrer Tochter und ließ

sie weder Tag noch Nacht von sich. Man befürchtete, daß die seit dem Tode des Königs eingetretene Melancholie und Traurigkeit der Mutter auch schädlich auf das Gemüth des Kindes wirken würden, und beschloß, sie von der Königin zu entfernen. Indessen mußte man hiervon für die erste Zeit noch Abstand nehmen. Hören wir sie selbst, wie sie diese Trauerzeit ihrer Kindheit beschreibt. Nachdem sie das Leichenbegängniß ihres Vaters mitgetheilt und der langen und traurigen Ceremonien gedacht, welche sie mit Langeweile erfüllten, fährt sie fort: „Was mein Unglück vollendete, war das trauervolle Leben, welches die Königin, meine Mutter, führte. Sobald sie (aus Deutschland) angekommen war, schloß sie sich in ihr Gemach ein. Von der Decke bis zu dem Fußboden war dasselbe ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen; ein Stoff von derselben Farbe verhüllte auch die Fenster. Man sah nichts darin; Wachskerzen brannten daselbst Tag und Nacht. Was man darin erblickte, Alles erinnerte an den Tod. Sie weinte Tag und Nacht und es gab Tage, wo sie ihren Schmerz zu einer solchen Höhe steigerte, daß es zum Erbarmen war. Ich hatte Ehrfurcht vor ihr und war ihr in zärtlicher Liebe zugethan; aber diese Ehrfurcht drückte mich und ward mir immer gar lästig, besonders als sie sich gegen den Willen meiner Vormünder meiner Person bemächtigte und mich bei sich in ihr Gemach einsperren wollte. Sie begann zuerst damit, die Erziehung, welche man mir bisher gegeben, zu tadeln. Sie gerieth hierüber sogar in einen Zwist mit der Regentschaft. Die Ehrfurcht jedoch, die man vor ihr hegte, machte, daß man ihr hierin einige Zeit eine gewisse Freiheit ließ. Da man ihr die Regentschaft entzogen hatte, so gestattete man ihr meine Leitung. Diese Rücksicht glaubte man ihr im übrigen schuldig zu sein. Dieses bewirkte, daß sie auch meine Tante von mir entfernte, indem sie sagte, sie wolle selbst meine Erzieherin sein. Auch andere Veränderungen versuchte sie, aber man widersetzte sich ihr mit Recht. Indessen liebte sie mich zärtlich und um so mehr, da sie sagte, ich sei

das lebende Bild des verstorbenen Königs. Aber durch ihre unermeßliche Zärtlichkeit brachte sie mich zur Verzweiflung. Sie ließ mich bei sich schlafen und verlor mich beinahe nicht aus den Augen. Nur mit Mühe konnte ich von ihr die Erlaubniß erhalten, nach meinem Zimmer zu gehen, um dort zu lernen und meine Aufgaben zu machen. Allein Du, o Herr! ließest die Schwäche der Königin, meiner Mutter, mir zum Gewinn dienen; denn dieser Zwang, den ich bei ihr ausstand, diente mir dazu, mich meiner Lernbegier um so mehr hinzugeben, und das war der Grund, warum ich im Unterricht so große und außerordentliche Fortschritte machte; denn ich bediente mich dieses Vorwandes, um der Königin, meiner Mutter und ihrem Trauergemach zu entrinnen, gegen das ich einen solchen Widerwillen hegte."

Nachdem Christina so drei Jahre bei ihrer Mutter verblieben, setzte der Reichskanzler 1636 die Trennung mit seiner Machtvollkommenheit durch, ein Ereigniß, welches die trübsinnige Fürstin noch trübsinniger machte, während es bei der Tochter, die dadurch der zarten, liebevollen Pflege und dem vertraulichen Mutterherzen entfremdet wurde, gewiß nicht wenig zur einseitigen Ausbildung ihres männlichen, selbständigen Geistes beitrug. Die Königin-Mutter reiste nun nach ihrem Witwensitze Gripsholm in Südermanland, und die Prinzessin Katharina nahm die frühere Stellung wieder ein. Es begann jetzt für die junge Fürstin ein neues Leben, indem man sich ihrer Erziehung und ihrem Unterrichte mit der größten Sorgfalt und Hingebung widmete. „Ein für den Thron geborenes Kind ist ein allgemeines Gut, von welchem der Ruhm des Staates und das Glück jedes Einzelnen abhängt." Diese Ansicht, die Christina in ihrer Selbstbiographie ausspricht, hegten auch die Stände. Schon im Jahre 1635 hatten sie über die bei Christina's Erziehung zu befolgenden Grundsätze eine Zuschrift an die Regentschaft gerichtet. Christina solle als eine rechte Schwedin erzogen werden, die das Land und einen Jeden nach seinem

Stande liebt und schätzt, ihn in seinen Rechten und Freiheiten schirmt und huldreich und gnädig sich Allen erweist. Man solle ihr Erzieher geben, welche nicht nur wissen, sondern auch in Ausübung bringen, was sich für einen Fürsten ziemt, und dabei in den Sitten der Welt erfahren sind und ihr Amt mit der gebührenden Ehrerbietung und Achtung zu wahren wissen. Sie sollen immer um sie sein und alles Unziemliche von ihr abhalten. Ferner solle man ihr gleichaltrige, wohlerzogene und gutgeartete Gespielinnen geben, die durch ihr Beispiel sie in allem Guten ermunterten. Auch ihre Kammerfrauen sollen wohlerzogen und fromm sein, damit Alles sie zur Frömmigkeit, zur Tugend und Ehre hinweise. Die Studien anlangend, so sollen diejenigen, welche die Kunst lehren, Länder und Königreiche als christlicher Fürst zu regieren, die erste Stelle einnehmen. „Da sie sich eine solche Wissenschaft aber eher durch Alter und Erfahrung, als durch jugendliche Studien erwirbt, und die wahre Erkenntniß Gottes und seines Dienstes das Fundament von allem Uebrigen ist, so wird es heilsam sein, daß ihre Majestät vor allem ihr vorzüglichstes Studium aus dem Worte Gottes, den Glaubensartikeln und den christlichen Tugenden macht und daß sie dieses Alles aus Schriften einer guten Moral schöpft, die hierzu als tauglich erkannt werden; denn ist das Fundament auf diese Weise gelegt und gesichert, so wird der Bau selbst um so schneller vollendet, um so fester und dauerhafter sein! Und da die Geschichte eine von jenen Wissenschaften ist, die einem Fürsten am meisten geziemen, so wird es passend sein, daß ihre Majestät recht viel Zeit auf das Erlernen der biblischen Geschichte verwende, die die Grundlage aller andern Geschichten ist. Zugleich kann auch ihre Majestät gut schreiben und rechnen lernen und fremde Sprachen nach dem Ermessen der Vormünder; Männer von Gelehrsamkeit und Erfahrung mögen in Betreff der zu lehrenden Autoren die Methode, die Zeit und Reihenfolge bestimmen, sowie die darin anzustellenden Uebungen. — Da es aber nicht hinreicht, mit

dem Glauben vertraut zu sein, da man auch das Böse abhalten und die Hindernisse wegräumen muß, so finden wir es unumgänglich nothwendig, daß ihrer Majestät nicht nur nicht gestattet sei, unnütze oder gar schlechte Bücher zu lesen, sondern sie soll auch keine bösen Meinungen und Gesinnungen sowohl über weltliche als über heilige Dinge hören, damit sie von den Irrthümern des Papismus oder Calvinismus nicht angesteckt werde und von den zeitlichen Dingen keine verkehrten Gedanken schöpfe, sowohl in Betreff der Staatsangelegenheiten, als vor allem über die Verfassung und Regierung des Vaterlandes, oder solche Meinungen, die der Freiheit und den Befugnissen der Stände und Unterthanen des Reiches schädlich wären, sondern im Gegentheil nur Gesinnungen des Wohlwollens und der Zuneigung zu dem Reichsrathe, den Ständen und den Unterthanen ihrer Herrschaft hege."

Wer hätte wohl bei einer solchen Richtung der Erziehung, bei so wachsamen und vorsichtigen Erziehern ahnen können, daß die talentvolle und wissensdurstige Schülerin einst im Dome von St. Peter zu Rom ihre Grabstätte finden würde?

Auch der Mann, dem zunächst mit der Leitung des religiösen und wissenschaftlichen Unterrichts die Ausführung der Grundsätze der Stände oblag, schien für die Erreichung ihrer Absichten durchaus passend. Es war Dr. Matthiä, der Hofprediger Gustav Adolph's, der ihm nach Deutschland gefolgt und von ihm selbst zum Lehrer seines einzigen Kindes ausersehen war. In den trüben Zeiten, als die melancholische Mutter Christina's Erziehung leitete, war er ihre Zuflucht und Trost. Ihm eröffnete sie ihr Herz und so wurde er, wie sie selbst erzählt, der Vertraute ihrer Klagen. „Auch mein Lehrer hatte seine Freude an mir. Ich war fleißig. Ich liebte schöne Bücher; ich faßte Alles, ich begriff ohne Mühe. Manchmal erklärte ich ihm, was er nicht verstand oder sich wenigstens nicht zu verstehen stellte. Kurz Alle, deren Unterricht ich genoß, waren mit mir zufrieden. Mein Lehrer war mein Ver-

trauter. Ich theilte ihm alle meine Schmerzen mit und stellte Betrachtungen mit ihm an, die ihn in Erstaunen setzten. Wir sprachen zusammen über die Regierung. Er erzählte mir Alles, was vorging, und ich machte mit ihm über Alles meine Bemerkungen. Sonst war ich über alle Vorstellung verschlossen, und konnte man sich mir in Allem vertrauen."

Als Studiengenossen und Gespielinnen wurden Christina die Töchter ihres Onkels, des Pfalzgrafen Johann Casimir, beigegeben. Obgleich sie erst zehn Jahre alt war, so studirte sie doch mit solchem Eifer, daß Jedermann darüber erstaunt war. Sie verwandte sechs Stunden des Vormittags und ebenso viele des Nachmittags auf ihre Studien; sie entzog sich Schlaf, Essen und Trinken, um ihnen nachgehen zu können. Durch solche Anstrengungen zog sie sich mehrmals heftige körperliche Uebel und gefährliche Krankheiten zu. Die Uebungen in der deutschen, lateinischen und schwedischen Sprache verband der Lehrer mit dem Religionsunterrichte; schwedisch und lateinisch las er mit ihr Bibelsprüche und den Katechismus von Luther, deutsch ebenfalls Sprüche aus der hl. Schrift, eine Auswahl Psalmen, Gebete und Gesänge. Uebrigens hatte sie das Deutsche schon früh gelernt, auch der französischen Sprache wandte sie bald ihre Aufmerksamkeit und ihren Fleiß zu: in beiden behauptet sie keinen Lehrer gehabt zu haben. Vorzüglich aber verlegte sie sich auf die Erlernung der lateinischen Sprache und erlangte darin bald eine große Gewandtheit und vielen Geschmack. So hielt sie Neujahr 1636 an ihren Onkel, den Pfalzgrafen Joh. Casimir, eine lateinische Glückwunschrede, und schrieb viele lateinische Briefe an denselben, an die Regentschaft und Andere. Ja, sie machte sich nach zurückgelegtem zehnten Jahre durch einen lateinischen Revers verbindlich, mit ihrem Lehrer Dr. Matthiä künftig nur lateinisch zu sprechen. Um ihr Rednertalent zu üben, mußte sie aus ihrer klassischen Lektüre: aus Sallust, Curtius und Livius, die schönsten Partien auswendig lernen und deklamiren. Daß Christina bei diesen Uebungen im Gegensatz zu ihren beiden

Studiengenossinnen nie im Namen einer Frau sprach, sondern ihr immer die Rolle irgend eines Helden zugetheilt wurde, konnte nicht besonders günstig auf ihren Charakter wirken, da nichts der Bildung des weiblichen Herzens und Gemüths so fern steht, als der Geist des klassischen Alterthums, jener stolzen Männerwelt, die ihr höchstes Ziel in Genuß, Herrschaft und Ruhm setzte. Aber auch die übrigen Studien, wie Arithmetik, Astronomie und Geographie wurden nicht versäumt. Auch mit der Staatskunst wurde sie frühe vertraut gemacht. Anfangs hatten zwei Reichsräthe die Aufgabe, diese staatsmännische Unterweisung vorzunehmen. Als jedoch der Reichskanzler aus Deutschland zurückkehrte, unterzog er sich selbst der Mühe, die Tochter seines geliebten Königs in die Geschäfte des Reiches einzuführen. Christina selbst sagt darüber: „Seit seiner Rückkehr nach Schweden brachte der Kanzler täglich drei bis vier Stunden mit mir zu, um mich über die Pflichten meiner Würde zu unterrichten. Er war es, dem ich guten Theils verdanke, was ich von der Regierungskunst weiß. Du, o Herr, hast gewollt, daß einer der größten Männer der Erde mir den ersten Unterricht ertheile, und dieses ist keine der geringsten Wohlthaten, wofür ich Dir verpflichtet bin; denn da Du mir den König, meinen Vater, genommen, wolltest Du, daß dieser Mann zur Unterweisung mir bliebe. Ich empfand das größte Vergnügen, ihn sprechen zu hören. Dafür machte es ihm auch das größte Vergnügen, mich zu unterrichten, und wir blieben drei, vier und manchmal noch mehrere Stunden bei einander, eines mit dem andern überaus zufrieden; und wenn ich es ohne die Bescheidenheit zu verletzen sagen darf, so wurde dieser große Mann mehr als einmal zur Bewunderung über ein Kind hingerissen, dem Du solche Talente verliehen und vor allem eine Begierde, sich zu unterrichten, und eine Fähigkeit zum Verständniß, die er bewunderte, ohne sie zu begreifen, da dieses bei meinem Alter so selten ist."

Ueber den Gang ihrer Studien ließ sich die Regentschaft

von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß der Unterrichtsgegenstände einreichen und ordnete vollständige Repetitionen und Prüfungen an. „Ich hatte meine Repetitionen und Prüfungen, denen einer von dem Reichsrathe, Joh. Skytte, der alte Lehrer meines Vaters, beiwohnte. Dieser gute Mann war ein Pedant, wie es einen auf der Welt gab. Aber er kam nicht allein. Ein anderer vom Reichsrathe begleitete ihn stets, dem man Rechenschaft von meinen Fortschritten ablegte.“

Neben den vorgeschriebenen Gegenständen lernte Christina auch noch manches Andere ohne fremde Hilfe, so das Italienische und Spanische, und machte bei ihrem großen Talente in allen Theilen solche Fortschritte, daß sie von Jedermann bewundert wurde, und der Ruf davon in ganz Schweden die freudigste Hoffnung für das künftige Glück des Landes hervorrief.

Zu den männlichen Studien kamen auch noch männliche Leibesübungen. Da sie von Natur aus eine reizbare Gesundheit hatte und leicht in Krankheiten fiel, so suchte sie ihren Körper durch eine harte Lebensweise und die äußerste Mäßigung zu stärken. Wie ihrer edlen, das Gemeine in jeder Gestalt verabscheuenden Natur die Affen und Hofnarren ihrer Mutter unaussprechlich zuwider waren, so hatte sie einen nicht minder großen Abscheu vor der Völlerei und den Saufgelagen der Helden des dreißigjährigen Krieges und ihrer gemeinen Rohheit. Sie trank nur Wasser, ja sie hatte einen natürlichen Abscheu vor Wein, dessen Genuß sie ganz unwohl machte. Sie selbst sagt hierüber: „Gelernt habe ich nur ein wenig tanzen und reiten, doch sind mir auch die übrigen Uebungen nicht fremd und alle Waffen weiß ich so ziemlich gut zu führen, beinahe ohne ihre Handhabung erlernt zu haben. Zudem war ich unermüdlich. Ich schlief oft unter freiem Himmel auf dem Erdboden. Ich aß wenig und schlief noch weniger. Zwei, drei Tage blieb ich ohne zu trinken, da man mir bei meiner unüberwindlichen Abneigung gegen Wein und Bier nicht erlaubte, Wasser zu trinken; meine Mutter, die Königin, gab

mir einmal die Ruthe, da sie mich überrascht hatte, wie ich heimlich Thauwasser trank, womit sie ihr Gesicht zu waschen pflegte. Zum Essen war mir mit Ausnahme von Schweinefleisch Alles gut. Hitze und Kälte ertrug ich ohne Beschwerde. Ich ging weite Strecken zu Fuß. Ich trabte zu Pferde, ohne je zu ermüden. Ich führte ein außerordentliches Leben, aller Welt zum Trotz. Man that Alles, um mich davon abzubringen, allein man mußte Geduld mit mir haben und mich gewähren lassen. Den Unterricht liebte ich leidenschaftlich, allein die Jagd, Laufen und Spielen liebte ich nicht minder. Ich liebte die Hunde, die Pferde; aber nie hat ein zerstreuendes Vergnügen meinem Unterricht oder meiner Pflicht einen verlorenen Augenblick gekostet; Du weißt es, o Herr! daß ich durch Deine Gnade mir hierüber keinen Vorwurf zu machen habe. Obschon ich die Jagd liebte, so war ich doch nicht grausam, und ich habe nie ein Thier getödtet, ohne dabei lebhaftes Mitleiden zu empfinden. Die Herren und Damen, die mich zur Aufsicht begleiteten, geriethen über mich in Verzweiflung; denn ich machte sie furchtbar müde, und ich ließ ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe, und wenn die Frauen mich von einer so ermüdenden Lebensweise abbringen wollten, machte ich mich über sie lustig und sprach: ‚Wenn ihr Schlaf habt, so legt euch zur Ruhe; ich brauche euch weiter nicht.‘ Meine Tagesstunden waren mit Geschäften, mit Unterricht und Uebungen ausgefüllt. An den Festtagen wurde gespielt, man ging auf die Jagd, oder es gab eine andere Unterhaltung, wie sie sich für mein Alter paßte.“

Zu ihren Lehrern und Erziehern hatte Christina große Zuneigung. Namentlich scheint sie Matthiä wegen seiner Kenntnisse und seines humanen Charakters geschätzt zu haben. Sie sagt von ihm: „Dr. Joh. Matthiä war von gutem Herkommen und ein rechtschaffener Mann, erfahren in den Wissenschaften und schönen Künsten, sehr geschickt, ein Kind meiner Art zu unterrichten, von einer Rechtschaffenheit, Bescheidenheit und Sanftmuth, die ihm Liebe und Achtung erwarb. In seinem Aeußer-

lichen war nichts Pedantisches. Er war ein geschickter und redlicher Mann. Man hatte ihn wegen einer Hinneigung zum Calvinismus in Verdacht. Ich weiß nicht, ob man ihm hierin Unrecht that; war doch dieses der einzige Vorwurf, den man ihm machen konnte. Es lag auch nichts daran, ob er Calvinist oder Lutheraner war. Ich sollte ja weder das eine noch das andere werden." Schon 1636 wandte sich Christina zu seinen Gunsten an die Regentschaft, damit sie ihm einige Ländereien erblich überließe. Später wurde er wahrscheinlich auf Christina's Veranlassung Bischof von Strengnäs. Gegen ihre Vormünder zeigte die junge Fürstin stets Hochachtung, dem Reichskanzler vor allem bewies sie Ehrerbietung und Anhänglichkeit und liebte ihn wie einen zweiten Vater. „Großkanzler des Reiches," sagt Christina, „war Axel Oxenstierna, dieser große Mann, von dem ich schon so oft gesprochen, und von dem man nicht genug sprechen kann. Viele Kenntnisse hatte sich dieser große Mann erworben, da er in seiner Jugend fleißig studirt hatte. Er las noch mitten unter seinen wichtigen Beschäftigungen. Er besaß große Fähigkeiten und große Kenntniß der Geschäfte und Interessen der Welt. Er kannte die starken und schwachen Seiten aller Staaten Europa's. Seine Weisheit, seine Klugheit waren vollkommen, umfangreich seine Fassungskraft, groß sein Herz. Er war unermüdlich. In den Geschäften hatte er eine Beharrlichkeit und einen Fleiß ohne Gleichen. Er machte daraus sein Vergnügen und seine einzige Beschäftigung; und erlaubte er sich eine Erholung, so waren die Geschäfte seine Zerstreuung. Er war mäßig für ein Land und ein Jahrhundert, wo diese Tugend unbekannt ist. Er hatte einen langen Schlaf und sagte, daß keine Angelegenheit ihn je am Schlafen gehindert oder ihn aufgeweckt habe, nur zwei Fälle ausgenommen, der Tod des Königs nämlich und der Verlust der Schlacht bei Nördlingen; sonst hätte er immer, ohne aufzuwachen, seinen vollen Schlaf durchgeschlafen. Er sagte mir oft, wenn er schlafen gehe, so entkleide er sich mit dem Rocke auch aller Sorgen und lasse sie

bis zum nächsten Morgen ruhen. Uebrigens war er ehrgeizig, aber getreu, unbestechlich, nur ein wenig zu langsam und phlegmatisch. Er wurde Großkanzler unter Gustav IX. in einem Alter von 24 Jahren, was in Schweden ohne Beispiel ist. Er diente vier Königen in dieser Würde und starb sechs Monate nach meiner Abdankung, die er nicht ertragen konnte. Sie machte ihm ein solches Herzeleid, daß er nicht mehr derselbe zu sein schien; da er überdies schon so vorgerückten Alters war, daß er einem so schmerzlichen Schlage nicht widerstehen konnte. Er war eines der größten Hindernisse, das ich besiegen mußte, um Dir, o Gott! Alles zum Opfer darzubringen; denn ich liebte diesen großen Mann wie einen zweiten Vater. Ich war ihm zum Danke verpflichtet, und ich kannte Alles, was ich ihm schuldete, ohne gegen sein Verdienst und seine Dienste undankbar zu sein. Allein ich war zur Ehre eines vollkommenen Opfers berufen und meiner Bestimmung mußte ich folgen. Dieses Zeugniß aber bin ich seinem Verdienste schuldig, nachdem ich beinahe Alles kennen gelernt, was dieses Jahrhundert Großes und Ausgezeichnetes besitzt; es sind mir wenige Männer begegnet, die ihn aufgewogen hätten."

Auch ihrer Tante Katharina war Christina mit großer Liebe zugethan. Als sie im Jahre 1638 starb, schrieb Christina an deren Gemahl, den Pfalzgrafen Joh. Casimir: „Obschon ich von Euer Liebden weit entfernt bin, so soll doch bei Euer Liebden allzeit mein Herz sein. Ich hoffe auch, nicht allein mit Worten, sondern auch, will's Gott, einst mit Werken es zu beweisen, und die Treue und Liebe, die meine nunmehr in Gott ruhende herzliebe Base an mir bis an ihren Tod gezeigt hat, an E. L. und Ihren vielgeliebten Kindern zu vergelten; ich hoffe E. L. darzuthun, daß ich Sie um Ihrer eigenen Tugend und um meiner lieben Base willen liebe und ehre. Ich kann E. L. nicht genugsam die große Treue und Dienste vergelten, die Ihre herzliebe Gemahlin mir erwiesen hat wie eine wahre Vaters-Schwester, und nicht allein wie Vaters-Schwe-

ster, sondern wie eine natürliche Mutter. Darum bin ich bereit zu der höchsten dankbaren Erwiderung gegen E. L. und deren herzlich geliebten Kinder." Da auch nach dem Tode der Prinzessin Katharina die Königin-Mutter nicht mit dem Erziehungsamte betraut wurde, so entfloh sie 1640 nach Dänemark. Christina theilte dieses Ereigniß sofort ihrem Onkel mit, und bat ihn, sich schleunigst zu ihr zu verfügen: die Mutter sei weggereist, man wisse nicht wohin, fast ohne Begleitung, „worüber ich, sammt die Regierung, seynd sehr perplex geworden, daß man nicht weiß, was man thun soll".

So stand denn jetzt Christina allein in der Welt, ohne ein mütterliches Herz, dem sie sich mit vertrauender Liebe hätte anschließen und öffnen können. Von den Frauen, welche an die Stelle ihrer verstorbenen Tante Katharina traten, scheint keine ihr Vertrauen erworben zu haben. Sie war meist nur von Männern umgeben, welche sie von Staat, Krieg und Gelehrsamkeit unterhielten. Hierdurch trat ihre Weiblichkeit immer mehr zurück; ihr Geist und Gemüth erhielten früh eine große männliche Reife und Stärke. In dieser Umkehr der Natur aber liegt die Erklärung von Manchem, was sonst als räthselhaft in ihrem Lebensgange gelten könnte. Zugleich entwickelte sich bei dieser frühen Ueberlegenheit und einsamen Selbständigkeit bei ihr eine Neigung zur Ironie, die Niemand verschonte und die zu zügeln ihr später große Mühe machte, da ihre Lebendigkeit das verletzende Wort schon ausgesprochen, ehe sie sich darüber besonnen hatte. Christina auf diesen und andere Fehler aufmerksam zu machen, scheint unterblieben zu sein; im Gegentheil ist die Annahme nicht unbegründet, daß sich schon frühzeitig die Schmeichelei der jungen Fürstin genaht habe. Bei den verschiedenen Parteien, die sich am schwedischen Hofe um die Oberherrschaft stritten, ist es leicht denkbar, daß jeder Alles daran gelegen sein mußte, sich für die Zukunft des Herzens der Königin zu bemächtigen. Wohl mit Recht klagt daher Christina über das Gift der Schmeichelei, welches königlichen

Kindern schon in der Wiege geboten werde. „Die Wahrheit hat Mühe," sagt sie, „bei den Höfen Zutritt zu finden. Die Lüge ist dort gar zu mächtig und hat daselbst ihren Thron. Wer glaubt, die Kindheit sei noch die einzige Zeit, in welcher sich die Wahrheit den Fürsten nahe, irret sich. Denn man fürchtet sie und schmeichelt ihnen schon von der Wiege an. Sie würden noch gar zu glücklich sein, wenn ihnen in ihrer Kindheit dieser göttliche Umgang vergönnt wäre. Die Menschen fürchten ebenso sehr das Gedächtniß der Fürsten, als ihre Macht. Sie gehen mit ihnen um, wie mit jungen Löwen, welche allzeit kratzen, wenn sie auch die Leute noch nicht verschlingen können. Kurz, Jedermann gibt sich aus verschiedenen Absichten und Interessen Mühe, sie zu verderben. Alle im Purpur und für den Thron Geborenen werden immer im Müssiggang, in der Unwissenheit und in der Weichlichkeit erzogen. Man bildet sie unter Schmeichelei und Beifallsbezeugungen. Und selbst die Schmeichelei ist nicht das gefährlichste Gift, das man ihnen reicht. Würde man nur ihrem Verdienste Beifall schenken, so würde sie ihnen zur Ermunterung dienen, gut zu handeln. Aber zu ihrem Unglück verdirbt man sie dadurch, daß man selbst alle ihre Thorheiten und Fehler mit Lob und Beifall erhebt."

Je mehr sich Christina inzwischen der Großjährigkeit näherte, um so thätigeren Antheil nahm sie an den Berathungen über Staatsangelegenheiten und um so bestimmter sprach sie ihr selbständiges Urtheil darüber aus. So schrieb sie, als sie die Krankheit Bauer's erfuhr, an den Pfalzgrafen, den schweren Verlust jenes Feldherrn wohl zu schätzen wissend: „Hier (in Stockholm) achtet man es wenig; man meint, er sey bald zu ersetzen; aber die kerls lassen sich nicht aus der ermel schütten, stirbt Bauer, so wird es übel daher gehen." Am besten zeigte sie ihren feinen Takt, ihren Scharfblick und ihre kluge Besonnenheit in Mitte ehrsüchtiger Parteien und dem allmächtigen Kanzler gegenüber, als einer von den Oxenstierna's, der Reichsdroste nämlich, aus der Regentschaft starb und ihr die Wahl

überlassen wurde, sich selbst einen neuen Vormünder zu wählen. Klug und mit dankbarer Bescheidenheit erwiderte sie, daß es ihrer Jugend nicht anstehe, sich selbst einen der Vormünder zu wählen, das Loos möge unter jenen würdigen und verdienten Männern entscheiden. Hierdurch hatte sie Allen Genüge gethan und sich als würdige Schülerin des Kanzlers erwiesen. Dieser zauderte auch nicht, sie noch vor Vollendung ihres 16. Jahres in den Reichsrath mit einer Rede einzuführen, welche Christina mit Anmuth und Einsicht beantwortete. Alles wurde ihr seit dieser Zeit vorgetragen und man entschied nichts ohne ihre Einwilligung und Genehmigung. Die Erwartungen, welche man auf sie gesetzt hatte, muß sie hier übertroffen haben, denn schon im folgenden Jahre wollte man sie mit der Staatsverwaltung betrauen. Sie lehnte das Anerbieten bescheiden ab und begehrte zwei Jahre Aufschub, um sich noch weiter in der Regierungskunst auszubilden. Gustav Adolph hatte die Zeit ihrer Großjährigkeit von ihrer Fähigkeit abhängig gemacht. Somit wurde dann am 20. November 1643 der Reichstagsbeschluß gefaßt: daß Christina, da sie an Jahren, Verstand, königlichen Tugenden und Kräften so sehr zugenommen habe, mit Vollendung ihres achtzehnten Jahres, wie ihr Vater, die Regierung antreten solle.

Am Tage vor ihrem Geburtsfeste, den 7. Dezember 1644, fand in feierlicher Weise vor den Ständen und dem Reichsrathe die Uebergabe des Reiches an die junge Fürstin statt. Die Königin saß auf einem silbernen Throne. Nachdem der Reichstagsbeschluß ihr vorgelesen, ersuchte sie der Reichskanzler im Namen seiner Collegen, jetzt, da sie in das reife Alter getreten, selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen und ihre Stellvertreter ihres Amtes zu entbinden. Er fügte Versicherungen der Ergebenheit für die Zukunft hinzu und schloß mit den innigsten Wünschen für ihrer Majestät Wohlergehen und glückliche Regierung. Christina antwortete in gesetzter und angemessener Rede: sie dankte in lobenden

Ausdrücken für die Treue und Weisheit, mit der die Regentschaft in so langer und schwieriger Zeit dem Vaterlande Dienste geleistet. Darauf hieß sie den Reichskanzler das Uebrige vollführen. Dieser dankte im Namen der Königin den Ständen für ihre Treue während der Minderjährigkeit und hieß sie mit frohem Herzen und vollem Vertrauen eine glückliche Zukunft von der hoffnungsreichen Königin erwarten. Die Stände beantworteten dieses mit Versicherungen der Treue und Ergebenheit und mit Glückwünschen für der Königin Wohlergehen. Dann leistete Christina den Eid als König von Schweden. Der Reichskanzler hatte nämlich den Grundsatz aufgestellt, da sie die erste ihres Geschlechtes sei, welche Schweden regiere, so müsse man sie als König, nicht als Königin betrachten. Es blieb von da an in Schweden die Sitte, daß die Frauen als Könige das Scepter führten. Christina gelobte, wie es Sitte war, Schweden in seiner Religion und seinen kirchlichen Gebräuchen, den Reichsrath in seinem Ansehen, einen Jeden in seinen Rechten und Privilegien zu schirmen und das Reich nach der von den Ständen angenommenen Regierungsform zu regieren.

Es war ein feierlicher Augenblick. Alle Herzen schlugen der jungen Fürstin entgegen, deren Ruhm sich schon bei ihrem Volke verbreitete und von deren herrlichen Eigenschaften man das Glück Schweden's erwartete.

II.

Christina's Regierung.

Als Christina den Thron bestieg, herrschte überall Verwirrung und Kampf. Sie selbst schildert uns in wenigen treffenden Zügen den Charakter jener Zeit: „In dem Jahrhundert," sagt sie, „in welchem wir leben, gibt es weder Krieg noch Frieden; alle Welt ist bewaffnet; man droht einander, man

fürchtet sich wechselseitig. Niemand thut, was er möchte, noch was er könnte; man weiß nicht, wer gewonnen, noch wer verloren, allein man weiß nur zu gut, daß alle Welt in Furcht ist, ohne zu wissen, vor wem und warum." Schweden hatte bei Christina's Regierungsantritt nur zu guten Grund zu vielfachen Besorgnissen: der protestantische Bund war zerfallen und überdies die schwedischen Waffen, außer den alten Feinden, noch in einen neuen dänischen Krieg verwickelt. Das Volk war im allgemeinen unwissend und roh, es verstümmelte sich freiwillig, um nicht zu dem ewigen Kriegsdienste gezwungen zu werden. Der Adel vermehrte von Tag zu Tag seine hohen Vorrechte. Befreiung von Steuern und Zöllen, Jagd und Fischereirecht und Alleinbesitz der einträglichsten Aemter gehörten zu seinen Privilegien. Der Bauernstand war arm und seufzte unter dem Drucke des Adels. Um seine Lage zu erleichtern, erregte er Aufstände und Unruhen. Die Staatskassen waren erschöpft, die Einkünfte gering und unsicher und der Credit der Krone gänzlich gesunken. Der Kostenaufwand für das Heer und die Besoldung der Reichsräthe waren auffallend groß. Künste und Wissenschaften standen auf einer niederen Stufe, und während Katholiken und Protestanten auf den Schlachtfeldern einander gegenüberstanden und die Franzosen ihr Geld treulos unter die Feinde ihres Glaubens ausstreuten, stritten auf den Lehrstühlen und Kanzeln lutherische und calvinische Theologen, in ihren Controversen einander verdammend. Unter diesen Umständen war es für die achtzehnjährige Königin nicht leicht, die Zügel der Regierung zu ergreifen und mit fester Hand zu lenken. Allein sie erkannte ihre große Aufgabe und suchte sie mit allem Eifer zu lösen. Hatte ihr Vater sich durch Kriegsruhm einen Namen erworben, so suchte *sie* ihren Ruhm darin, ihrem Reiche und Europa den ersehnten Frieden zu geben, ihr Volk durch einen neu belebten Wohlstand, durch Handel und Wandel, durch Gesittung und höhere Bildung und durch das Blühen von Kunst und Wissenschaften zu beglücken. Diesem

Ziele strebte sie mit der männlichen, wahrhaft bewunderungswürdigen Energie ihres Charakters nach. Es war aber ein schwerer und harter Sieg; denn sie hatte dabei die Einsprüche ihres großen Meisters Oxenstierna zu überwinden. Er, der allmächtige Reichskanzler, wollte den Frieden nur um den höchsten Preis, und es ist ergreifend, zu sehen, wie dem gegenüber Christina nach ihrem Ziele strebte und durch ihre persönliche Bedeutung dem großen Staatsmanne vollkommen das Gleichgewicht hielt. Zunächst wünschte die Königin den Frieden mit Dänemark, gegen welches Schweden seit 1643 im Felde stand. Schon lange hatte die Feindschaft zwischen beiden Reichen einen hohen Grad angenommen und war durch die von Dänemark unterstützte Flucht der Königin-Mutter noch bedeutend gestiegen. Nun fingen die Dänen an, den Sundzoll ungemein zu erhöhen; selbst schwedische Schiffe, die früheren Verträgen gemäß zollfrei waren, wurden genau untersucht und sogar drei confiscirt. Das steigerte die Erbitterung aufs höchste, und als die Verhandlungen hierüber resultatlos blieben, rückte der schwedische Feldherr Leonhard Torstenson ohne Kriegserklärung ins feindliche Gebiet. Der Krieg war für Schweden ungemein glücklich und reich an Eroberungen. Da aber der Handel und andere Interessen durch denselben große Nachtheile erlitten, so legten sich Frankreich und Holland ins Mittel und suchten den Frieden herbeizuführen. Auch hatte der dänische Reichsrath schon früher Unterhandlungen angeboten, und da auch Christina diesem Frieden geneigt war, so begannen im Februar 1645 zu Brömsebro die Verhandlungen, welche der Reichskanzler selbst leitete. Die Königin ließ sich fortwährend über den Verlauf derselben Bericht erstatten und äußerte in den einzelnen Punkten mit großer Klarheit und Umsicht ihre Willensmeinung. Sie verlangte den Frieden nicht anders, als wenn er mit völliger Sicherheit verbunden wäre, anderseits sollten aber die Bedingungen nicht zu hoch gestellt werden. Als endlich die Dänen günstige Bedingungen angeboten, drang Christina ganz entschieden auf die An-

nahme derselben. Sie könne, schreibt sie, vor ihrem Gewissen, vor Gott und der Welt es nicht verantworten, wenn sie solche billige Vorschläge zurückweise; sie habe nicht einmal so große Vortheile erwartet und sei derselben Ansicht wie der Kanzler, daß man die Conjunkturen benutzen müsse, um sich einer so schlimmen Angelegenheit zu entledigen, bevor die bösen Anschläge der Nachbaren und Verbündeten reif würden; sie glaube wenigstens, daß der Kanzler gleicher Meinung sei; man müsse dem unbeständigen Glücke nicht zu viel vertrauen und den Feind nicht zur Verzweiflung bringen und dadurch einen zweifelhaften Ausgang veranlassen; sie danke Gott für das bisher verliehene Glück und demnächst ihm, dem Reichskanzler, dessen Eifer, Geschicklichkeit und Sorge sie an ihm und seinem Hause belohnen wolle. Noch sind diese in schwedischer Sprache verfaßten Schreiben der jungfräulichen Königin an den Kanzler in Brömsebro erhalten und gehören zu den schönsten Urkunden ihrer Geschichte, weil darin ein Geist weht, der in einer blutigen Zeit eine Sprache der Menschlichkeit spricht. Zugleich geben sie Zeugniß von ihrem politischen Scharfblicke, von ihrer Schonung und ihrem feinen Takte, womit sie in schwierigen Lagen zwischen streitenden Parteien ihre Meinung geltend zu machen verstand.

So war der Friede von Brömsebro die erste That, welche Christina's Regierung mit Glanz und Ruhm krönte. Allerdings gebührt ein Theil dieser Erfolge den ausgezeichneten Talenten und der unermüdlichen Thätigkeit Oxenstierna's. Die Königin zollte ihm auch die volle Anerkennung seiner Verdienste und ihre ausgezeichnete Hochachtung und Dankbarkeit. Sie erhob ihn in den Grafenstand und schenkte ihm beträchtliche Ländereien mit dem Titel einer Grafschaft; allein das Geschenk selbst macht ihr nicht so viele Ehre, als die schöne Rede, mit welcher sie dies in der Versammlung des Reichsrathes bekannt machte. Trotz dieser Gewogenheit, welche Christina gegen den Reichskanzler bezeigte, unterhielt sie doch bereits einiges Mißtrauen gegen ihn. Während der Minderjährigkeit Christina's

hatte das Ansehen und die Macht des Adels sich bedeutend erweitert und die Macht des Reichsrathes eine sehr hohe Stufe erstiegen. In letzterem war das Haus Oxenstierna gleichsam das regierende Haus von Schweden geworden. Der Reichskanzler war die Seele von Allem und daheim wie im Auslande gefürchtet und geehrt. Leicht konnte man daher Christina überreden, er strebe nach der Herrschaft im Staate. Ein anderer Grund dieser Abneigung lag in den beiderseitigen Verhältnissen zu dem pfälzischen Hause. Der Reichskanzler war gegen dasselbe stets schroff und abstoßend gewesen; Christina aber war demselben in herzlicher Liebe zugethan. Von der Pfalzgräfin war sie erzogen und mit deren Kindern in vertrauten Verhältnissen aufgewachsen. Dazu kamen endlich die Mißhelligkeiten und verschiedene Anschauungen in Betreff des deutschen Krieges. Christina wünschte sehnlichst, denselben zu beendigen. So lange sie lebte, hatte sie keine Ruhe genossen. Unter dem Geräusche der Waffen war sie geboren und unter dem Donner der Kanonen aufgewachsen. Ihr Volk und ihre Mittel waren erschöpft; der innere Zustand Frankreich's, ihres Bundesgenossen, zeigte immer mehr Gährung. Die Last des Krieges konnte daher leicht dem schwedischen Volke allein aufgewälzt werden und eine einzige unglückliche Schlacht die Früchte jahrelanger Sorgen und Mühen vernichten. Ferner stand Schweden mit seinen Nachbarn Dänemark und Polen noch immer in zweideutigen Verhältnissen. Auch wünschte Christina den Künsten und Wissenschaften wieder so viel Zeit widmen zu können, wie sie in den Jugendjahren zu thun pflegte. Ihr schien es daher hinreichend, wenn sie einen ehrenvollen und einigermaßen vortheilhaften Frieden schließen könnte. Anders dachte aber ihr Minister. Er sah auf die großen Opfer, die sein Vaterland gebracht, und glaubte, allen möglichen Ersatz dafür erringen zu müssen. In diesem Sinne wirkte auch sein Sohn Johann, der sich als Friedensunterhändler in Osnabrück befand, während der zweite Bevollmächtigte, Joh. Adler Salvius, im Sinne Christina's

thätig war. In Folge dieser ungleichen Gesinnung und der Schwierigkeit der Verhältnisse gingen die Verhandlungen langsam von statten. Die Königin war hierüber sehr unzufrieden, und da man ihr einflüsterte, der Reichskanzler suche den Frieden in die Länge zu ziehen, weil er nur bei der Fortdauer des Krieges seine Macht behaupten könne, auch gehe er damit um, eine Heirath zwischen ihr und seinem jüngsten Sohne Erich zu Stande zu bringen, so suchte sie das Haus Oxenstierna immer mehr in den Hintergrund zu drängen und sich dadurch gegen dasselbe eine sichere Stütze zu schaffen, daß sie andere Personen zu Ehren beförderte. Dazu gehörte vor Allen der Graf Magnus de la Gardie, das ihr verwandte pfälzische Haus, der Adler Salvius und Chanut, der französische Gesandte zu Stockholm. Durch diese Anhänger, wie auch durch ihre ausgezeichneten Eigenschaften gewann sie bald entschiedenes Ansehen im Reichsrathe. „Es ist unglaublich," schrieb Chanut an den französischen Hof, „welche Macht Christina im Rathe behauptet. Sie verbindet mit königlicher Würde Huld, Ansehen, Wohlthun und die Gewalt der Ueberredung, so daß die Reichsräthe sich selbst über den Einfluß wundern, den sie während der Versammlung für ihre Ansicht ausübt." Ebenso stieg bei ihren Unterthanen immer mehr ihre Hochachtung. Auf dem Reichstage im Anfange des Jahres 1647 sprach sie mit bewunderungswürdiger Anmuth und Festigkeit; sie beherrschte die Versammlung so vollkommen, daß sie ihren Willen gänzlich durchsetzte, und die Versammlung unter den deutlichsten Bezeugungen der Ehrfurcht für die junge Königin auseinanderging, obgleich man sich vorgenommen hatte, eine Opposition gegen sie zu bilden.

Dieses Ansehen behauptete Christina auch bei der Abschließung des westfälischen Friedens. Voll Sehnsucht nach dem Frieden und erbittert über die langsamen Verhandlungen schrieb sie an ihre Gesandten einen Brief voll ernster Mahnungen, den Frieden möglichst bald herzustellen und die Sache nicht, wie bisher, in die Länge zu schieben. „Lassen Sie sich von

diesem Ziele nicht abwenden durch die Einbildungen einiger ehrgeizigen Personen, wenn Sie nicht meine äußerste Ungnade sich zuziehen und mir mit Erbleichen und Erröthen zur Rechenschaft stehen wollen. Sie können darauf rechnen, daß dann weder Ansehen noch Unterstützung großer Familien mich hindern werden, der ganzen Welt den Verdruß zu zeigen, den ich über unvernünftiges Verfahren empfinde. Denn ich bin völlig überzeugt, daß, wenn es mit dem Tractate schlecht geht, ich durch Ihre Schuld in ein Labyrinth gerathen werde, aus dem weder Sie, noch der Verstand derer, die solche Pläne schmieden, mich herausziehen würden. Daher sehen Sie sich wohl vor. Ich zweifle nicht, daß Sie es thun werden, und ich schreibe Ihnen dies nur zur Nachricht, indem ich auf Ihr vorsichtiges Benehmen gnädigst vertraue, so daß ich mit Gottes Beistand einen glücklichen Abschluß des so lang ersehnten Friedens erwarte. Wenn Sie mir auch fernerhin, wie bisher, Beweise von Ihrer Treue geben, so können Sie versichert sein, daß Sie bei Ihrer Zurückkunft mich beide und stets finden werden als Ihre wohlgeneigte — Christina.“ — Dieser Brief sollte eigentlich nur Joh. Oxenstierna gelten, wie sie dem Hofkanzler Salvius in einem besonderen Schreiben mittheilte, indem sie von ihm nur Gutes glaubte. Der Reichskanzler empfand über die Vorwürfe, welche die Königin seinem Sohne machte, einen lebhaften Verdruß und bat um seine Entlassung aus dem Amte. Christina ertheilte ihm dieselbe; allein da der Reichsrath ihr vorstellte, Oxenstierna sei bei den Friedensverhandlungen unentbehrlich, so ersuchte sie ihn wieder, in ihrem Dienste zu bleiben. Die Einigkeit wurde wieder hergestellt; im Verlaufe des Gespräches mit dem Kanzler erklärte sich Christina offenherzig über die Ursachen ihres bisherigen Mißvergnügens und drang namentlich auf die Verheirathung seines Sohnes Erich, damit das Gerücht einer Verbindung mit ihr zum Schweigen gebracht werde.

Aber nicht nur die Mißhelligkeiten unter den schwedischen Gesandten, sondern auch die der französischen Gesandten ver-

zögerten den Friedensabschluß bedeutend. Eine Schwierigkeit folgte auf die andere und wegen erbärmlicher Ursachen zerschlugen sich manche Versuche, dem erschöpften Europa den Frieden zu geben. Auch hier griff Christina vermittelnd ein. Sie bestand zwar darauf, daß man den Franzosen, ihren Bundesgenossen, die gebührende Genugthuung nicht versage, aber sie ermahnte dieselben auch dringend, daß sie ihre Forderungen nicht zu hoch stellten und diejenigen, welche von weniger Bedeutung seien, gänzlich fallen ließen.

Je eifriger die Königin den Abschluß des Friedens betrieben hatte, desto größer war ihre Freude, als sie die Nachricht von dessen wirklichen Unterzeichnung erhielt. Dem Courier, der die Friedensbotschaft überbrachte, schenkte sie eine goldene Kette im Werthe von 600 Dukaten, und dem Gesandtschafts-Sekretär, der mit dem Friedens-Instrument kam, außer anderen Geschenken das Adels-Diplom. Ihren Günstling Salvius erhob sie aus Dankbarkeit zum Range eines Reichsrathes. „Wenn man guten Rath und weise Entschließungen bedarf," sagte sie in der Reichsversammlung, „so fragt man nicht nach den sechszehn Ahnen, sondern nach dem, was zu leisten ist. Salvius würde ohne Zweifel ein fähiger Mensch sein, wenn er von großer Familie wäre. Indessen kann er es für einen Vorzug ansehen, daß man ihm nichts anderes vorzuwerfen hat. Es liegt mir daran, fähige Männer zu haben. Wenn die Kinder von Familie Fähigkeiten besitzen, so werden sie ihr Glück machen, wie die anderen; doch will man sich nicht an eine kleine Anzahl von Familien oder Personen binden." Ferner ließ die Königin ein Dankfest in den Kirchen feiern, Bälle und mancherlei Feste geben. Indessen war die Freude über den Frieden in Schweden doch nicht allgemein; manche glaubten, er sei sehr übereilt, man habe bessere Bedingungen erlangen können. Es sei unverantwortlich, daß Schweden die Glaubensfreiheit in den kaiserlichen Erblanden nicht ausgewirkt habe. Als man ihr sogar ins Gesicht sagte, der Friede werde nicht

von Dauer sein, antwortete sie: Sie wisse wohl, daß es auf der Welt keinen ewigen Frieden gebe; aber dieselbe Vorsehung, welche die Freiheit Deutschland's durch die Waffen der benachbarten Könige hergestellt habe, werde ihnen auch beistehen, sie zu erhalten. Wenn Schweden auch größere Vortheile erhalten konnte, so waren die gewonnenen doch nicht gering. Durch die Besitzungen, welche es erhielt, sowie durch den Eintritt in die deutschen Verhältnisse im Fürstenrathe gewann es so bedeutend, daß es sich zum Range einer der ersten Mächte Europa's aufschwang, den es über ein halbes Jahrhundert behauptet hat. Anderseits hatte es den Protestanten die Glaubensfreiheit mit Ausnahme in den österreichischen Erblanden erkämpft und sie so in Deutschland eigentlich zur Mündigkeit gebracht.

Auf den Abschluß des Friedens folgte auch bald die Vollziehung desselben. Zur Ausgleichung der noch verhandenen Streitpunkte kamen der kaiserliche General Piccolomini und der schwedische Oberbefehlshaber Karl Gustav in Nürnberg zusammen. Aber die Verhandlungen stießen wieder auf viele Schwierigkeiten, so daß Christina fürchtete, es möchte ein neuer Krieg ausbrechen. Sie schrieb daher an Karl Gustav und legte ihm den Frieden dringend ans Herz, damit sie nicht länger in Furcht zu leben brauche und die christliche Welt nicht länger der ersehnten und nothwendigen Ruhe entbehre. So wurde in Folge von Christina's Sorgfalt und Entschiedenheit im Jahre 1650 die äußere Ruhe vollständig hergestellt. Die Freude darüber war allgemein und die Abgesandten des römisch-deutschen Reiches erließen an die Königin ein Glückwunschschreiben, worin sie den herzlichsten Dank für ihre Bemühungen am allgemeinen Frieden und ihre Nachgiebigkeit und Humanität aufs ehrenvollste aussprachen.

Bevor wir die glorreiche und glückliche Regierung der Königin Christina weiter verfolgen, müssen wir uns kurz mit ihren Anschauungen und Regierungsmaximen bekannt machen.

Neben der größten Entschiedenheit in ihrer Gesinnung, neben einer ungemeinen Festigkeit und Beharrlichkeit in ihren Plänen, wie wir sie bisher an Christina bewundert haben, besaß sie bis zu einem hohen Grade Beherrschung ihres lebhaften Geistes, um Gedanken, denen sie Jahre lang unermüdet nachhing, so geheim zu halten, daß kein Wort, keine Miene sie verrieth. Schon jene dänischen Briefe geben davon Zeugniß; während sie in der That für den Frieden war, stellte sie sich der Form nach auf Seite des Kanzlers. Ebenso schrieb sie bei dem westfälischen Friedenscongreß an Salvius: „Ich kenne die Art der Franzosen und weiß, daß der wesentlichste Theil ihrer Sitten in Complimenten besteht. Aber durch Höflichkeit verliert man nichts und man bezahlt sie mit der gleichen Münze, womit sie andere bezahlen.“ Und so finden sich unter ihren Regierungsmaximen folgende Grundsätze: „Sich zum Meister seiner Zunge und seines Gesichtes zu machen, daß sie nie die Geheimnisse des Herzens verrathen, dies ist eine Kunst, die man wissen muß. Man ist wohl verpflichtet, die Wahrheit zu sagen, aber nicht alle Wahrheiten.“ Auch andere Grundsätze finden sich darunter, die, wenn auch später aufgeschrieben, ihr doch schon frühe, weil sie in ihrem ganzen geistigen Charakter wurzeln, zur Richtschnur dienten. So sagt sie: „Man muß sich ein würdiges Ziel vorsetzen, ohne es aus dem Auge zu verlieren. Menschen, die sich leicht selbst genügen, leisten wenig Erhebliches. Man muß die großen Urbilder der vorigen Zeit zu seinem Muster erwählen; man muß Tag und Nacht wirksam sein, sich hundert Arbeiten und hundert Gefahren aussetzen, und so Tod und Leben für nichts achten: allein durch diese Arbeit muß man nur Gott und sich selbst genug zu thun suchen, ohne etwas weiter zu verlangen. Das einzige Geheimniß, damit ein Fürst nicht von seiner Umgebung beherrscht werde, besteht darin, wenig zu glauben und viel zu arbeiten. Große Fürsten sind gute Minister. Auf die Menschen kann man sich selten verlassen, sehr oft aber auf ihr Interesse. Das

Interesse ist ein Gott, den gar Viele nicht kennen, obschon sie ihm Alles opfern. Wenn große Männer ohne Amt sind, so ist dieses ein Unglück für den Staat, nicht für sie."

Auch ihrer großmüthigen Milde begegnen wir in diesen Grundsätzen: „Einen entwaffneten Feind ziemt es sich zu umarmen. Man muß nur diejenigen strafen, die man nicht bessern kann. Man muß weder im Zorne strafen, noch in der Freude belohnen. Fürsten sollen als Fürsten und nicht als Henker strafen. Grausamkeit entspringt einer niederen und feigen Seele. Edle Seelen empfinden beinahe eben so großen Schmerz über den Tod eines Feindes, wie über den eines Freundes."

Zu gleicher Zeit tritt uns auch ihr heroischer Geist entgegen: „Furcht und niederer Sinn gewinnen nichts als Schande und Verachtung. Wer des Muthes ermangelt, wird nie etwas Tüchtiges leisten. Wer nichts fürchtet, macht Alles zittern. Tapferkeit gewährt größere Sicherheit, als Feigheit. Die Wahrheit beleidigt nur Schwächlinge und Thoren. Im Glücke zeige Klugheit und Herablassung, im Unglück Klugheit und Selbstgefühl. Kraft und Muth lügen nie. Schwäche und Unwissenheit machen die Menschen zu Feinden der Wahrheit. Die Gerechtigkeit und Wahrheit muß man wie sein Leben lieben. Schwäche ist das größte Unglück und der größte Fehler. Unser Gleichmuth, unsere Geduld sei eine heroische, keine stupide. Ziert die auf dem Throne Geborenen ein großes Herz und eine große Seele, so sind sie zweifach König. Ohne ein königliches Herz ist man auch kein König. Dienste und Wohlthaten muß man mit Wucher vergüten. Fürsten dürfen nichts abschlagen als solche Bitten, die unmöglich zu erfüllen und unbillig sind. Man muß seine Schuldigkeit beobachten, es mag gleich kosten, was es wolle. So beschäftigt ein Fürst sein mag, er muß sich doch täglich einige Stunden der Einsamkeit vorbehalten; diese Stunden muß er anwenden, über sein Betragen nachzudenken, sich von seinen Fehlern zu heilen, und Gott, ohne den man nichts Gutes thun kann, um Gnade und Kraft

zu bitten. Es ist Pflicht eines Fürsten, einige Augenblicke seiner Zeit dem Lesen guter Bücher zu widmen: diese Augenblicke sind für das gemeine Wesen nicht verloren, denn sie bessern und unterrichten ihn. Man muß diese Augenblicke seinem Schlaf, seinen Mahlzeiten, seinen Belustigungen, seinem Vergnügen abzubrechen wissen, nicht aber seinen Geschäften oder seiner Pflicht. Kunst und Wissenschaft erblühen zu machen, ist das Amt der Fürsten. Und so gütig soll sich gegen alle Welt ein Fürst erweisen, daß jeder sich überzeuge, es sei sein Glück, ihm unterthan zu sein. Fürsten sind reich, wenn es ihre Unterthanen sind. Völker und Reiche glücklich machen, das heißt Ruhm erwerben. Die Erziehung der Jugend sollte eine von den Hauptsorgen eines Fürsten sein; davon hängt der Wohlstand, das Glück und der Ruhm eines Staates ab."

Eine Königin von solchen Anschauungen und Eigenschaften mußte nothwendig zum Glücke ihres Volkes regieren. Mit welchem Eifer sie dieses Ziel verfolgt und in welchem Maße sie es erreicht hat, wird uns das Folgende zeigen. Nachdem die Kriege, in welche Schweden verwickelt war, beigelegt waren, suchte Christina mit den Nachbarmächten in freundschaftliches Verhältniß zu treten. Für Frankreich hatte sie stets große Neigung, da sie von dessen Verbindung die meiste Unterstützung und die Aufrechthaltung des Friedens erwartete. Anderseits war dieses Verhältniß auch für Frankreich wichtig und die französischen Minister unterließen nichts, sich Christina's Zuneigung zu erhalten. Sie arbeiteten besonders dahin, mit Schweden ein förmliches Bündniß zu schließen. Allein die Königin wich demselben aus mehreren Gründen beständig aus und der Reichskanzler war darin mit ihr einverstanden. Frankreich konnte das aber nicht verschmerzen und sein Unmuth stieg in dem Grade, als Christina sich auch Spanien und England freundlich zeigte. Es war die größte Behutsamkeit nothwendig. Während die Königin nicht abließ, Frankreich durch Artigkeit und Gefälligkeiten sich geneigt zu erhalten, unterließ sie es aber

auch nicht, Spanien für sich zu gewinnen, einmal wegen der engen Verbindung Spanien's mit dem römisch-deutschen Kaiser, sodann wegen der Vortheile, welche Schweden aus dem Handel mit Spanien zog. So schloß sie 1651 mit Spanien einen Handelsvertrag, welcher Schweden große Vortheile brachte. Einem Bündnisse mit Spanien und England gegen Holland und Dänemark zum Nachtheile Frankreich's wich sie aber geschickt aus, um Frankreich nicht noch mehr zur Abneigung und Eifersucht zu entflammen.

Einen gleichen vortheilhaften Vertrag schloß sie 1654 mit England. Die Hauptabsicht der Vereinigung war die Erhaltung der Handels- und der Schifffahrtsfreiheit in den europäischen Meeren.

Mit Portugal hatte sie schon 1641 ein Handelsbündniß geschlossen. Ein Defensiv-Bündniß zu gegenseitiger Hilfeleistung, welches der König ihr 1647 anbot, kam nicht zu Stande. Jedoch blieb das gegenseitige Verhältniß ein freundschaftliches, bis 1654 Christina auffallender Weise, wahrscheinlich aus Gefälligkeit gegen Spanien, erklärte, sie halte den Herzog von Braganza für einen unwürdigen Usurpator; Portugal gehöre dem Könige Philipp IV. und seinem Nachfolger.

Mit Polen, welches immer feindlich gestimmt war und seit 1635 mit Schweden einen Waffenstillstand hatte, suchte Christina einen förmlichen Frieden zu schließen. Es kam auch endlich durch französische Vermittlung ein Congreß 1651 zu Lübeck zu Stande, aber auch Joh. Casimir konnte nicht wie sein Vorgänger der thörichten Hoffnung entsagen, verlorene Rechte auf Schweden geltend zu machen. Die Verhandlungen zerschlugen sich dieses Mal, wie auch auf einem zweiten Congresse im Jahre 1652.

Ebenso wenig Glück hatte sie, ein gutes Einverständniß mit Dänemark und Holland zu schaffen, während sie mit dem römisch-deutschen Kaiser, dessen Sohn sie den Fürsten zum Thronfolger empfahl, sowie mit Brandenburg in ein freundschaftliches Verhältniß trat.

So hatte Christina überall den Frieden geschaffen und ihre Aeußerung: sie wünsche den Frieden unter allen Fürsten der Christenheit, auch durch die That bekräftigt.

Aber auch für das Innere ihres Reiches wirkte Christina mit Eifer und Sorgfalt. Nach Beendigung des deutschen Krieges machte sie eine Reise durch das Land, um sich ihren Unterthanen zu zeigen und ihre Liebe zu gewinnen. Ueberall auf ihrem Wege empfing sie ihre Bitten und hörte ihre Beschwerden. Sie wollte überall helfen und eine Landesmutter für Alle sein.

Was zuerst das Verhältniß der Stände betrifft, so hat man Christina vorgeworfen, den Adel zu sehr begünstigt zu haben. Allein ihr Thun und Handeln zeigt das gerade Gegentheil. Als der Adel 1649 die Bitte aussprach, die Königin möchte Adelige an der königlichen Hof-Kanzlei anstellen, erhielt er zur Antwort, sie werde gerne adelige Personen zu den passenden Aemtern befördern, wenn sie tüchtige Studien gemacht und von niedern Stufen zu höheren aufsteigen wollten; da übrigens Dienste und Aemter kein Erbgut seien, so wolle die Königin sich dieselben vorbehalten; verdiente Personen würden stets bei ihr in gutem Andenken bleiben. In derselben Absicht, um nämlich die Macht des alten Adels zu schwächen, erhob sie viele Bürgerliche in den Adelstand, wobei sie freilich das Maß überschritten hat: dahingegen machte sie auch manche Adelige zu Freiherren und Grafen. So gern sie bereit war, dem Adel manche Vergünstigungen zu gewähren und seine rechtmäßig erworbenen Privilegien zu schützen, so suchte sie aber auch anderseits die übrigen Stände gegen seine Anmaßungen sicher zu stellen. Da sich in der Urkunde, in welcher die Rechte des Adels bestätigt waren, der Ausdruck fand, daß die fünf höchsten Aemter keinem Wanbyrding, d. i. keinem schlecht Geborenen, ertheilt werden sollten und die neu geadelten Familien, sowie die übrigen Stände dies auf sich bezogen, so erklärte die Königin diesen Ausdruck in einer besonderen Verordnung. Unter einem Wanbyrding, sagt sie, solle nur der verstanden werden,

welcher seine Familie und Herkunft durch Schlechtigkeit entehre, sei er vom Adel oder nicht; wer aber tugendhaft sei und seinem Vaterland gute Dienste leiste, möge er vom Bürgerstande, von der Geistlichkeit oder vom Adel herstammen, solle von keiner Ehrenstelle im Reiche ausgeschlossen sein. Ferner erließ sie mehrere Verordnungen zu Gunsten des Bauernstandes. Durch den Verkauf und die Verschenkungen der Krongüter war die Lage der zinspflichtigen Bauern besonders schlimm geworden. Sie wurden von den Adeligen mit drückenden Auflagen belegt oder gar vertrieben. Christina bestimmte daher, daß die Bauern ihren Herren nur die Abgaben leisten sollten, die sie früher der Krone entrichtet hätten; sie verbot jede Erhöhung der Leistungen und warnte ernstlich vor Unbilden.

Was ferner die Lasten der gesammten Unterthanen angeht, ein Punkt, der das Glück und die Zufriedenheit derselben bedingt, so war dieser Zustand allerdings nicht erfreulich. Nicht bloß unter ihrem Vater und in den folgenden 16 Jahren des dreißigjährigen Krieges hatten die Stände große Abgaben entrichtet, sondern auch während Christina's Regierung bedeutende außerordentliche Steuern und Aushebungen bewilligt. Dazu kam mehrmals Mißwachs, so daß namentlich die Bauern sehr gedrückt waren. Die Königin half, wo sie konnte. Sie gebot Pommern, Bremen, Ingermann- und Livland so viel Korn als möglich nach Schweden einzuführen und gab den Zoll und den Zehnten für das ganze folgende Jahr frei. Um dem Getreidemangel und der Theuerung für die Zukunft vorzubeugen, legte sie 1651 dem Ständeausschusse einen Plan zur Errichtung eines Kornhauses vor. In demselben Jahre gab sie eine allgemeine Fuhr- und Gasthaus-Ordnung, für deren vortreffliche Abfassung der Ausschuß der Stände ihr verbindlichst dankte.

Die schlimmste Seite an dem Zustande des schwedischen Reiches war die schlechte Lage der Finanzen. Die dürftigen Hilfsquellen und die geringen Einkünfte Schweden's, noch vermindert durch schlechte Verwaltung, standen im grellen Contraste zu den

hohen Ausgaben des Staates, welche theils der Krieg, theils die übermäßige Besoldung der Beamten erforderte. Die Mittel, welche man gegen die Geldnoth ergriff: Verkaufung, Verpfändung und Verschenkung der Krongüter, halfen nur für den Augenblick, erhöhten aber das Elend für die Zukunft. Diese Ursachen der Verarmung dauerten unter Christina's Regierung fort: auch nach Abschluß des westfälischen Friedens mußten noch fast zwei Jahre die schwedischen Heere zur Vollziehung desselben in Deutschland unterhalten werden. Dazu kam der Kostenaufwand, welchen die königliche Hofhaltung verursachte. So einfach Christina lebte, so mußte sie sich doch mit einem Glanze umgeben, der gegen die politische Bedeutung des Reiches nicht zu auffallend abstach; die vielen Fremden, Fürsten und Gesandten, welche den schwedischen Hof besuchten, die verschiedenen Congresse und die Gesandtschaften bei den europäischen Mächten machten große Kosten. Ueberdies veranlaßte das Streben, verdienten Männern sich erkenntlich zu beweisen, Christina ebenfalls zur Verschenkung mancher Krongüter, während sie anderseits einen großen Theil von den fünf Millionen, welche Schweden dem westfälischen Frieden gemäß erhalten sollte, in ihrer Güte nachließ. Aber deshalb die schlimmen finanziellen Verhältnisse Schweden's der Königin allein zuzuschreiben, wie es in vielen Geschichtsbüchern geschieht, ist höchst ungerecht, indem man ihr selbst aufbürdet, was unter ihrem Namen, den die Regierung trug, Andere verschuldet haben. Die Veräußerung der Krongüter und überhaupt das Elend der Finanzen fällt in hohem Grade der Regentschaft unter Christina's Minderjährigkeit und vorzüglich Oxenstierna zur Last. „Christina hat," sagt Rühs, „die letzten Monate abgerechnet, die Regierung mit Würde und auch nicht ohne Weisheit geführt: nur in einzelnen Fällen kann ihr Betragen getadelt werden: die ungeheuere Verwirrung in der Staatsverwaltung und in den Finanzen kommt nur zum Theil auf ihre Rechnung: der Grund dazu war unter der Vormundschaft gelegt, und wie war zu erwarten, daß sie

diesen Mängeln abhelfen sollte? Was sie an Geschenken, Belohnungen, Büchern, Kunstsachen, Festen u. dgl. verschwendete, ward auf der anderen Seite durch die spartanische Einfachheit ihrer Lebensweise erspart.“ Außerdem hat die Königin auch nicht versäumt, mancherlei Maßregeln zur Regulirung und Verbesserung der Finanzen zu ergreifen. Zu dem Zwecke schloß sie mit verschiedenen Ländern vortheilhafte Handelsverträge und ertheilte zu Gunsten des Handels manche Privilegien. Um den Schiffbau zu befördern, bewilligte sie den von Inländern gebauten Schiffen geringere Abgaben, als den fremden, und Vortheile im Salzhandel. Besondere Sorgfalt legte sie auf den Bau von guten Landstraßen und auf die Errichtung zweckmäßiger Gasthäuser. Zur bessern Regulirung des Postwesens setzte Christina einen Reichsrath als General-Reichs-Postmeister ein.

Gleich eifrig beförderte die Königin das Gewerbs- und Fabrikwesen. Sie verbot den Lehrlingen und Gesellen, vor Ablauf der Lehrjahre zu entlaufen und in Anderer Dienste zu treten. Sie ertheilte 1649 Karl Gustav den Auftrag, in Deutschland eine Anzahl Handwerker, besonders Leineweber, Schmiede und Metallarbeiter, anzuwerben, die in Schweden den Gewerbefleiß heben sollten. Auch dem Landbau wandte sie große Aufmerksamkeit zu und sorgte besonders für die Erhaltung der Wälder. Für die Bearbeitung der Bergwerke und der damit verbundenen Gewerbe wurden neue Instruktionen gegeben und viele Privilegien und Vortheile gewährt.

Was das Justizwesen angeht, so traf sie auch hier viele Verbesserungen; namentlich suchte sie die Justiz im ganzen Lande gleichförmig zu machen, da ja eben aus der Ungleichheit viele Unordnungen entstehen mußten. Hexenprozesse, welche unter Gustav Adolf noch sehr häufig waren, kommen unter Christina's Regierung nicht mehr vor. Sie befahl einem Gerichte in ihren deutschen Provinzen, alle fernere Inquisition und Prozesse in dem Hexenwesen einzustellen, weil am Tage sei, daß

man sich in dergleichen Sachen je länger, je mehr vertiefe und in ein nicht zu entwickelndes Labyrinth gerathe.

Die Zeitgenossen heben besonders Christina's Gerechtigkeitsliebe hervor und sagen: sie sei gleich groß in strenger Befolgung der Gesetze und in Milde und Wohlwollen, wo die Gesetze sie gestatteten; Ansehen der Person und Familie, Reichthum und persönliche Verhältnisse hätten den Lauf ihrer unparteiischen Gerechtigkeit nie gehemmt, so herzliche Theilnahme sie dem Schuldigen gewidmet.

Auch in kirchlicher Beziehung zeigte sich Christina als Landesmutter und Fürstin. Sie gab verschiedene Verordnungen für Erziehungs- und Waisenhäuser, Schulen und Universitäten. Sie ließ mehrere Kirchen erbauen und für die Prediger Wohnungen herrichten. Den Prediger-Witwen wurden Unterstützungen zugesagt, und die Geistlichkeit überhaupt in ihren Rechten und Besitzungen geschützt. Im übrigen war sie im Confessionellen sehr duldsam, und wenn sie auch, durch die orthodoxen Prediger genöthigt, einige Bestimmungen gegen die Katholiken und Calvinisten erließ, z. B. daß sie nicht zu Aemtern gelassen, nicht als Zeugen bei Taufen und Beerdigungen genommen würden, so waren dieselben doch sehr gemäßigt, und sie persönlich den Katholiken stets günstig gesinnt.

Selbst auf das Privatleben erstreckte sich Christina's Einfluß. Schon 1644 gab sie ein strenges Gesetz gegen den damals übergroßen Aufwand des Adels in Kleidern und Gastereien. Im Jahre 1649 legte sie den Ständen Bestimmungen vor über dieselben Gegenstände, über Abschaffung der Duelle, über Errichtung von Findel- und Zuchthäusern und über Bevormundung der Waisen. Ferner wirkte sie gegen Bettelei und Landstreicherei und befahl, daß jedes Kirchspiel seine Armen und Krüppel selbst unterhalten sollte.

Aus der einfachen Uebersicht dieser Thatsachen ergibt sich, wie Christina mit ernstem Willen und regem Eifer für das Wohl ihres Volkes gearbeitet und unendlich viel Gutes gewirkt

hat. Allerdings hatten sowohl an der äußern als innern Verwaltung die Minister großen Antheil, allein es wäre höchst ungerecht, der Königin ihren Theil zu entziehen. Ihre Regierung charakterisirt große Selbständigkeit; und außerordentliche Thätigkeit, selbst durch Krankheit nicht unterbrochen, wird ihr von Allen zugestanden. Daß aber trotzdem noch Manches zu wünschen übrig blieb, gesteht Christina selbst mit der ihr eigenen Bescheidenheit: „Ich bekenne, schlecht regiert zu haben, und wenn ich so glücklich gewesen bin, meine Unterthanen zu befriedigen, so war ich nicht so glücklich, mich selbst zu befriedigen.“ Zugleich erweist sich durch diese Uebersicht die Beschuldigung als sehr ungerecht, daß Christina in der letzten Zeit die Geschäfte vernachlässigt und sich gänzlich den Vergnügungen hingegeben habe. Freilich konnte sie in den letzten Monaten ihrer Regierung den Staatsgeschäften nicht denselben Eifer und dieselbe Zeit widmen, wie früher, da sie außer dem bunten Getreibe an ihrem Hofe, welches sie in Anspruch nahm, auch mit ihrer Thronentsagung und ihrer Religionsveränderung unablässig beschäftigt war. Die geheimen Conferenzen mit den Jesuiten und die diesbezüglichen Verhandlungen mit Rom, Spanien und Frankreich waren fortwährend ihre angelegentlichsten Sorgen.

Die umfassenden Regierungsgeschäfte, denen Christina sich mit Eifer hingab, waren indessen nicht im Stande, eine Aenderung ihres Privatlebens hervorzubringen und sie von den Wissenschaften und Studien abzuhalten. Vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht widmete sie alle freie Zeit dem Studium, und die Bitten, sich, da sie ohnehin häufig kränkelte, zu schonen, ließ sie unerhört. Sie glaubte, daß sie auch aus Rücksicht auf den Staat dazu verpflichtet sei, denn sie würde sich wenig aus dem Studium machen, sagte sie, wenn die Menschen dadurch nur gelehrter, nicht aber besser und tüchtiger würden. Sie las viel und äußerte gegen Freinsheim, den sie von der Universität Upsala als ihren Biliothekar berufen: „Ich verwende

gern meine Zeit auf das Lesen trefflicher Bücher; denn von meinem eigenen Leben geht mir dadurch nichts verloren und von dem Leben Anderer kommt mir viel zu Gute, wenn ich ihre herrlichen Thaten, Aussprüche und Rathschläge betrachte, sie leihen mir dann ihr Leben." Sie hatte sich hierin, wie auch in der Freigebigkeit gegen die Gelehrten und Künstler, den großen Alexander zum Vorbild genommen, der trotz der genauen Erfüllung seiner Standespflichten „sich mit dem Lesen guter Bücher fast ebenso stark beschäftigte, als Jemand, der sonst nichts zu thun hat". Ihre Studien bezogen sich hauptsächlich auf Theologie, Philosophie und klassisches Alterthum. „Sie ist sehr religiös," sagt Freinsheim, „und hegt für das Christenthum die höchste Verehrung, wie ihr ganzes Leben, ihre täglichen Gebete, das häufige Anhören, Lesen und Nachdenken über Gottes Wort und die fortwährenden Gespräche über diesen Gegenstand beweisen und jeder von uns weiß." Sie hatte die meisten Kirchenväter gelesen und liebte vor allen Gregor von Nazianz. Ihre Kenntnisse in den Sprachen und in der Literatur waren erstaunlich. Das Schwedische und Deutsche, worin sie die gesammte Literatur kannte, rechnete sie nicht einmal zu ihren Studien. Die holländische und französische Sprache verstand sie so vollkommen, daß man einen Holländer oder Franzosen zu hören glaubte. Die Frau von Motteville, Hofdame der Königin von Frankreich, sagt, die Briefe, welche Christina damals an die königlichen Personen und die Minister in Frankreich geschrieben, seien dort bewundert worden wegen der geistreichen Gedanken, der Schönheit des Stils und der Leichtigkeit im französischen Ausdrucke. In der lateinischen Literatur hatte sie die vorzüglichsten Schriftsteller mit so viel Sorgfalt und Verständniß gelesen, daß die schönsten Gedanken aus denselben ihr gegenwärtig, Seneca aber, Sallust, Cäsar, Livius und Tacitus ihr ebenso leicht verständlich waren, wie ausgezeichneten Gelehrten. Ebenso las sie auch das Griechische mit großer Leichtigkeit, war mit Plato

ganz vertraut und liebte vorzüglich Sophokles und Euripides. Die Gelehrten ihrer Zeit wissen nicht Worte genug zu finden, um Christina's Gelehrsamkeit und edle Eigenschaften zu preisen. In dem Briefe, in welchem Freinsheim den in der griechischen Sprache ausgezeichneten J. Vossius auf Geheiß der Königin nach Schweden einladet, erhebt er ihre edle Gesinnung, ihr reifes und richtiges Urtheil und ihren Geist, ihre Gelehrsamkeit und große Freigebigkeit mit den höchsten Lobsprüchen; obgleich er schon länger als ein Jahr mit ihr umgehe, sagt er, so entdecke er doch täglich neue Ursachen, ihren Geist und ihr Gemüth zu bewundern; zugleich ersucht er ihn, drei Exemplare des kürzlich erschienenen Antoninus Philosophus (röm. Kaiser von 161—180) mitzubringen, mit dem Zusatze: „Sie können meiner Königin kein angenehmeres Geschenk aus der alten Literatur darbringen; den trefflichsten aller Fürsten liebt sie so, daß sie ihm nacheifert, und sie eifert ihm so nach, daß sie ihn zu übertreffen sucht, was man, sagt sie, von ihr fordern könne, da sie eine Christin sei."

Als J. Vossius den Nic. Heinsius, einen durch Charakter und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Holländer, auf Christina's Befehl an ihren Hof einlud, schrieb er: „Wenn Sie diese Fürstin kennen, werden Sie reichern Stoff für Poesie haben, als Sie je erlangen können; denn es gibt, glaub' ich, auf Erden nichts Größeres, nichts Liebenswürdigeres, nichts Göttlicheres." Ein anderer Gelehrter, G. Naudé, Leibarzt Ludwigs XIII., der mit Christina in naher Verbindung stand, versichert seinem Freunde, dem berühmten Gassendi, in den Unterredungen mit Bochart und andern Gelehrten behaupte die Königin ihren Platz besser als einer von ihnen; ihr Verstand sei ganz außerordentlich, sie habe Alles gelesen und gesehen, sie wisse Alles und gebe davon die wunderbarsten Proben mit der erstaunlichsten Leichtigkeit und Scharfsinnigkeit, sie sei bei den Gesprächen stets in der besten Laune und lege alle Gravität ab; sie sei nicht bloß in Büchern gelehrt, sondern ebenso in

Malerei, Architektur, Sculptur, Münzen, Alterthümern, in allem Wissens- und Sehenswerthen. Der Jesuit P. Mannerschied, ein Mann, dessen Gelehrsamkeit und Benehmen sehr gerühmt wird und der sich einige Zeit als Beichtvater des spanischen Gesandten am schwedischen Hofe aufhielt, versichert, Christina habe 10 bis 11 Sprachen verstanden und nennt unter diesen auch Hebräisch und Arabisch. Ebenso sagt der wohlunterrichtete Herzog von Guise: „Sie spricht acht verschiedene Sprachen und besonders die französische, als ob sie in Paris geboren wäre. Sie weiß mehr als unsere Akademien mit sammt der Sorbonne. Sie versteht sich auf Gemälde, wie auf andere Dinge sehr wohl. Ihr sind die Streiche, welche an unserem Hofe gespielt werden, besser als den Hofleuten selbst bekannt. Mit einem Worte, sie ist eine ganz außerordentliche Person."

Aus dieser Liebe für die Wissenschaften ging ihre Sorge für die Verbesserung der einheimischen Lehranstalten hervor. Außer der Errichtung von sechs Gymnasien widmete sie besondere Aufmerksamkeit der Universität Upsala, die sie häufig besuchte, um akademische Reden und Disputationen anzuhören. Ebenso begünstigte sie Dorpat, Abo und Greifswalde, führte in erster Stadt ein schönes Universitätsgebäude auf und legte eine Bibliothek an. Sie gab jungen Schweden Jahrgelder, um sich auf in- oder ausländischen Universitäten auszubilden, und schickte sogar einige nach Arabien, damit sie die Sitten und Sprachen des Orients kennen lernten. Auch in Deutschland schützte sie die flüchtigen Musen vor der Gewalt des Krieges und begünstigte die Universität Wittenberg und die hohen Schulen zu Rinteln und Marburg. Der schwedische Hof war ein den Musen geweihter Sitz und der friedliche Aufenthaltsort der gelehrtesten Männer. Es verweilten hier der treffliche Freinsheim, auf dessen Bitten Christina der Stadt Ulm einen großen Theil Kriegscontributionen erließ; der durch Scharfsinn und umfassende Kenntnisse gleich ausgezeichnete J. Vossius und der als Philologe rühmlichst bekannte J. H. Boecler, den sie

von der Universität Straßburg nach Upsala berief. Nicolaus Heinsius rühmt es als sein erstes Glück, daß er zur Zeit der Königin geboren, als das zweite, daß er mit ihr bekannt geworden, als das dritte und vornehmste, daß die Nachwelt erfahren, er habe ihr nicht ganz mißfallen. Er sammelte ihr viele Handschriften. Im Jahre 1650 erschien der in der klassischen Philologie ausgezeichnete C. Salmasius, Professor an der Universität Leyden. Die Königin hatte ihm sagen lassen, komme er nicht zu ihr, so werde sie genöthigt sein, zu ihm zu kommen. Sie gab ihm eine Wohnung auf ihrem Schlosse, damit sie mehr in der Nähe sein möchte, sich mit ihm zu unterhalten. Zu erwähnen ist ferner H. Conring, ein berühmter Mediciner und Staatsrechtslehrer, der eine Widerlegung der päpstlichen Protestationsbulle gegen den westfälischen Frieden versuchte und Christina's königliche Würde vertheidigte; der Orientalist Bochart und der französische Arzt G. Naudé. Mit diesen und noch vielen Anderen pflegte Christina sich gern über wissenschaftliche Dinge zu unterhalten. Besonders interessant und wichtig für die Königin war der Umgang mit dem großen Philosophen Descartes, der im J. 1649 auf ihre dringende Einladung nach Stockholm kam. Er war gleich für Christina eingenommen und schrieb in den ersten Tagen hierüber an die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz: „Ich bin erst seit vier bis fünf Tagen hier und habe die Königin nur erst zweimal gesehen; aber ich glaube sie schon hinlänglich zu kennen, um sagen zu dürfen, daß sie nicht weniger Verdienste und mehr Vorzüge besitzt, als der Ruf ihr zuschreibt. Mit der Würde und Majestät, welche in allen ihren Handlungen hervorglänzen, sieht man eine Milde und Güte an ihr, die Alle, welche die Tugend lieben und die Ehre haben, ihr zu nahen, nöthigen, sich gänzlich zu ihren Diensten zu verpflichten. — Sie widmet sich im höchsten Maße den Studien — dieser große Eifer für die Wissenschaften spornt sie gegenwärtig vor allem an, die griechische Sprache zu studiren und viele alte Bücher zu sammeln.“ Christina schenkte diesem

großen Philosophen ihre Zuneigung so sehr, daß sie, da die Geschäfte ihr keine andere Tageszeit gestatteten, jeden Morgen von fünf Uhr an, und zwar zur Winterszeit, in ihrer Bibliothek philosophische Unterredungen mit ihm hielt. Er ertheilte ihr auch manchen Rath in Regierungssachen und „trug viel zu ihrer ruhmreichen Bekehrung bei". Leider starb er nach wenigen Monaten und wurde von Christina sehr betrauert. Auch mit vielen gelehrten und geistreichen Personen in anderen Ländern stand Christina in Verbindung und freundschaftlichem Briefwechsel. Selbst mit Basilides, dem König von Abyssinien, knüpfte sie Verbindung an, weil sie gehört hatte, daß dieser Fürst sich zur christlichen Religion bekännte und die Wissenschaften liebte.

Diese Verbindung Christina's mit fast allen ausgezeichneten Männern Europa's war die Veranlassung zu den vorzüglichsten Werken der Wissenschaft und Kunst. So wurden durch ihre bewunderten Eigenschaften der Philologe Heinsius, der Dichter Balzac, der Franzose Menage und viele Andere zu den vortrefflichsten Gedichten angeregt; ihr Bibliothekar Freinsheim, der italienische Gelehrte Ferrarius, der Philologe Valesius und der Numismatiker Spanheim zu klassischen Mustern der Beredsamkeit. Auf ihr bestimmtes Verlangen schrieben Descartes und Freinsheim philosophische Abhandlungen, machte der gelehrte Bischof Terserus eine neue Uebersetzung des Alten Testaments, arbeitete Freinsheim seine durch Gelehrsamkeit und Darstellung ausgezeichneten Supplemente zum Livius aus und Heinsius seine sehr verdienstlichen Ausgaben des Ovid und Claudian; auf ihr Geheiß gab später der Philologe und Historiker Scheffer mehrere gelehrte Werke heraus, Heinsius den Virgil und der schwedische Historiograph Chemnitz seine übrigens nicht unparteiische Historia belli germanici. Christina war den Gelehrten eine glänzende Sonne, deren milde Wärme die Früchte ihres Geistes hervortrieb und zeitigte und deren Licht ihnen einen bezaubernden Schein verlieh. Aber nicht nur dieses oder jenes Lieblings-

studium förderte sie, sondern alle Zweige der Kunst und Wissenschaft; namentlich hatte sie ein sehr großes Interesse für das Alterthum, für die Geschichte und Sprache ihres eigenen Volkes. Sie vernachlässigte und verachtete ihre Muttersprache und ihr Mutterland nicht über dem Französischen, wie Friedrich II. Es ist dies besonders zu betonen gegenüber dem Vorwurfe Ranke's, daß Christina ihr Vaterland nicht geliebt und von seiner Vergangenheit keine Ahnung gehabt habe.

Die Königin Christina zeigte ihre große Liebe für Kunst und Wissenschaft auch durch außerordentliche Freigebigkeit gegen die Jünger derselben. Die Geschichte hat kein zweites Beispiel aufzuweisen, daß die Verdienste ausgezeichneter Männer so wahrhaft königlich mit Titeln, Erhebungen in den Adelstand und Geldspenden belohnt worden sind, als von Christina. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß sie dabei manchmal das Maß überschritten und zuweilen an unwürdige Menschen ihre Huld verschwendet hat, allein bei welchem Fürsten kommt wohl nicht Aehnliches vor? Wenn man aber Christina den Vorwurf machen will, sie habe durch ihre Freigebigkeit die Finanzen des Staates erschöpft, so bedenkt man nicht, daß die Königin die Jahrgehälter und Geschenke aus ihrem Privatvermögen bestritten hat. Wer möchte es ihr aber verargen, daß sie das Geld, das Andere auf einen prächtigen Hofstaat und unnützen Flitter verwenden, den vorzüglichsten Männern zur Belohnung und Ermunterung gab?

Ebenso wenig darf man es ihr verdenken, daß sie ihr Privatvermögen zum Ankauf trefflicher Bücher und Kunstwerke verwendete. Bei ihrer großen Vorliebe für solche Seltenheiten und Kostbarkeiten schickte sie die tüchtigsten Gelehrten in Europa umher, damit sie die besten und seltensten Werke der Literatur und Kunst für sie aufsuchten. Ihre Bibliothek war in der That außerordentlich reichhaltig und werthvoll. Obgleich zur Zeit von Christina's Thronentsagung und während ihrer Reise nach Italien eine wahre Plünderung ihrer Bücher und Kunst-

schätze vor sich gegangen war, so wurden doch noch 2145 alte Handschriften mit nach Rom gebracht. Man sagt, daß sie ursprünglich 8000 Handschriften und darunter allein 700 hebräische vom Alten Testament besessen habe. Auch von den Werken der bildenden Kunst besaß sie eine sehr große und kostbare Sammlung: Eine herrliche Gemälde-Gallerie, Statuen von Marmor und Bronze, Arbeiten von Elfenbein, Korallen, Krystallen, Spiegel aus Stahl u. s. w., so daß Naudé versichert, er habe in Italien keine reichere Sammlung gesehen.

Sehen wir auf das Gesagte zurück, so ist leicht zu begreifen, daß es wenige Männer mit Krone und Scepter gibt, welche dieser Jungfrau zur Seite treten dürfen. Sie hat nicht nur selbst eine hohe Stufe der geistigen und gelehrten Bildung erreicht, sondern auch bei ihrem Volke für die Hebung derselben mit allen Kräften und Mitteln gesorgt. Sie hat zuerst in Kunst und Wissenschaft eine engere Verbindung zwischen dem Norden und Süden geschaffen und dadurch das Band vorbereitet, welches jetzt die Gelehrten aller Länder unseres Erdtheils umschlingt. Diese Bestrebungen zur Beförderung der Künste des Friedens sind um so ehrenwerther, wenn man erwägt, wie tief diese damals in ganz Europa in Verfall gerathen waren. Kein Wunder also, wenn Christina's Namen bald in allen Ländern mit Bewunderung genannt wurde, und wenn die vorzüglichsten Geister wetteiferten, ihre Größe zu feiern. Es ist kaum möglich, auch nur alle Lobreden in Versen und Prosa und alle Ehrentitel anzuführen, welche der Königin in den verschiedenen Sprachen gegeben wurden. Fürsten wie Gelehrte suchten ihre Gunst und selbst der große Cardinal Barberini war der wärmste Verehrer Christina's und wünschte ihr Bildniß.

Eine Verbindung mit einer so gefeierten Königin mußte natürlich den Ehrgeiz vieler Fürsten wecken und reizen. Zuerst hatte der König Christian von Dänemark den Gedanken, einen seiner Söhne mit ihr zu vermählen. Im Jahre 1641 hielt der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg um ihre

Hand an. Auch Philipp IV. und Johann, die Könige von Spanien und Portugal, sogar der römisch-deutsche Kaiser Ferdinand III. soll an eine Verbindung seines Sohnes mit Christina gedacht haben. Die größte Hoffnung auf ihre Hand machte sich jedoch der Pfalzgraf Karl Gustav. Christina nährte und begünstigte dieselbe, verweigerte aber jede bestimmte Erklärung. Das Volk wünschte lebhaft ihre Vermählung, um wegen der Nachfolge beruhigt zu sein: einige Stände ersuchten sie 1647, sich einen Gemahl zu wählen; sie verschob aber ihren Entschluß auf eine spätere Zeit. Christina schickte Karl Gustav nach Deutschland und verschaffte ihm Gelegenheit, seine ausgezeichneten Talente unter Torstenson auszubilden, konnte ihm aber kein anderes Versprechen geben, als wenn sie heirathe, ihn zum Gemahle wählen zu wollen. Er reiste ab und schrieb die rührendsten Briefe an seinen Vater und seinen Freund, den Bischof Matthiä, allein er gewann immer mehr die Ueberzeugung von ihrer Abneigung und beschloß endlich, alle Bewerbung aufzugeben. Auf dem Reichstage 1649 wiederholten die Stände ihre Bitte, auch dieses Mal gab Christina keine bestimmte Erklärung, dagegen schlug sie unerwartet dem Senate den Prinzen Karl Gustav zum Nachfolger vor; dadurch würde allen Unruhen im Falle ihres Todes vorgebeugt, zur Ehe könne sie sich aus mehreren Gründen nicht entschließen. Dieser Antrag überraschte die Staatsräthe sehr; alle fingen an, ihn zu bekämpfen. Die Königin fuhr fort: „Ich weiß sehr wohl, wie einige mich für die Letzte meines Stammes halten und hoffen, nach meinem Abgange Anspruch auf die Krone zu machen. Andere suchen eine aristokratische Verfassung zu gründen, aber die Monarchie ist für Schweden durchaus nothwendig." Nach mehreren Debatten suchten die Reichsräthe sie mit dem Versprechen zu befriedigen, daß sie, wenn Christina stürbe, alle ihre Stimmen dem Prinzen geben würden. Darüber verlangte die Königin eine schriftliche, in authentischer Form verfaßte Urkunde. Man setzte die Mißverhältnisse entgegen, die ein muthmaßlicher Thron-

erbe herbeiführen könnte, namentlich für Ihre Majestät. Sie antwortete, dies würde sie zu verhüten wissen. Wenn sie sich aber, warf man weiter ein, mit einem Andern, als dem Prinzen Karl Gustav vermähle, so könne das einen innern Krieg verursachen. Hierauf versicherte die Königin, wenn sie heirathe, so werde sie nie einen Anderen heirathen als Karl Gustav. Als die Räthe dabei verharrten, nur eine mündliche Erklärung über die Thronfolge geben zu wollen, sagte Christina: „Wenn ich mich mit ihm vermähle, werden Sie ohne Zweifel die Kinder als Könige anerkennen; aber wenn ich eher sterbe, wette ich meine beiden Ohren, daß er nie den Thron besitzen wird.“ Torstenson meinte, der Prinz werde nie heirathen, wenn er Christina nicht gewinnen könne. „O doch,“ antwortete sie, „die Liebe brennt nicht allein für Einen; eine Krone ist ein reizendes Mädchen, welches leicht über den Verlust eines andern trösten kann.“ Indessen waren bei dem Reichsrathe alle Vorstellungen vergebens. Christina wandte sich nun an die Stände. — Hier gelang es — nur Oxenstierna blieb unerschütterlich; nach langem Kampfe setzte er endlich mit zitternder Hand seinen Namen unter das verhaßte Dokument. Nie war Christina's Macht über die Stände und den Reichsrath so hervorgetreten, wie in dieser Angelegenheit. „Das muß ich bekennen,“ schrieb der Sekretär und spätere Hofkanzler Tungel an Karl Gustav, „daß Ihre K. Majestät durch diese höchst bedeutende und schwierige Sache mit der größten Vorsicht, Kraft und Eifer sich hindurchgearbeitet und nicht durch Gegenreden, wie stark sie auch sein mochten, sich in ihren Plänen hätte stören lassen.“ Und wohl durfte Christina später behaupten, daß sie die Stände genöthigt habe, Karl Gustav als König anzunehmen. Bei diesem ersten Schritte blieb jedoch die Königin nicht stehen. Karl Gustav war die Thronfolge nur für seine Person bewilligt; starb er, so hatte Christina umsonst gearbeitet. Ungesäumt brachte sie dies auf dem nächsten Reichstage zur Sprache und setzte es durch, daß dem Prinzen auch die erbliche Thronfolge zugestan-

den wurde. Dann wurde berathen, welche Rechte der Erbprinz erhalten und welche Versicherungen er der Königin und den Ständen geben sollte. Er bekam den Titel: „Königliche Hoheit", und zu seiner Hofhaltung ein Jahrgehalt von 50,000 Thlrn. Man wollte ihm dazu ein besonderes Fürstenthum anweisen, allein die Königin sagte, es sei eine Grundregel, nach der sich die königliche Familie stets gerichtet hätte, einem Erbprinzen keines von den schwedischen Ländern zu geben. Eben deshalb versagte ihm auch die Königin zwei Jahre darauf die Statthalterschaft über die schwedischen Provinzen in Deutschland, welche er begehrte. Von der Staatsverwaltung wurde er vollständig ausgeschlossen. Ferner wollte die Königin sich auch nicht verbindlich machen, den Erbprinzen bei Reichsangelegenheiten zu befragen, wohl aber wollte sie ihm Manches nach Gutbefinden mittheilen. So vermied Christina mit kluger Vorsicht die schlimmen Folgen, welche früher aus den Verhältnissen der Erbfürsten hervorgegangen waren. Karl Gustav versprach der Königin Gehorsam und Treue, der Königin-Mutter Liebe und Schutz. Er gelobte, keine wichtigen Staatssachen ohne der Königin und des Reichsrathes Willen und ohne ihren Befehl vorzunehmen: wenn er aber die Krone einst erlangte, die Rechte und Freiheiten aller Stände zu erhalten.

Erst nachdem die Königin die Thronfolge geordnet hatte, konnte sie dem Wunsche der Nation nachkommen und sich krönen lassen. Dem alten Gebrauche gemäß sollte die Krönung zu Upsala vollzogen werden; da diese Stadt aber für die Feierlichkeit zu klein schien, so verlegte man sie nach Stockholm. Sie fand am 20. Oktober 1650 mit einer Pracht und einem Glanze statt, wie man nie zuvor im Reiche gesehen hatte. Einige Tage vorher begab sich die Königin in feierlichem Zuge in die Residenz, begleitet von allen Reichsräthen und dem ganzen Adel, den Prinzen Gustav und Adolph, der Königin-Mutter mit ihrem Gefolge, vielen Gesandten und einer unabsehbaren Menge von Hofbedienten, Pagen, reichdekorirten Sattelpferden

und Staatskarossen. Beim Eingange der Stadt hatte der Reichsrath einen kostbaren Triumphbogen errichten lassen, der allein 16,000 Thlr. kostete. Der Donner der Geschütze verkündete zwei Stunden lang das freudige Ereigniß. Die zwei folgenden Tage brachte man zu mit Vorbereitungen für die Krönung, während dessen der Königin Geschenke überreicht wurden. Am Sonntage den 20. Oktober fand die Krönung statt. Der Bischof Matthiä, Christina's Lehrer, hielt die Festrede; die Königin leistete den Eid der Könige von Schweden, welchen der Kanzler ihr vorlas. Darauf salbte sie der Erzbischof von Upsala und setzte ihr die Krone aufs Haupt; die Großwürdenträger überreichten ihr das Schwert, das Scepter, den goldenen Reichsapfel und den goldenen Schlüssel. Darauf verkündete ein Herold dem Volke mit lauter Stimme: „Die großmächtigste Königin von Schweden ist gekrönt worden, sie und Niemand anders." Sie setzte sich dann auf einen Thron, dem Altar gegenüber, unter einem Baldachin, welcher von berühmten Generalen, wie Königsmark und Wittenberg, getragen wurde, zu ihrer Linken Prinz Karl Gustav, ringsum alle Kriegsräthe, so daß sie ihr den Eid leisten konnten, in welchem der Thronfolger einbegriffen wurde. Als man aus der Kirche trat, setzte sich die Königin auf einen prachtvollen Triumphwagen, der ganz vergoldet war und von vier weißen Rossen gezogen wurde. Drei Tage lang wurden glänzende Feste gegeben, am dritten huldigten der Königin alle Stände. Auch vom Auslande her bezeigte man Christina die ehrfurchtsvollste Theilnahme und wünschte ihr Glück und Heil.

Doch nicht lange mehr wollte die Königin die Krone tragen. Schon ein Jahr nachher erklärte sie dem Reichsrathe, daß sie entschlossen sei, die Regierung an den Prinzen Karl Gustav zu übergeben. Sie habe, sagte sie, reiflich über eine so wichtige Sache nachgedacht und keinen besseren Weg gefunden, für die Sicherheit des Staates und die Beruhigung des Volkes zu sorgen: Da sie fest entschlossen sei, nie zu heirathen, so würde

der Prinz, der einmal zum Nachfolger ernannt wäre, verpflichtet sein, eine Gemahlin zu nehmen, und die ihm geborenen Kinder würden die Nation von der Furcht vor denjenigen Uebeln befreien, welche Königswahlen gewöhnlich zu begleiten pflegten. Sie sprach hierauf weitläufig von den Tugenden des Prinzen und den Hoffnungen, die man auf seine Regierung setzen dürfe. Auf diese Rede antworteten der Droste, der Reichsmarschall und der Kanzler: Sie würden nie einen anderen Herrn anerkennen als sie; es sei erst ein Jahr seit ihrer Krönung verflossen, diese Ceremonie habe den Schatz so sehr erschöpft, daß er die Kosten für eine zweite Krönung nicht so bald aufbringen könne, zumal die Vermählung des Prinzen in kurzem wieder eine große Ausgabe erfordern würde. Sie beschworen Christina im Namen des Reichsrathes und aller Stände, die Zügel der Regierung nicht aus der Hand zu geben. Allein Christina war nicht zu bewegen; sie sagte: die Kosten für die Krönung würden nicht so beträchtlich sein, daß der Staat sie nicht tragen könnte, und sie selbst besitze dazu noch Mittel genug; um die doppelten Ausgaben zu vermeiden, müsse man die Krönung und die Vermählung zusammen nehmen. Nichtsdestoweniger gaben die Stände die Hoffnung nicht auf. Die Großen, die Günstlinge und die ausgewählten Abgeordneten der Stände mußten sich zu ihr begeben und ihr neue Vorstellungen machen. Der Kanzler Oxenstierna führte das Wort. Er begann mit der Versicherung, er habe dem hochseligen Könige heilig versprochen, seiner Tochter das Reich mit aller Kraft zu erhalten; dann dankte er ihr im Namen der Nation für Alles, was sie bis jetzt für die Ehre und Ruhe des Reiches gethan. Er stellte ihr vor, daß es unmöglich sei, daß sich das Reich in seinem blühenden Zustande erhalte, wenn sie zu regieren aufhöre; daß der Prinz von Schweden entschlossen sei, die Regierung nicht anzunehmen, so lange Gott J. M. Kräfte und Leben schenke; daß es ihr selbst äußerst empfindlich fallen müßte, wenn sie nach ihrer Entfernung die Früchte so vieler Be-

mühungen und Nachtwachen verderben sähe. Er fügte hinzu: Der Ruhm bestehe nicht so sehr im Gewinnen, als im Erhalten des Gewonnenen; es wäre besser gewesen, wenn ihre Regierung weniger beglückt gewesen wäre, als daß sie dieselbe jetzt verlasse, nachdem sie eine Höhe erreicht hätte, auf welcher alle Völker der Erde sie nicht ohne Bewunderung und Erstaunen sehen könnten. Die vornehmsten Beamten wären von der Wahrheit dessen, was er gesagt, so sehr überzeugt, daß sie alle ihrem Beispiele folgen und ihre Stelle niederlegen würden, wenn sie sich durch ihr Flehen nicht rühren ließe.

Hierauf fragte sie der Kanzler noch besonders: Ob sie mit ihren Unterthanen unzufrieden wäre, ob diese ihr nicht genug Ehrfurcht und Hochachtung erwiesen hätten; sie wollten ihr jede Genugthuung leisten; sie wollten Alles aufbieten, um ihre Größe, ihre Rechte und ihr Ansehen aufrecht zu erhalten und gern Gut und Blut dafür hingeben; alle Schulden der Krone wollten sie aus ihrem Vermögen bezahlen und für ihre Hofhaltung so beträchtliche Fonds zusammenschießen, daß sie glänzender leben könnte, als irgend ein König des Nordens.

So sprach der Kanzler mit großer Bewegung und Wärme: die ganze Versammlung war tief gerührt; auch Christina war sehr ergriffen. Die eindringenden Bitten und Beweise der Liebe und Hingebung hatten großen Eindruck auf sie gemacht. Sie versprach, die Regierung beizubehalten, aber mit der Bedingung, daß man ihr nie wieder von Heirathen spreche, wogegen sie eine unüberwindliche Abneigung habe. Mit lautem Jubel nahmen die Anwesenden die Erklärung der Königin entgegen, und Christina's bald eintretender Geburtstag wurde mit glänzenden Festlichkeiten begangen.

Es sind jetzt noch Christina's persönliche Verhältnisse zu ihrer nächsten Umgebung ins Auge zu fassen. Ihre Mutter, die verwitwete Königin Maria Eleonore, war im J. 1648 aus ihrem freiwilligen Verbannungsorte wieder nach Schweden zurückgekehrt und hier unter festlichem Gepränge und lauten

Freudenbezeugungen begrüßt worden. Sie lebte nun bis zu ihrem Tode in Schweden und wurde von Christina mit großer Freigebigkeit versorgt. Sie sagte ihr außer dem Leibgedinge mit allen Renten und Gerechtigkeiten jährlich noch 40,000 Thlr. zu und veranlaßte die Stände, daß sie alle Versprechungen bestätigten. Als sie Karl Gustav die Krone übergab, ließ sie ihn in seine Versicherung auch ausdrücklich den Punkt aufnehmen, „die Königin-Mutter zu lieben und zu ehren und in allen Benefizien zu schützen".

Der Prinz Karl Gustav lebte seit Christina's Krönung zurückgezogen auf der Insel Oeland in der Ostsee, wo er sich in einer reizenden Gegend den Vergnügungen ergab. An den Regierungsgeschäften hatte er keinen Antheil, und kam er an den Hof, so erschien er ohne Gefolge und Aufsehen. Die Königin war mit seinem Benehmen so zufrieden, daß sie ihn deshalb öffentlich belobte und ihm die schöne Insel als Eigenthum schenkte, deren Einkünfte sich auf mehr als 100,000 Thlr. beliefen. Die Briefe, welche sie damals in großer Zahl mit ihm wechselte, enthalten sehr viele Aeußerungen der Anhänglichkeit und Sorgfalt. Dagegen machte sie ihm auch wohl seine Stellung zu ihr bemerklich; so schrieb sie ihm, als er sich für seinen Schwager, den in Ungnade gefallenen Magnus de la Gardie, verwandte, bei Ablehnung dieses Gesuches: „Uebrigens, mein Vetter, bin ich verbunden für die ehrerbietigen Gesinnungen, welche Sie mir in Ihren Briefen bezeigen; ich bitte, bewahren Sie dieselben und seien Sie überzeugt, daß Sie nie Ursache haben werden, zu bereuen, daß dieselben Ihrer Pflicht so angemessen sind." Die Unthätigkeit jedoch war dem Prinzen zur Last, und Klagen darüber mögen denn auch die Veranlassung gewesen sein, daß der Historiograph Adolph Messenius und sein Sohn theils aus Erbitterung über einen verloren gegangenen Prozeß, theils aus Liebe zum Prinzen, den man in Gefahr glaubte, an ihn eine Schmähschrift über die Königin und die Regierung schrieben, und ihn aufforderten,

mit Gewalt sich der Krone zu bemächtigen. Karl Gustav schickte die Schrift an Christina und die beiden Messenius wurden hingerichtet. Die Untersuchung ergab, daß im Lande Unzufriedenheit herrschte, jedoch mehr über den hohen Adel und die Unterdrückung der übrigen Stände, als über die Königin, wenngleich das Hofleben bei Manchen Mißvergnügen hervorrief. Dasselbe war nämlich in den letzten Regierungsjahren von Christina sehr bewegt und bunt. Herrliche Feste, Bälle, Concerte und Maskeraden wechselten mit Turnieren, Ringelrennen und Thierkämpfen. Bei einer solchen Gelegenheit, da der Hof den Olymp vorstellte, und Christina selbst den Namen Amaranta annahm, gründete sie den Amarantenorden, dessen Mitglieder, 15 Herren und 15 Damen, sich verpflichten mußten, Tugend und Ehre zu bewahren und zu beschützen und das Recht hatten, jeden Samstag bei der Königin in einem Landhause zu speisen. Die einheimischen Großen, sowie die fremden Fürsten, welche der Ruhm Schweden's und seiner Königin nach Stockholm lockte, entfalteten Pracht und Glanz, und auch Christina glaubte, den Ruhm ihres Reiches in äußerem Glanze darstellen zu müssen. Besonderen Einfluß hatte in dieser Beziehung der französische Arzt Bourdelot, der von Salmasius als ein Mann von Geist und Wissen der Königin empfohlen war. Er hatte das Glück, Christina von einer schweren Krankheit zu heilen, und seitdem sah sie in ihm ihren Wohlthäter. Dabei besaß er sehr angenehme gesellschaftliche Talente, wodurch er sich besonders beliebt zu machen wußte. Christina sagt von ihm, sie kenne recht gut seine Fehler, besonders seine Eitelkeit; aber er habe viele gute Eigenschaften, eine Philosophie ohne Pedanterei, gebildete und angenehme Conversation und große medizinische Kenntnisse. Dieser Mann suchte nun die Königin von dem Studium der Wissenschaften abzuhalten, indem er sich bemühte, die Gelehrten von ihrem Hofe zu entfernen, und Christina selbst zur Stärkung ihrer Gesundheit zu Vergnügungen und Zerstreuungen

veranlaßte. Zu dem Zwecke zog er viele Franzosen heran, welche Unterhaltungen, Luxus und Eleganz aller Art aufbrachten und alles Uebrige verdunkelten. Seit der von Christina sehr begünstigte Graf de la Gardie durch seine Eifersucht und Lügenhaftigkeit in Ungnade gefallen war, vermochte Bourdelot Alles. Natürlich haßten alle Großen den Fremdling und boten Alles auf, ihn zu stürzen. Es war ausgesprengt, daß er den religiösen Gesinnungen der Königin gefährlich sei und sie von dem Glauben ihrer Väter abwendig mache. Man fand diese Gerüchte vielleicht dadurch bestätigt, daß sich Christina gerade damals den Katholiken sehr günstig gesinnt zeigte: so sorgte sie für den Gottesdienst ihrer katholischen italienischen Musiker, gewährte mehreren Nonnen im Erzstift Bremen Pensionen und tadelte dem englischen Gesandten Whitelocke gegenüber England's große Strenge gegen die Katholiken. Alles dieses legte die Befürchtung nahe, Christina wolle die lutherische Lehre verlassen. Ihre Mutter mußte ihr deshalb Vorstellungen machen, und auch die Prediger fingen an sich zu regen: man drang auf Bourdelot's Entfernung und Christina entließ ihn reich beschenkt. Er wurde später Priester und durch Christina's Vermittlung Abt von Massay in Berry. Seine Stelle ersetzte der ihm befreundete Don Ant. Pimentel, welcher als spanischer Geschäftsträger im Sommer 1652 nach Stockholm kam. Er war ein verständiger, witziger und überaus angenehmer Mann und Christina's unzertrennlicher Gesellschafter. Dieser Vorzug, den sie ihm gab, erregte nicht nur aufs neue die Unzufriedenheit und Verleumdungssucht der Großen, sondern auch die größte Besorgniß Frankreich's, welches Christina immer mit eifersüchtigen Augen beobachtete. Daß der Hauptgrund von der innigen Freundschaft zwischen Christina und Pimentel ihre beabsichtigte Conversion war, wußte Niemand. Indessen war auch das Verhältniß der Königin zum Reichskanzler Oxenstierna in dieser Zeit wieder ein erfreuliches. Er wurde stets zu Rathe gezogen und war häufig um Christina; sein Sohn Erich

wurde zum Reichsrath, zum Gouverneur von Calmar, zum Präsidenten der Rechenkammer und des Handelskollegiums befördert. Dies freute den alten Mann so sehr, daß er sich wirklich zu verjüngen schien. So schrieb sie ihm auch in einem überaus herzlichen Briefe, in dem sie den Tod des Reichsmarschalls Jac. de la Gardie beklagt: „Da Gott dies so gefallen hat, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß er den Reichskanzler und einige Andere, von denen ich Beistand in meinen großen Lasten hoffen darf, gnädigst erhalten möge." Noch ausdrücklicher sprach sie ihm ihre Hochachtung aus in einem Briefe vom 22. November 1653: „Uebrigens mache ich mir ein besonderes Vergnügen, Ihnen bei dieser Gelegenheit zu versichern, daß Niemand in der Welt Ihre großen Gaben und Ihre Verdienste höher als ich schätzet. Glauben Sie gewiß, daß ich niemals anders von Ihnen denken und sprechen werde, als es Ihre Treue verdient." Aber auch der Reichskanzler war ihr sehr zugethan. Als er auf dem Reichstage 1652 im Namen der Königin den Vortrag hielt, sprach er aufs nachdrücklichste zu ihrem Ruhme: er lobte eifrig ihre Regierung, die durch Gottes Gnade das Reich in tiefem Frieden erhalte und ganz frei von bürgerlichen Unruhen, die jetzt alle Staaten bedrängten. Er stellte die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge vor und die geringe Gewißheit, dieses Glück lange zu genießen, wegen der Wirren, die bei den Nachbaren herrschten, und forderte die Stände auf, ihr Möglichstes aufzubieten, um dieses kostbare Gut, das sie nächst Gott dem klugen und weisen Verfahren der Königin verdankten, zu erhalten. Oxenstierna müßte ein Mann ohne allen Charakter gewesen sein, wenn er später über Christina's Regierung und Thronentsagung wirklich die ungünstigen und mißliebigen Bemerkungen gemacht hätte, welche ihm zugeschrieben werden. Dagegen spricht sein großartiger Charakter und die Liebe und Achtung, welche er der Tochter seines inniggeliebten Königs fortwährend widmete.

III.

Christina's Thronentsagung.

Obgleich die Königin im Jahre 1651 auf Bitten des Volkes ihren Vorsatz, dem Throne zu entsagen, geändert hatte, so war derselbe doch nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Sie hatte damals die Regierung beibehalten, wie sie selbst sagt, weil sie noch nicht Alles gethan hatte, was sie zum Besten des Staates thun wollte. Nachdem dieses geschehen, nahm sie ihren früheren Vorsatz wieder auf und traf alle Vorbereitungen zur Ausführung desselben. Man hat gesagt, sie habe aus Ueberdruß an der Regierung die Krone niedergelegt, allein schon Christina selbst verwahrt sich ausdrücklich gegen diese Anschuldigung; auch konnten die Verhältnisse des Staates sie nicht dazu veranlassen, da ja der Reichskanzler bei dem ersten Versuche der Thronentsagung ihr in dieser Beziehung im Namen des Reichsrathes und der Stände die glänzendsten Versprechungen gemacht hatte. Nicht mit Unrecht sagt daher Whistler, der Gehülfe des englischen Gesandten Whitelocke am schwedischen Hofe: „Die Ursache aber, warum ihr Vorhaben die Staatsverständigen befremdet, ist diese, weil die Regierung ihr nicht zu schwer wird und sie sich auch, den Geldmangel ausgenommen, der alle freigebigen Fürsten zu begleiten pflegt, in keinen verdrießlichen Umständen oder gedrungen findet und keinen abgesagten Feind auf dem Halse hat, sondern vielmehr von ihrem Volke ihrer Mildigkeit, Weisheit und Mäßigung wegen überall hochgeschätzt wird, einen ihrem Geschlechte ungewöhnlichen Muth besitzt und sich in ihrem Senate ein solches Ansehen erworben hat, daß sie ihm in den meisten Stücken überlegen ist." Christina selbst gibt früher wie jetzt als Ursache ihrer heldenmüthigen Handlung die Wohlfahrt der Unterthanen und die Sicherheit des Staates an, da sie überhaupt der Ansicht war, daß Frauen

unmöglich die Pflichten des Thrones würdig erfüllen könnten; ihre Conversion, den eigentlichen Beweggrund ihrer Thronentsagung, durfte sie nicht erwähnen, wenn sie sich nicht den größten Unannehmlichkeiten und Gefahren aussetzen wollte. Indessen finden wir doch schon in dem Briefe an den französischen Gesandten Chanut vom 28. Februar 1654, der sie von der Ausführung ihres Entschlusses abhalten wollte, auffallende und starke Ausdrücke, welche auf die eben erwähnte Ursache hindeuten. Der Brief ist zu merkwürdig, als daß wir ihn hier übergehen könnten. „Ich habe Ihnen bereits ehedem," sagt sie, „die Ursachen angezeigt, die mich nöthigen, bei meinem Entschlusse, die Regierung aufzugeben, zu beharren. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich schon geraume Zeit mit diesem Gedanken umgegangen, und daß ich mich erst nach einer reifen achtjährigen Ueberlegung entschlossen, meinen Vorsatz auszuführen. Es sind wenigstens fünf Jahre, da ich Ihnen diesen meinen Vorsatz eröffnete und ich sah damals, daß nur ihre reine Zuneigung und der Antheil, den Sie an meinem Glücke nahmen, Sie bewogen, mir entgegen zu sein, ungeachtet der Gründe, die Sie nicht verwerfen konnten, so viel Mühe Sie sich auch gaben, mir mein Vorhaben zu widerrathen. Ich nahm mit Vergnügen wahr, daß Sie in diesem Gedanken nichts meiner Unwürdiges fanden, Sie wissen, was ich Ihnen das letzte Mal über diesen Gegenstand sagte, als ich das Vergnügen hatte, mich mit Ihnen zu unterhalten. Kein Zufall hat mich in einem so langen Zeitraum auf andere Gedanken bringen können: Ich habe mein ganzes Thun und Lassen auf dieses Ziel gerichtet; ohne auch jetzt zu wanken, da ich im Begriffe bin, meine Rolle auszuspielen und von der Bühne abzutreten. Ich bekümmere mich nicht um das Plaudite. Ich weiß, daß das Schauspiel, welches ich aufgeführt habe, nicht nach den gewöhnlichen Regeln der Schaubühne eingerichtet sein konnte. Was stark, männlich und nachdrucksvoll ist, kann nicht leicht allgemein gefallen. Ein Jeder mag hierüber nach seiner Art urtheilen. Diese Freiheit

kann ich Niemanden nehmen und möchte es auch nicht, selbst wenn es in meiner Gewalt stände. Ich weiß, es werden Wenige vortheilhaft davon urtheilen, aber ich weiß auch, daß Sie zu dieser kleinen Anzahl gehören. Die übrigen Menschen wissen meine Gründe nicht, und kennen wenig oder gar nicht meine Gemüthsart, weil ich mich gegen Niemand deutlich erklärt habe, als gegen Sie und einen andern Freund, dessen Seele so schön und edel denkt, daß er so wie Sie davon urtheilt. Sufficit unus, sufficit nullus[1]. Die Uebrigen achte ich gar nicht und es wäre zu viel Ehre für Jemand aus dem Haufen, wenn ich ihn lächerlich genug fände, um mich über ihn lustig zu machen. Diejenigen, welche diese Handlung nach den unter den Menschen gewöhnlichen Grundsätzen beurtheilen, werden sie ohne Zweifel tadeln; aber nie werde ich mir die Mühe nehmen, mich zu vertheidigen und bei aller Muße, die ich mir zu verschaffen gedenke, niemals müßig genug sein, mich an solche Leute zu erinnern. Ich werde diese Muße anwenden, mein vergangenes Leben zu prüfen und meine Irrthümer zu verbessern, ohne mich dieselben zu befremden oder gereuen zu lassen. Welch' eine angenehme Erinnerung wird es sein, den Menschen mit Freuden Gutes gethan und ohne Schonung die bestraft zu haben, welche es verdienten! Ich werde den Trost haben, daß ich Niemand als Verbrecher behandelte, der es nicht war, und daß ich selbst gegen diejenigen, welche es waren, schonend verfuhr; ich habe die Erhaltung des Staates jeder andern Rücksicht vorgezogen; ich habe mit Freuden Alles seinem Interesse aufgeopfert und habe mir bei meiner Regierung nichts vorzuwerfen. Ich habe sie ohne Stolz geführt und lege sie gern und willig nieder. Seien Sie also meinetwegen ohne Sorgen: ich bin in guter Sicherheit. Meine Güter sind dem unbeständigen Glücke nicht unterworfen. Es gehe, wie es wolle, ich werde dennoch glücklich sein.

---

[1] Einer ist genug, Keiner ist genug.

Sum tamen, o superi, felix nulli potestas,
Hoc auferre Deo[1].

Ja, ich bin es mehr als irgend Jemand und werde es immer sein: Ich fürchte die Vorsehung nicht, welche Sie mir vorhalten. Omnia sunt propitia[2]. Sie mag es nun über sich nehmen, meine Angelegenheiten zu lenken, so unterwerfe ich mich ihr mit der Ehrfurcht und Unterwerfung, welche ich ihrem Willen schuldig bin; überläßt sie mich meiner eigenen Leitung, so werde ich alle Kräfte des Verstandes und Herzens, die sie mir verliehen hat, anwenden, mich glücklich zu machen. Und ich werde es so lange sein, als ich überzeugt bleibe, daß ich weder von Gott, noch von den Menschen etwas zu befürchten habe. Ich will den übrigen Theil meines Lebens anwenden, mich mit diesen Gedanken vertraut zu machen, meinen Geist zu stärken und aus dem Hafen die Leiden derer zu betrachten, welche noch von den Stürmen des Lebens herumgetrieben werden, weil sie ihren Geist nicht an jene Gedanken gewöhnten. Bin ich nicht in meinem gegenwärtigen Zustande beneidenswürdig? Ohne Zweifel würde ich zu viele Neider haben, wenn mein Glück bekannt wäre; doch Sie lieben mich genug, um es mir nicht zu beneiden, und ich verdiene es, da ich so aufrichtig bin zu gestehen, daß ich einen Theil dieser Gesinnungen Ihnen verdanke: Ich lernte sie in den Unterredungen mit Ihnen, und hoffe sie einst in meiner Muße durch Ihren Umgang zu verstärken. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht im Stande sind, Ihr Wort zu brechen, und daß Sie bei dieser Veränderung nicht aufhören werden, mein Freund zu sein, weil ich nichts verlasse, was Ihrer Achtung würdig ist. Ich werde, wie auch immer meine Lage sein mag, Ihre Freundin bleiben, und Sie werden sehen, daß keine Veränderung sich ereignen kann, die den Gesinnungen, in

---

[1] Dennoch, ihr himmlischen Götter, bin ich glücklich, und kein Gott hat die Macht, mir das zu rauben.

[2] Alles ist günstig.

denen ich meine Ehre suche, nachtheilig wäre. Sie wissen das Alles und glauben ohne Zweifel, ich könne Ihnen keine größere Versicherung geben, als die, daß ich immer sein werde u. s. w."

Offen und unumwunden spricht sich Christina über die Ursache ihrer Thronentsagung aus, nachdem sie Schweden verlassen und zur katholischen Kirche zurückgekehrt ist. „Ich habe der Welt gezeigt," schreibt sie an den Papst Alexander VII., „daß ich, um Ew. Heiligkeit zu gehorsamen, mit der größten Freudigkeit dasjenige Königreich verlassen habe, in welchem man die Hochachtung für Ew. Heiligkeit für eine unerläßliche Sünde hält, und habe alle menschlichen Betrachtungen bei Seite gesetzt, um zu bezeugen, daß ich die Ehre, Ew. Heiligkeit zu gehorchen, viel höher als den erhabensten Thron achte. Es gelanget demnach an Ew. Heiligkeit meine demüthigste Bitte, mich, sowie ich nunmehro bin, von aller vorigen Hoheit entblößt, mit derjenigen väterlichen Huld, deren Sie mich bisher gewürdigt, auf- und anzunehmen. Da ich weiter nichts mehr habe, das ich zu Ew. Heiligkeit Füßen aufopfern könnte, als meine Person, mein Blut und mein Leben, so biete ich es hiermit Ew. Heiligkeit mit allem dem blinden Gehorsam an, den man Ew. Heiligkeit schuldig ist, und ersuche Sie, von mir solchen Gebrauch zu machen, als es nach Dero Einsicht dem allgemeinen Wohle unserer heiligen Kirche am zuträglichsten sein wird, als welcher, wie nicht weniger Ew. Heiligkeit, als deren einzigem und wahrem Oberhaupte, ich den Ueberrest meines Lebens gewidmet habe, mit inbrünstigem Verlangen, daß es zur Verherrlichung des Namens Gottes angelegt und verwendet werden möge." Ebenso heißt es in einer am 3. November 1655 zu Innsbruck mit Christina's Wissen veröffentlichten Erklärung: „Endlich entschloß sie sich zu Ausgang des April 1652, katholisch zu werden und ihren Thron zu verlassen; weil sie wohl einsah, daß es ihr unmöglich fallen würde, die katholische Religion jemals in ihren Ländern einzuführen und daß sie ihre Regierung nicht fortsetzen könnte, ohne sich in Gefahr eines Zwanges zu

setzen, Vieles wider den wahren Glauben, den sie annehmen wollte, zu begehen." Noch deutlicher und entschiedener gibt Christina den Uebertritt zur katholischen Kirche als die Ursache ihrer Thronentsagung in den späteren Jahren an. So ließ sie bei den Verhandlungen über die polnische Krone auf den Vorwurf, daß sie aus einem ketzerischen Hause abstamme, vorstellen: „Die Ketzerei in meinem Geschlechtshause ist ein Flecken, den ich nicht von mir ablehnen kann. Ich habe meine Person davon, so viel als mir möglich gewesen ist, gesäubert: aber ich sehe nicht, daß das Unglück, aus einem ketzerischen Hause geboren zu sein, mich ausschließen könne: da eben dieser Fehler dem Könige Sigismund verziehen ist, welcher noch näher bei der Quelle war, als ich bin, und der keine Krone aufgegeben hat, um katholisch zu werden, wie ich. Im Gegentheil ist er katholisch geworden, um König von Polen zu sein: da mir hingegen, ohne mich zu rühmen, Gott die Gnade verliehen hat, daß ich Alles zu verlassen im Stande gewesen bin, um katholisch zu werden." Ebenso versichert sie im Jahre 1676 dem Kaiser, sie habe den Thron, auf dem sie geboren, verlassen, um die Freiheit zu haben, aller Welt ihre wunderbare Bekehrung zu verkünden. Dasselbe sagt sie auch in einer handschriftlichen Bemerkung zu einer Schrift über ihre Regierung und behauptet sogar, schon im Jahre 1648 in einer Krankheit das Gelübde gethan zu haben, sie wolle, wenn Gott ihr das Leben schenke, Alles verlassen, um katholisch zu werden. Dem Könige von Frankreich endlich zeigte sie 1655 ihren Uebertritt mit der Aeußerung an, sie habe schon vor acht Jahren den Vorsatz dazu gehabt, auf dem Throne aber wegen der Reichsgesetze nicht ausführen können. Aus diesen Aeußerungen ist ersichtlich, daß Christina's beabsichtigte Conversion schon im Jahre 1651 die Ursache ihrer versuchten Thronentsagung war. Diese Ansicht gewinnt noch dadurch an Gewißheit, daß sie in derselben Zeit, wo sie ihre Thronentsagung ankündigte, den ihr befreundeten Pater Macedo, Beichtvater des portugiesischen Gesandten, nach

Rom schickte, um ihre Neigung zum Katholicismus dem Jesuiten-General zu entdecken und zu bewirken, daß zwei Jesuiten verkleidet nach Stockholm kämen. „Die Religion," sagt daher mit Recht der Protestant Rühs, „war das Hauptmotiv, das sie bewegte, auf die Krone Verzicht zu leisten." Dasselbe sagt K. A. Menzel: „Sie kam bald zu dem Entschlusse, dieser Neigung (für die katholische Kirche) ihre Krone zum Opfer zu bringen."

Da Christina's Entschluß, die Regierung an Karl Gustav zu übergeben, feststand, so theilte sie ihn allmählich einigen Vertrauten mit und ließ sämmtliche Reichsräthe auf den 11. Februar 1654 nach Upsala zusammenberufen. Hier erklärte die Königin in den bestimmtesten Ausdrücken, daß sie nun gesonnen sei, die Krone niederzulegen. Sie verlange nicht der Herren Rath, sondern nur ihren Beistand, um die Sache zu Stande zu bringen und Karl Gustav in den Besitz des Thrones einzusetzen. Die Reichsräthe waren sehr bestürzt und suchten sie von diesem Schritte abzuhalten. Der Kanzler überreichte im Namen der Uebrigen ein nachdrückliches Memorial, worin er alle Gründe gegen ihre Abdankung darlegte und der Königin zu verstehen gab, daß sie diesen Schritt einst bereuen könnte. Auch der Thronfolger, den sie kommen ließ, um ihre Einkünfte mit ihm zu verabreden, suchte sie umzustimmen. Christina aber bewies deutlich, daß es ihr mit der Aufgebung ihrer Regierung sehr ernst sei. Daher reiste sie nach Nyköping, um von ihrer Mutter Abschied zu nehmen, und beschied dahin auch Karl Gustav. In seiner und ihres Hofes Gegenwart erklärte sie ihrer Mutter, sie sei gekommen, um ihr Adieu zu sagen; sie bitte die Mutter um Verzeihung, wenn sie ihr nicht alle schuldige Ehrfurcht und Sorgfalt erwiesen; „seien Sie überzeugt, daß nicht Mangel an gutem Willen, sondern gewisse Umstände und Verhältnisse dies veranlaßt haben; künftig werde ich noch weniger Ihnen Beistand zu leisten vermögen, aber Sie werden statt einer Tochter einen Sohn erhalten, der Ihnen alle Liebe erweisen wird": sie stellte ihr nun den Prinzen vor, welcher

in ehrfürchtiger Rede das Gesagte bekräftigte. — Zugleich ließ Christina mit dem Reichsrath über die Einkünfte für ihren künftigen Lebensunterhalt verhandeln. Sie forderte 200,000 Thlr. und zu deren Ertrag gewisse nicht zu veräußernde Landesgebiete mit dem Eigenthums- und Souveränetätsrecht; aber letzteres fand Widerstand. Manche, welche ihr abgeneigt waren, äußerten sogar, Christina wolle außerhalb Landes reisen und katholisch werden; man sollte sie zwingen, ihre Gelder im Lande zu verzehren. Dies beunruhigte sie sehr. Sie versicherte deshalb, sie wolle zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit die Bäder in Spaa gebrauchen und dann sich im Reiche niederlassen.

Indessen rückte der für den Reichstag festgesetzte Tag heran. Der Kanzler Oxenstierna sollte die Versammlung eröffnen; allein er entschuldigte sich, weil dies dem Eide zuwider sei, den er Gustav Adolph geschworen, Alles zu thun, um die Krone auf seiner Tochter Haupt zu erhalten. Daher redete Christina selbst zu den Ständen. Der Gegenstand, sagte sie, weswegen sie die Stände zusammenberufen habe, werde ihnen ohne Zweifel auffallend sein, weil er ohne Beispiele wäre; aber wenn sie auf Alles das sehen wollten, was schon seit langem geschehen wäre, so würden sie wahrnehmen, daß weder von etwas ganz Neuem noch von einem in der Eile gefaßten Entschlusse die Rede sei, sondern von einer Sache, die sie seit langer Zeit vorbereitet und reiflich überdacht hätte. Sie möchten sich nur an das erinnern, was schon vor einigen Jahren in Rücksicht auf die Thronfolge und die Verwaltung des Staates wäre beschlossen worden: und sie thäte diesen Schritt um so lieber, weil sie sähe, daß dem Reiche ein großer Vortheil daraus erwachsen würde; denn da die Stände den Prinzen als ihren Nachfolger anerkannt hätten und von seinen großen Eigenschaften und Fähigkeiten zu einer weisen Regierung überzeugt seien, so zweifle sie keineswegs, Jedermann werde ihn mit der größten Freude auf den Thron steigen sehen. Sie habe jetzt zehn Jahre lang regiert; sie habe dem Interesse der Nation Alles aufgeopfert; sie habe

weder Nachtwachen noch Mühe gespart, um ihr die gegenwärtige Ruhe zu verschaffen: durch Gottes Gnade genösse sie dieselbe sowohl im Innern des Reiches als von Außen. Zur Erkenntlichkeit für all' ihre Mühe und Arbeit verlange sie nichts anderes von ihnen, als die Einwilligung zu ihrer Abdankung; eine Einwilligung, auf die sie desto sicherer zähle, da diese Abdankung eine fest beschlossene und so unfehlbare Sache sei, daß keine Rücksicht, keine Gegenvorstellung und keine Macht sie davon abbringen könnten. Sie fügte noch den Wunsch hinzu, daß man für ihren Unterhalt sorge und sagte, sie sei mit dem Prinzen schon übereingekommen, aber sie wollte, daß die Stände ebenfalls ihre Einwilligung geben.

Hierauf las der Baron Schering Rosenhane (der Reichskanzler hatte sich dessen geweigert, um nicht in den Verdacht zu kommen, als billige er Christina's Vorhaben) im Namen der Königin eine Schrift vor, welche dasjenige, was sie mündlich vorgetragen, noch ausführlicher enthielt; auch wurde einem jeden der Reichsstände eine Abschrift davon gegeben. Nun traten die Sprecher der einzelnen Stände vor und baten Christina inständig, daß sie den Thron nicht verlassen möge. Am rührendsten sprach der Vertreter des Bauernstandes: „Mein Herr Gott, Fräulein, was wollen Sie thun! Es thut mir leid, zu hören, daß Sie davon sprechen, diejenigen zu verlassen, die Sie so herzlich lieben, wie wir. Können Sie glücklicher sein, als Sie sind? Sie sind Königin von allen diesen Ländern, und wenn Sie dieses große Königreich verlassen, wo werden Sie ein solches wiederbekommen? Wenn Sie es thun (aber ich hoffe, Sie werden es wegen dieses Allen nicht thun), so werden wir beide, Sie und wir, es bereuen, wenn es zu spät ist. Daher bitten meine Brüder und ich Sie, besser darüber zu denken und die Krone auf Ihrem Haupte zu behalten; dann werden Sie Ihre eigene Ehre und unseren Frieden bewahren; wenn Sie aber die Krone niederlegen, so werden Sie Alle in Gefahr bringen. Nein, fahren Sie in Ihrem Geleise fort, gutes Fräu-

lein, und seien Sie das Vor-Roß, so lange Sie leben; und wir wollen Ihnen helfen, so gut wir können, Ihre Bürde zu tragen. Ihr Vater war ein braver Mann und ein guter König und sehr rührig in der Welt; wir gehorchten ihm und liebten ihn, so lange er lebte; und Sie sind sein eigenes Kind und haben uns recht gut regiert und wir lieben Sie mit unserem ganzen Herzen; und der Prinz ist ein braver Herr und wenn seine Zeit kommt, so werden wir gegen ihn unsere Pflicht thun, wie wir gegen Sie thun; aber so lange Sie leben, wollen wir nicht von Ihnen lassen, und daher bitte ich, Fräulein, lassen Sie nicht von uns." Als er seine Rede geendet, ging er unter Thränen zur Königin hin, nahm sie bei der Hand, schüttelte sie herzlich und küßte sie zwei- bis dreimal; dann wandte er sich um, trocknete sich mit seinem Taschentuche die Thränen ab und ging auf seinen Platz zurück. Da aber die Königin gegen alle Vorstellungen unbeweglich blieb und sogar antwortete: „Wenn man mir noch eine Krone dazu antrüge, so würde ich doch die Regierung nicht über die bestimmte Zeit behalten," gaben die Stände ihre Einwilligung und am 16. Juni fand die Thronentsagung statt. Früh Morgens um 7 Uhr trat Christina mit dem Prinzen in den Reichsrath und ließ eine am Tage vorher aufgesetzte Abtretungsurkunde verlesen, in der sie zu Gunsten des Prinzen Karl Gustav für immer auf ihr ganzes Recht an die Krone Schweden's Verzicht leistete, sich die Einkünfte (240,000 Thlr.) gewisser Ländereien vorbehielt, sowie das Recht, ganz unabhängig zu leben, ohne Jemanden als Gott wegen ihrer bisherigen und künftigen Handlungen Rechenschaft schuldig zu sein und eine völlige unbeschränkte Gerichtsbarkeit über ihre Beamten und Dienerschaft auszuüben. Dagegen versprach sie ihrerseits, nichts zu unternehmen, was dem Wohle des Staates nachtheilig sein könnte. Nach Verlesung und Unterzeichnung dieser und einer anderen Urkunde, in welcher Karl Gustav der Königin die vorbehaltenen Einkünfte und Rechte zusicherte und ihr versprach, gegen sie lebenslang dankbar zu

sein, der Königin-Witwe Schutz und Ehre zu erweisen, legten die obersten Reichsbeamten Christina den königlichen Mantel um und setzten ihr die Krone aufs Haupt; sie nahm in die rechte Hand das Scepter, in die linke den Reichsapfel; zwei Reichsräthe trugen ihr das Schwert und den goldenen Schlüssel voran. So ging der Zug in den großen Saal, wo die Stände, die fremden Gesandten und der ganze Hofstaat versammelt war. Die Königin setzte sich auf einen silbernen Thron. Darauf verlas Schering Rosenhane die Abdankungsschrift und gab sie dem Thronfolger, dann dessen Versicherungsurkunde für die Königin und händigte sie dieser ein. Auf ein Zeichen Christina's traten nun die höchsten Reichsbeamten zum Throne und entkleideten sie von den königlichen Insignien: Graf Brahe als Reichsdroste sollte ihr die Krone vom Haupte nehmen, aber er weigerte sich, zum Zeichen, daß ihre Entsagung gegen seinen Willen sei, und sie mußte sie selbst abnehmen. Der königliche Mantel wurde von den Höflingen in Stücke gerissen, da jeder ein Andenken an die Königin haben wollte. In einem einfachen weißen Kleide, „schön wie ein Engel", trat sie darauf an den Rand der Thronerhöhung und hielt mit großer Beredsamkeit und Geistesgegenwart eine halbstündige Rede, welche den tiefsten Eindruck machte und Viele zu Thränen rührte: sie gab kurz einen Abriß von allem dem, was seit ihrer Regierung in Schweden vorgefallen war; sie hob hervor, wie sie stets für das Wohl Schweden's bedacht und ihre eigene Ruhe dabei aufgeopfert habe, so daß ihr Gewissen ihr nichts vorwerfen könne; sie rühmte die großen Verdienste ihres Vaters und die Tugenden des Thronfolgers und ersuchte die Stände, ihm denselben Gehorsam und dieselbe Treue zu leisten, die sie ihr bewiesen und wovon sie dieselben hiermit entbände. Im Namen der Stände sprach dann Schering Rosenhane den großen Schmerz aus, den sie empfänden, daß Christina den Thron und das Volk verlassen wolle. Als er geendet, stieg die Königin vom Throne und reichte den vier Ersten der Stände die Hand zum

Kusse. Darauf ging sie auf den Prinzen zu und sprach mit noch größerer Beredsamkeit. Sie sagte zu ihm, er besteige jetzt einen Thron, auf welchem große Könige gesessen hätten, sie hoffe, daß er ihn würdig bekleiden würde; nicht so sehr die Verwandtschaft, als das Verdienst hätte sie bewogen, ihn zu ihrem Nachfolger zu erwählen. Sie hinterließe ihm einen Staatsrath, der ganz mit weisen Räthen besetzt sei, und statt aller Erkenntlichkeit für das Scepter, das er von ihr empfinge, bäte sie ihn, für die Königin, ihre Mutter, Sorge zu tragen und die Einkünfte derselben vielmehr zu vermehren als zu vermindern. Hierauf zog sich Christina in ihre Gemächer zurück, wohin sie der Prinz unter den größten Höflichkeiten geleitete. Bei der Krönung des Königs, die an demselben Tage erfolgte, war sie nicht zugegen; sie speiste aber später mit ihm in Gegenwart der Reichsräthe und Kronbeamten und nahm dann von jedem Einzelnen Abschied. Karl Gustav schenkte ihr 50,000 Thlr. und eine Haarnadel für 38,000 Thlr. Alle Versuche, Christina's Freiheit zu beschränken, wies er zurück. Zum Andenken an diese Feierlichkeiten waren goldene und silberne Denkmünzen geprägt worden; die des Königs trugen auf der einen Seite sein Bildniß mit seinem Namen, auf der anderen um eine Krone die Inschrift: „A Deo et Christina"; die der Königin zeigten ihr Bildniß und auf der Rückseite um eine Krone die Worte: „Et sine te, auch ohne Krone bin ich, was ich bin." Am Tage nach der Krönung des Königs reiste Christina bald nach Mitternacht von Upsala nach Stockholm, begleitet von dem Könige und den Reichsräthen.

So stieg die Tochter Gustav Adolph's in der Blüthe ihrer Jahre freiwillig von einem glanzumstrahlten Throne, dessen sie nie würdiger zu sein schien, als gerade jetzt, geliebt vom Volke und geachtet von den Reichsständen, welche ihr das ehrende Zeugniß gaben, daß „ihre Regierung überall Ruhe, Frieden und Freundschaft hergestellt und den einzelnen Ständen und Personen vielfache Wohlthaten erzeigt habe."

IV.

Christina's Conversion.

Mit der Thronentsagung geht für Christina ein neues Leben an, das nicht weniger merkwürdig ist, als dieses königliche von zehn Jahren. — Nach dreitägigem Aufenthalte in Stockholm verließ sie unter allgemeiner Trauer des Volkes die Stadt. Zwölf Schiffe waren ausgerüstet worden, sie nach Deutschland zu bringen; statt dieselben aber zu benutzen, nahm sie ganz unerwartet ihren Weg über Halmstadt und den Sund. Zu solcher Täuschung hatte sie die Furcht veranlaßt, man möchte ihre Abreise verhindern und sie im Lande festhalten. In Mannskleidern, mit einer schwarzen Perücke auf dem Kopfe, kam sie unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Dohna an die schwedische Grenze. Hier soll sie voll Freude aus ihrem Wagen gestiegen und auf die andere Seite gesprungen sein mit den Worten: „Nun bin ich endlich in Freiheit und außerhalb Schweden, das ich nie wieder zu betreten hoffe.“ Auch ließ hier der König Karl Gustav durch einen Offizier, der sie bis dahin begleitet, ihr nochmals seine Hand anbieten. Allein Christina antwortete: „Hätte ich mich vermählen wollen, so wäre es angemessener für mich gewesen, als Königin einen Gemahl zu nehmen, als nach Niederlegung der Krone mich zur Gemahlin wählen zu lassen.“ Karl Gustav liebte in der That die Tochter Gustav Adolph's und äußerte eines Tages in Gegenwart verschiedener Standespersonen: „Christina hat mich zum Könige gemacht; sie hat mir eine Gemahlin gegeben; aber ich werde zeitlebens unglücklich sein, weil sie mir den Ruhm, sie zu besitzen, verweigert hat. Nichts kann mich dafür schadlos halten.“

Mit einem Geleite von nur neun Personen setzte sie nunmehr ihre Reise durch Dänemark und Holstein fort und kam

glücklich nach Hamburg, wo sie vom Magistrat ehrenvoll bewillkommt und mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Von da reiste sie wieder in männlicher Verkleidung, den Degen an der Seite, um in dem feindlichen Gebiete von Bremen nicht erkannt zu werden, über Minden und Osnabrück nach Münster. Hier besuchte sie das Jesuiten-Collegium und erregte durch ihre geistreiche Unterhaltung und ihr freundliches Wesen allgemeine Aufmerksamkeit und Neugierde, bis sie sich einigen Patres zu erkennen gab; sie wohnte einer musikalisch-religiösen Feier bei, reiste aber plötzlich ab, als das Gerücht von ihrer Anwesenheit sich verbreitete. Dem Jesuiten-Colleg schickte sie später 100 Dukaten. Im August 1654 kam sie nach Antwerpen, wo sie wieder Frauenkleider anlegte. Ueberall erwies man ihr die einer Königin gebührende Ehre und viele fürstlichen Personen machten ihr ihre Aufwartung. Auch der Prinz von Condé, den Christina wegen seiner Heldenthaten sehr verehrte und feierte, war begierig, sie kennen zu lernen. Noch von Upsala aus hatte sie ihm in einem sehr schmeichelhaften Briefe ihre Thronentsagung mitgetheilt, mit der Versicherung ihrer fortdauernden Hochachtung, mit dem Wunsche, er möge jenen auffallenden Schritt billigen. „Sollten Sie ihn aber mißbilligen, so will ich Ihnen statt aller Entschuldigung nur so viel sagen, daß ich mich der von meinem Schicksale mir verliehenen zeitlichen Vortheile nicht begeben hätte, wenn sie mir zu meiner Glückseligkeit nöthig geschienen, und daß ich unfehlbar nach der Herrschaft der ganzen Welt würde gestrebt haben, wenn ich entweder meinen Zweck zu erreichen oder in einem so hohen Unterfangen zu sterben ebenso versichert gewesen wäre, als es der große Prinz von Condé ist.“ So großes Verlangen die Königin hatte, diesen Helden kennen zu lernen, so konnte sie ihn doch nicht zu einem förmlichen Besuche zulassen, da er auf dasselbe Ceremoniell, wie der Erzherzog Leopold, Anspruch machte. Später sah er sie in Brüssel, indem er sich in ihre mit Hofleuten angefüllte Zimmer schlich. „Ich muß doch,“ sagte er,

„diese Prinzessin sehen, die so leicht eine Krone verläßt, um die wir Uebrigen fechten und nach ihr unser ganzes Leben hindurch laufen, ohne sie erreichen zu können.“ Einige Tage nachher veranstaltete man eine Privat-Zusammenkunft, wo sie mit vielen Artigkeiten, doch nicht ohne Kälte, sich unterhielten.

Da indessen Christina's Thronentsagung sowohl der Gegenstand großer Lobeserhebungen als auch die Ursache vieler Verleumdungen war und namentlich manche übeln Gerüchte nach Schweden gedrungen waren, so trug man dem Grafen Tott auf, ihr im Namen der ganzen Nation Vorstellungen zu machen und sie zu bewegen, daß sie in ihr Vaterland zurückkehrte und sich nicht von den Grundsätzen ihres Landes und ihres Vaters entfernte. Zugleich überreichte ihr dieser Herr Briefe an die fremden Höfe. Christina wies diese Empfehlungen von sich; ihre Herkunft, sagte sie, und ihr Name wären ihr Geleitsbriefe genug. Wegen der Besorgnisse des Reichsrathes und des Volkes gab sie zur Antwort: Der Thron wäre der einzige Ort, wo sie in Schweden erscheinen könnte; da ihr einmal die Nation erlaubt hätte, von demselben herabzusteigen, so könnte sie ihr nicht mehr einen Aufenthalt vorschreiben, noch ihre Freiheit einschränken. „Außerdem,“ setzte sie hinzu, „haben die Schweden einen König, dessen Klugheit und Tapferkeit eine ebenso ruhmvolle, als weise Regierung verspricht. Ich habe das größte Opfer meinem Vaterlande gebracht; nun bin ich ihm nicht weiter nützlich. Ich bitte nur, daß es nicht meine letzte Ruhe und mein Vergnügen stören möchte.“ Schon vorher hatte sie mit Rücksicht auf ihren bald auszuführenden Vorsatz, den katholischen Glauben anzunehmen, an Karl Gustav geschrieben und ihn beschworen, seine Versprechen ihr auf jeden Fall zu halten und sie im Besitze der ihr angewiesenen Ländereien zu schützen: was immer ihr begegnen möge, sie werde nie gegen des Landes Wohl handeln.

Christina hatte beschlossen, in Flandern längeren Aufenthalt zu nehmen, um von hier aus mit dem apostolischen Stuhle

über ihre öffentliche Rückkehr zur katholischen Kirche zu verhandeln. Um jedoch recht bald dem Zuge ihres Herzens zu folgen, beschloß sie zunächst schon im Geheimen, das katholische Glaubensbekenntniß abzulegen. Diese Feier sollte in Brüssel stattfinden, wo sie vom Erzherzog Leopold eingeladen, mit außerordentlichem Glanze ihren Einzug hielt. Tags darauf, in der Christnacht 1654, legte sie das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des Dominikaner-Paters Guemes nieder, in Gegenwart des Erzherzogs Leopold, der Grafen Fuensalbagna und Montecuculi, des Don A. Pimentel, des Staatssekretärs Navarra und anderer auserlesenen Personen, welche das Protokoll über diesen Akt als Zeugen unterschrieben. In dem Augenblicke, wo der Priester die Absolutionsworte über Christina sprach und sie somit in den Schoß der von ihrem Vater so bitter und blutig verfolgten Kirche zurückkehrte, erdröhnten auf geheimen Befehl die sämmtlichen Kanonen der Stadt.

Hier wirft sich nun die Frage auf, durch welche Gründe und durch wen die Königin den Weg zur katholischen Kirche gefunden habe.

Christina zeigte von früher Jugend auf wahre Frömmigkeit und Religiösität. So schrieb sie schon als Kind an ihren Vater: „Ich will alzeit from seyn und fleissig beten lehrnen.“ Ihre Briefe an den Pfalzgrafen, den Reichsrath und Andere sprechen immer gottesfürchtige Gesinnungen aus und festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. In ihrer Selbstbiographie sagt sie über diesen frühen Zug ihrer Seele nach oben, das sursum corda also: „Mein Herz gehörte Dir, seit es im Busen schlug. Du hattest mit ihm ein geheimes Einverständniß, das mir selbst unbekannt war. Du allein hast Wunder in diesem Herzen gewirkt, die um so glorreicher sind, als sie nur Dich allein zum Zeugen und Zuschauer haben. Meine Sünden und meine Schwächen, die mir angehören, ließest Du nicht minder, wie alle diese Tugenden und Talente, womit Du Dich so freigebig gegen mich gezeigt, diesem wunderbaren Ver-

lehre dienen. Ich habe nichts zu Allem diesem beigetragen, als meine Unwürdigkeit, und es bleibt mir nichts mehr übrig, als Deines Winkes in Ehrfurcht und Schweigen gewärtig zu sein, und Dich walten zu lassen und Dich zu bewundern." Diese religiöse Gesinnung bezeugen auch unparteiische Zeitgenossen; so sagt Freinsheim: „Wie sehr sie die Tugend übt, kann sie, sowie durch ihren ganzen Lebenswandel, so auch durch ihre täglichen andächtigen Gebete, durch ihr fleißiges Anhören, Lesen und Nachdenken über Gottes Wort und durch fortwährende Gespräche über diese Gegenstände so klar beweisen, daß nur ein Thier, kein Mensch daran zweifeln könnte." Ferner versichert er, Christina habe in einer Krankheit, als über einige verdächtige Mittel Zweifel entstanden, ausgerufen, sie wolle lieber sterben, als aus Begierde nach Genesung etwas thun, was die Religiösität verletzen und Gott beleidigen könnte. Ebenso hebt Chanut ihre großartigen Ansichten von der Gottheit, ihre treue Anhänglichkeit an das Christenthum und ihre religiöse Andacht hervor, obgleich sie keineswegs scrupulös sei, noch darnach hasche, ceremonielle Andacht an den Tag zu legen. In Folge dieses tiefen und ernsten Sinnes für das Göttliche protestirte sie schon frühzeitig gegen das, was sich ihr als sittliche und religiöse Ordnung entgegenstellte, in Wirklichkeit aber nur Satzung menschlicher Willkür war. „Alle Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe," sagt sie, „welche ich mein ganzes Leben lang vor Dir, o Herr, gehegt habe, hinderten mich nicht, sehr ungläubig und wenig religiös zu sein. Ich glaubte nichts von der Religion, in der ich erzogen war. Alles, was man mir davon sagte, schien mir Deiner wenig würdig. Ich glaubte, die Menschen ließen Dich nach ihrer Weise sprechen, und sie wollten mich betrügen und mir Furcht einflößen, um mich an ihrem Gängelbande zu leiten. Ich hegte tödtlichen Haß gegen die langen und häufigen Predigten der Lutheraner; aber ich erkannte, daß man sie sprechen lassen und Geduld haben, und daß ich meine Gedanken darüber verheimlichen müsse. Als ich aber etwas herangewachsen war,

bildete ich mir eine Art Religion nach meiner Weise, in Erwartung derjenigen, welche Du mir eingegeben hast, wozu ich von Natur eine so starke Neigung hatte. Du weißt, wie oft ich in einer dem Altagsmenschen unbekannten Sprache Dich um Gnade angefleht habe, von Dir erleuchtet zu werden, und daß ich das Gelübde that, Dir zu gehorchen um den Preis meines Lebens und meines Glückes." Als Bayle ihren mißbilligenden Brief über die sogenannten Dragoner-Bekehrungen Ludwig's XIV. öffentlich bekannt gemacht hatte mit der Aeußerung, es erscheine darin noch ein „Rest von Protestantismus", ließ sie ihm durch ihren Sekretär Galdenblad deshalb ernste Vorstellungen machen in einem Briefe, der mit ihren eigenen Anmerkungen erhalten ist; in einer derselben sagt sie: „Was die Verleumdung von Protestantismus betrifft, so ist sie unerträglich, und man begreift nicht, wie ein Mensch, der auch nur seinen Namen zu schreiben weiß, einen so plumpen Fehler begehen kann, solche Thorheit zu reden. Wäre Christina so unglücklich, daß sie aufhörte, katholisch zu sein, so würde man sie nie des Rücktrittes zu einer Religion anklagen, der sie nie angehört hat. Wenn sie das Unglück gehabt hat, in der Ketzerei Luther's geboren zu sein, so hatte sie das Glück, seit den Jahren der Vernunft nichts von dem Allen zu glauben, was Luther und Calvin gelehrt haben. Unter allen Religionen wählte sie die katholische, welche ihr die einzig wahre zu sein schien, und sie ist niemals irgendwie zu der Religion zurückgekehrt, worin sie geboren war; und man kann versichern, daß, hätte sie unglücklicher Weise die katholische nicht gewählt, sie in Sachen der Religion vollkommen neutral geblieben sein und sich eine sehr abgekürzte, aber von denen Luther's und Calvin's weit verschiedene würde gebildet haben."

Forscht man nach der Ursache dieser frühen Zweifel an der Wahrheit des Protestantismus, so erscheint als das wichtigste Moment die Beschaffenheit des Religionsunterrichts, den sie von Kindheit an empfing. Allerdings hatten die Stände

in dem Erziehungsplane ausdrücklich vorgeschrieben, Christina auf das gewissenhafteste in der Religion ihrer Väter zu unterrichten und Papismus und Calvinismus sorgfältig von ihr fern zu halten; aber ihr Lehrer Matthiä konnte dieser Vorschrift nicht vollständig genügen. Während nämlich die schwedischen Prediger streng orthodox und feindselig gegen die Katholiken und Calvinisten gesinnt waren, war Matthiä ein Mann von mildem Charakter und versöhnlichen Grundsätzen. Mit großem Eifer verfolgte er das schon von Anderen gehegte Streben, die Protestanten und Calvinisten zu vereinigen. Zu dem Zwecke verfaßte er im Jahre 1647, als er Bischof von Strengnäs wurde, seine **Idea boni ordinis in ecclesia**, d. i. Gedanken über eine gute Kirchenverfassung. Aber sein Streben ging noch weiter; er wollte alle christlichen Confessionen mit einander vereinigen und suchte deshalb die ursprüngliche Lehre der katholischen, d. i. allgemeinen Kirche in mehreren Schriften zu entwickeln. Dahin gehören seine **regula credendi et vivendi**, d. i. Glaubens- und Lebensregel; **Institutio catechetica christianae religionis**, d. i. katechetischer Unterricht über die christliche Religion; ferner **Ramus olivae septentrionalis**, worin er die Möglichkeit vertheidigte, die drei vornehmsten christlichen Confessionen zu vereinigen; dann noch die Schriften: Summarium der reinen, seligmachenden, katholischen, christlichen Lehre, und Wegweiser zu der wahren christlichen Religion und rechten katholischen Kirche; endlich seine **Formula catholica veteris et orthodoxae fidei**, d. i. Katholische Regel des alten orthodoxen Glaubens, welche er 1665 verfaßte und der Königin widmete mit den Worten: sie wisse, daß darin die apostolische, katholische, orthodoxe, alte Lehre enthalten sei, die sie von Kindheit an gelernt habe. Als sich in Schweden die ersten Gerüchte von Christina's Conversion und ihrer Reise nach Rom verbreiteten, glaubte Matthiä, sie wolle mit dem Papste über die von ihm gewünschte Vereinigung der christlichen Confessionen verhandeln und sprach darüber seine lebhafte Freude aus: „Ist

dieses," schreibt er an die Königin, „der wahre Vorsatz Ew. Majestät, liegt Ihnen das am Herzen und wollen Höchstdieselben aus Ehrfurcht gegen die Majestät und die Gewalt Gottes, der allen Christen überhaupt, insonderheit aber den Pflegevätern der Kirche, Wahrheit und Frieden zu suchen, so sehr empfohlen hat, das Vereinigungs- und Aussöhnungswerk bei den Römischkatholischen befördern, und Alle, denen daran gelegen ist, dazu vermahnen und anhalten: so werden Ew. Majestät sich damit unfehlbar ein neues ungewöhnliches und weit herrlicheres Sieges- und Ehrenmal aufrichten, als irgend eines von denen, die Ihro Majestät bisher aufgeführt haben. Das wäre ein großes und rühmliches Werk, welches nicht allein der Würde, sondern auch der Göttlichkeit des königlichen Standes und Amtes zukäme, die, wie gesagt, die heilige Schrift ihm beilegt. Ich weiß, daß viele Augen auf Ew. Majestät sehen. Alle Liebhaber der lauteren reinen Wahrheit versprechen sich um so vielmehr von Höchstdenselben, nachdem Ew. Majestät gegenwärtig sich anderen Sorgen entschlagen haben. Alle redlichen Herzen bewunderen Dero große Frömmigkeit und liebenswürdige weltbekannte Eintracht aller Ihrer Heldentugenden, und finden an Ew. Majestät ein Muster, das alle Großen in der Welt nachahmen sollten."

Diese religiösen Anschauungen und milden und versöhnlichen Grundsätze hatte Matthiä auch seiner großen Schülerin eingeflößt. Sie war daher stets sehr duldsam, so daß Chanut von ihr sagt, bei wissenschaftlichen Unterredungen über die Streitpunkte der Protestanten und Katholiken habe sie nie Bitterkeit gezeigt. Als Matthiä im Jahre 1647 den schon erwähnten Versuch machte, die beiden protestantischen Confessionen zu vereinigen, begünstigte sie ihn entschieden und wollte zu dem Zwecke sogar eine theologische Akademie in Deutschland anlegen, wurde aber durch heftigen Widerstand der Geistlichkeit und die dringendsten Vorstellungen mächtiger Männer davon abgehalten. Gegen die Katholiken zeigte sie sich, um nur Einiges anzuführen,

bei den westfälischen Friedensunterhandlungen viel milder, als es den schwedischen Großen erwünscht war, und dem französischen Gesandten an ihrem Hofe gewährte sie gern die Anstellung eines katholischen Geistlichen für den Gottesdienst der anwesenden Franzosen, obgleich sie die Unzufriedenheit der Prediger befürchtete. Einen andern Beweis für ihre Duldsamkeit gibt Matthiä selbst, indem er an sie schreibt: „Denn ich erinnere mich der höchst verständigen Aeußerungen über den Charakter und Zustand der verschiedenen Religionen, mit denen Sie mich zuweilen beehrt haben: ich gedenke Ihres so scharfsinnigen Urtheils über die Heilung der Wunden der christlichen Kirche; ich bewahre im Gedächtniß Ihr wirklich königliches Vorhaben, einige abergläubische Ceremonien abzuschaffen, welche den Gottesdienst vielmehr zu entstellen, als zu zieren scheinen.“ Mit diesen milden Gesinnungen stand aber die Verketzerungssucht und Starrheit der protestantischen Prediger im grellen Widerspruch. Das leidenschaftliche Streiten der Theologen über zum Theil geringfügige Dinge war ihr höchst zuwider. Namentlich machte es auf sie einen sehr üblen Eindruck, daß die Prediger gegen ihren geliebten Lehrer Matthiä und ihren reformirten Onkel, den Pfalzgrafen J. Casimir, so schroff und unduldsam auftraten, während sie anderseits wieder vielfachem Schwanken und manichfachem Aberglauben ergeben waren. Solche Verhältnisse aber konnten auf Christina nicht ohne Einfluß bleiben und mußten sie zu tieferm Nachdenken anregen. Je mehr sich ihre ausgezeichneten Geistesgaben entwickelten, desto mehr mußte sich ihr das Bedürfniß aufdrängen, sich über die wichtige Frage nach der Wahrheit der Religion Klarheit und Gewißheit zu verschaffen. Waren doch sonst Philosophie und Theologie, Sprachen und Geschichte ihre angenehmsten Beschäftigungen, und verfolgte sie die schwierigsten Untersuchungen mit dem unermüdlichsten Streben, wie hätte sie nun die Frage unbeachtet lassen können, welche in jenem Zeitalter der Mittel- und Höhepunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen war? Christina's Bedürfniß

nach der Wahrheit wurde aber noch besonders angeregt durch einen Ausspruch Cicero's (de natura deorum), der tiefen Eindruck auf sie machte: von den so verschiedenen Ansichten über die göttlichen Dinge könnte nur eine wahr, wohl aber könnten alle falsch sein. Welche Kraft sie in der That aufgeboten, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, und wie Unrecht Geijer hat, wenn er sagt: „Gewiß ist aber, daß es nicht aus den Wirbeln des philosophischen Zweifels, sondern aus denen des Leichtsinns und des Atheismus war, daß Christina sich in den Schoß der katholischen Kirche warf," wird uns durch mehrere glaubwürdige Berichte mitgetheilt und bewiesen. In der zu Innsbruck unter Christina's Augen veröffentlichten Erklärung heißt es: „Die Königin war von ihrer Kindheit an in der lutherischen Religion erzogen. Aber kaum hatte sie einige Jugendjahre zurückgelegt, als ihr Verstand kein rechtes Genügen darin fand. Das machte sie begierig, dann und wann auch anderer Glaubensgenossen Lehrsätze und Gespräche von Glaubenssachen anzuhören, und verstattete dem damaligen königlichen französischen Gesandten an ihrem Hofe, der sich bei ihr in große Achtung zu setzen gewußt hatte, gar oft nach geendigtem öffentlichen Gehöre, mit ihr von allerhand Dingen insbesondere zu sprechen, da sie niemals von einander schieden, ohne von Religionssachen geredet zu haben. Unterredungen mit diesem Gesandten erregten bei Christina viele Zweifel wider die Lehre, zu der sie sich bekannte und erweckten bei ihr ein heftiges Verlangen, katholische Gottesgelehrte darum um Rath zu fragen. Sie hörte ihre Gründe an und erwog sie in aller Aufmerksamkeit und eröffnete ihre Zweifel, um ihrer völlig los zu werden, den gelehrtesten lutherischen Gottesgelehrten [1], ja sie las auch selbst zu dem Ende ihre

[1] Wenn Archenholz meint, Schweden's Geschichte und Archive wüßten hiervon nichts, so scheint er nicht zu bedenken, daß die Königin die Prediger nicht durch den Staatsanzeiger, sondern wahrscheinlich ganz im Vertrauen berufen hat, und daß daher über das Resultat

sämmtlichen Schriften. Allein weder ihre Antworten, noch ihre Bücher konnten sie jemals befriedigen. Hierauf kam ihr die Lust an, alle Religionen, die je in der Welt gewesen sind und heut zu Tage noch im Schwange gehen, kennen zu lernen. Sie berief zu dem Ende die gelehrtesten Leute unserer Zeit, deren Ruf ihr nur zu Ohren kam, zu sich, um sich mit ihnen darüber zu besprechen. Mit der Prüfung brachte sie ganzer fünf Jahre zu. Da sie aber endlich nichts fand, das ihr Genüge leistete, so entschloß sie sich, in der Religion, in der sie geboren war, zu beharren, in der Einbildung, sie könne in derselben selig werden und ein ruhiges Gewissen haben, wenn sie nur die gesunde Vernunft und die natürliche Billigkeit beobachtete und Niemanden Unrecht thäte. In diesem Zustande verharrte sie zwei Jahre. Allein Gott wollte sie zu sich ziehen und erregte daher ihre ersten Zweifel wegen der Wahrheit der Religion von neuem."

Nicht minder beweisend und interessant ist in dieser Hinsicht der officielle Bericht an Papst Alexander VII., den der Jesuit Paul Casati, der vorzüglich für Christina's Uebertritt wirkte, nach Mittheilungen aus ihrem eigenen Munde verfaßt hat. „Nachdem sie," sagt er darin, „sich genügende Kenntniß erworben hatte, begann sie darüber nachzudenken, daß Vieles in der lutherischen Lehre, in der sie erzogen war, nicht stichhaltig sei, und da sie anfing, es zu prüfen, hielt sie es noch mehr für ungereimt. Daher begann sie mit größerem Fleiß über Gegenstände der Religion und der Streitfragen zu studiren, und da sie fand, daß jene, in welcher sie erzogen war, keinen Anschein für Wahrheit hatte, suchte sie sich mit außerordentlicher Wißbegierde in allen zu unterrichten und die Schwierigkeiten einer jeden zu prüfen. Sie verwandte hierauf den Zeitraum

der Erörterung kein officielles Aktenstück abgefaßt und in die Archive gelegt worden ist. Ferner wann und wo oder warum nicht haben die gleichzeitigen protestantischen Prediger gegen die Angabe dieser weit verbreiteten Flugschrift protestirt?

von ungefähr fünf Jahren mit großer innerer Unruhe, weil sie nichts fand, woran sie sich halten konnte. Da sie Alles mit rein menschlichem Verstande maß, so schien ihr, viele Dinge könnten nur schlaue Erfindung sein, um das Volk in Einfalt zu erhalten; die Beweisgründe, welche die eine Secte gegen die andere anwendet, wandte sie gegen diese selbst an: so verglich sie Moses Thaten im hebräischen Volke mit denen Mahomed's bei den Arabern. Daraus ging hervor, daß ihr keine Religion als die wahre erschien. Und ich habe oft gehört, daß sie sich darüber anklagte, sie sei zu profan gewesen in dem Streben, die tiefsten Geheimnisse der Gottheit zu ergründen, da sie jedes Geheimniß unseres Glaubens habe prüfen wollen, in der Hoffnung, endlich eine Religion zu finden; und beim Lesen aller Art darauf bezüglicher Bücher auch Vieles in den Alten, den Heiden und den Atheisten ihr aufgestoßen sei. Obgleich sie sich nie so weit verirrte, daß sie am Dasein und der Einheit Gottes zweifelte, so war ihr Geist doch von vielfachen Bedenklichkeiten erfüllt. Endlich kam sie zu dem Schlusse, daß es gut sei, äußerlich zu thun, was die andern thun, indem sie glaubte, es sei Alles gleichgiltig und es komme nicht darauf an, ob man mehr dieser oder jener Religion oder Secte folge; es genüge, nicht etwas gegen den Ausspruch der Vernunft zu thun und worüber man einmal erröthen könne. In dieser Ansicht verharrte sie einige Zeit und sie schien etwas Ruhe gefunden zu haben, zumal sie entdeckt hatte, daß andere Personen, deren Namen sogar in der Ferne bekannt war und die von ihr wegen ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit geschätzt wurden, fast derselben Ansicht seien, obgleich dieselben nicht zu der einen wahren, von ihnen seit der Kindheit verachteten katholischen Kirche gehörten. Aber Gott wollte mit der Königin Barmherzigkeit haben und sie nicht in den Irrthümern der Vernunft untergehen lassen, weil sie anderseits den besten Willen hatte und Verlangen, die Wahrheit kennen zu lernen und im Handeln sich dergestalt vom Lichte der rechten Vernunft leiten ließ,

daß sie mir mehrmals versichert hat, sie habe niemals etwas gethan, was sie für Unrecht gehalten, auch nicht, worüber man erröthen müsse. (Dies sind ihre eigenen Worte.) Daher begann er ihr begreiflich zu machen, daß, wenn es sich um das ewige Heil der Seele handle, jedes andere Interesse weichen müsse, und daß der Irrthum in einer so wichtigen Sache von ewigem Schaden sei. Er erweckte deshalb in ihr von neuem den Gedanken, daß es irgend eine Religion geben müsse, und falls der Mensch nur eine Religion haben dürfte, unter allen denen, welche es auf der Welt gebe, keine ihr vernünftiger schien, als die katholische; bei sorgfältigerem Ueberlegen fand sie darum, daß ihre Glaubenslehren und Einrichtungen nicht so unvernünftig seien, als die lutherischen Prediger glauben machen wollten."

Christina war neun Jahre alt, als man ihr zuerst eine nähere Kenntniß von der katholischen Kirche gab und ihr unter Anderm sagte, daß in derselben der ehelose Stand ein Verdienst sei. „Ah," rief sie aus, „wie schön ist dies, diese Religion will ich annehmen." Daran knüpften sich spätere weitere Erwägungen. „Wenn man katholisch ist," sagt sie, „so hat man den Trost, zu glauben, was so viele edle Geister 16 Jahrhunderte lang geglaubt: einer Religion anzugehören, die durch Millionen Wunder, Millionen Märtyrer bestätigt ist, die endlich so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechtes überwunden und sich Gott geopfert haben." „Daß es in dem Papste," sagt Ranke, „eine untrügliche Autorität gebe, scheint ihr eine der Güte Gottes angemessene Einrichtung: darauf wirft sie sich von Tag zu Tag mit vollerer Entschiedenheit." Damit stimmt überein, was sie selbst zu dem englischen Gesandten Whitelocke sagte, daß nämlich die völlige Freiheit im Glauben leicht zu den größten Tollheiten und Greueln führe, wie bei den Münster'schen Wiedertäufern. Rühs meint: „In der Bestimmtheit dieses Systems und dem Reiz eines die Sinne rührenden Gottes-

dienstes liegen Gründe, die selbst einem gebildeten Geiste das katholische Christenthum werth machen können: Christina ward auch vielleicht durch das Studium der Kirchenväter, das sie liebte, zur Hochschätzung desselben veranlaßt."

Der erste Katholik, von dem Christina über die katholische Religion Aufklärung erhielt, war der französische Gesandte Chanut. Er gesteht schon im Jahre 1651, daß er solche Gespräche wiederholt mit ihr gehabt und sie daraus mit Erstaunen gesehen habe, daß die katholische Lehre eine durchaus andere sei, als ihre Theologen angeben; darnach urtheilte er, sie sei geneigt, zu glauben, daß die Katholiken sich nicht auf dem falschen Wege befänden. Außer Chanut nennt Christina selbst den großen Philosophen Descartes, der „viel zu ihrer rühmlichen Bekehrung beigetragen", und fügt hinzu, daß sich die Vorsehung seiner und ihres berühmten Freundes Chanut bedient habe, ihr hierüber zuerst Licht zu geben; die Gnade und Barmherzigkeit Gottes habe es nachher vollends dahin gebracht, sie die Wahrheiten der katholischen, apostolischen und römischen Religion ergreifen zu lassen, zu der sich besagter Herr Descartes immer standhaft bekannt hätte und in welcher er mit allen Merkmalen wahrer Frömmigkeit gestorben wäre. Unstreitig hat auch der spanische Gesandte Pimentel und der Arzt Bourdelot Einfluß auf ihre religiöse Gesinnung gehabt. Wie weit aber alle diese Männer bei Christina die wirkliche Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens bewirkt, läßt sich nicht bestimmen, dagegen steht es fest, daß die Vollendung von Christina's Conversion das Werk der Jesuiten ist. Zu verschiedenen Zeiten erschienen in Schweden mit den französischen Gesandten verkleidete Jesuiten. Der erste aber, welcher mit Christina in nähere Berührung kam, war der Pater A. Macedo, ein Mann von einnehmendem Aeußern und großen Kenntnissen. Er kam im Juli 1650 mit dem portugiesischen Gesandten Pinto Pereira an den Stockholmer Hof, gerade in der Zeit, als Christina's Religionszweifel wieder er-

wachten. Da der Dollmetscher des Gesandten eines Tages erkrankte, mußte der Jesuit dieses Amt übernehmen. Mit ihm ließ sich die Königin in Gespräche über Religion ein, die immer angelegentlicher wurden, je mehr sie ihn als verständig und treu erkannte. Sie offenbarte ihm daher ihren Wunsch, sich näher in den Wahrheiten der katholischen Religion unterrichten zu lassen und bat ihn, persönlich bei dem Jesuiten-General in Rom zu bewirken, daß ihr als Lehrer zwei italienische Patres geschickt würden. Da Macedo von dem Gesandten keine Erlaubniß zur Reise bekommen konnte, reiste er heimlich ab und kam mit einem von der Königin selbst ausgestellten Passe versehen glücklich in Rom an. Schon Ende Februar 1652 kamen zwei Jesuiten nach Stockholm, P. Franz de Malines, Professor der Theologie zu Turin, und P. Paul Casati, Professor der Mathematik zu Rom. Während dessen hatte der Jesuit Gottfried Francken, Kaplan des spanischen Gesandten in Kopenhagen, mehrere Unterredungen mit Christina gehabt und an ihrer Bekehrung gearbeitet. Um jeden Verdacht zu vermeiden, waren die beiden italienischen Patres als Edelleute verkleidet, welche Land und Leute kennen zu lernen wünschten. Auf die Nachricht von ihrer Ankunft zog sie Christina an ihren Hof und unterhielt sich mit ihnen in geheimen Audienzen. Man hatte viele Schwierigkeiten zu überwinden, um nicht entdeckt zu werden, aber Christina überwand alle Hindernisse, nicht mit „einer geheimnißvollen Verschlagenheit und Intrigue", sondern mit weiser Ueberlegung und nothwendiger Klugheit. Aber auch die Belehrung selbst wurde den Jesuiten keineswegs leicht. Den gewöhnlichen Weg bei der Erörterung der Dogmatik konnten sie nicht einschlagen, da Christina ihnen ganz andere Zweifel und Fragen vorlegte, die tiefer in die Philosophie, als in die Theologie eingriffen, z. B. über den Unterschied von Gut und Böse, über die Unsterblichkeit der Seele, die göttliche Vorsehung, die Nothwendigkeit der öffentlichen Bekennung seines Glaubens u. A. Boden und Grundlage für die ganze Ver-

handlung blieb immer der Satz, es müsse eine wahre Religion in der Welt geben; dann erschien unter den vorhandenen die katholische als die vernünftigste, und das Bestreben der Jesuiten war, zu zeigen, daß die katholischen Dogmen wohl über die Vernunft erhaben, aber nicht gegen die Vernunft seien: die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien machten dabei besondere Schwierigkeiten. In ihren Berichten versichern dieselben, Christina habe mit eindringendem Geiste die Gründe in ihrer ganzen Kraft aufgefaßt, und sie meinen, der hl. Geist habe in ihr gewirkt; es erregte in hohem Grade ihre Verwunderung, daß eine Fürstin von fünfundzwanzig Jahren, bloß von Moralphilosophie geleitet, so gar kein Gewicht lege auf den Reiz der menschlichen Größe und alle Dinge nach ihrem wahren Werthe schätze. Nach eben diesen Angaben war sie schon nach kurzer Zeit entschlossen, die katholische Religion anzunehmen. Dagegen erhoben sich große Schwierigkeiten in ihren Verhältnissen als Königin. Und eines Tages erklärte sie den Jesuiten, die Sache sei nicht auszuführen, und sie könne schwerlich jemals ganz aufrichtig katholisch werden; sie möchten daher lieber wieder heimkehren. Diese suchten mit größter Beredsamkeit ihr Ueberzeugung einzuflößen und sie zu stärken. Da zeigte sie plötzlich ihre wahre Gesinnung, indem sie sprach: „Was würdet Ihr sagen, wenn ich geneigter wäre, die katholische Religion anzunehmen, als Ihr meint?“ Die Jesuiten waren wie von einer höheren Gewalt ergriffen: „Wir glaubten,“ sagt Casati, „von den Todten zu erstehen.“ Christina fragte dann, ob der Papst ihr gestatten könne, im geheimen katholisch zu sein und einmal im Jahre das Abendmahl nach lutherischem Ritus zu nehmen. Als jene das verneinten, weil es Gott im Herzen beleidigen heiße, wenn man den Schein einer falschen Religion annehme, erwiderte sie: „Dann muß ich die Krone niederlegen.“ Sie schickte den P. Casati nach Rom, um dem Ordens-General ihren Vorsatz kund zu thun, und um zu erfahren, was erforderlich sei, damit sie ihren Aufenthalt in Rom nehmen könnte.

Wenn die Protestanten behaupten, Christina sei nicht aus wirklicher Ueberzeugung, sondern nur aus äußeren Gründen katholisch geworden, so fehlen ihnen dafür die Beweise. Man beruft sich allerdings auf einige Briefe und Aussprüche Christina's, deren Aechtheit aber erst, wie D'Alembert mit Recht sagt, bewiesen werden muß, um sie als Beweismittel gebrauchen zu können. So sagt Arckenholz, Christina habe später in Schweden dem Grafen Flemming und dem Baron Cojet gegenüber geäußert: „Sie habe die Religion ihres Vaters nicht deswegen verlassen, weil sie sie in irgend einem Glaubensartikel falsch befunden hätte, sondern andere dringende Gründe hätten sie bewogen, äußerlich die römisch-katholische Religion anzunehmen." So zuversichtlich diese Behauptung aufgestellt und in so viele Geschichtswerke, wie in diejenigen von Ranke, Schröckh u. A., sie daher übergegangen ist, so ist sie doch eine bedeutende historische Unwahrheit und beruht auf einem großen Mißverständnisse einer Mittheilung vom Professor und Geschichtsschreiber J. C. Wagenseil, der in Rom längere Zeit mit Christina verkehrte. In der angezogenen Stelle heißt es nämlich: Als Christina später wieder in Schweden war, beschwor sie der schwedische Gesandte Cojet, zur lutherischen Religion wieder zurückzukehren und sprach die Hoffnung aus, Gott werde die Gebete erhören, die das ganze Volk öffentlich für diesen Rücktritt zum Himmel sende. „Darauf (und dieses ist der Punkt, worauf es ankommt) habe die Königin in der Weise geantwortet, nicht, daß sie die protestantische Kirche irgend einer Häresie oder des geringsten Irrthums beschuldigte, sondern daß sie vorhielt und betonte, man könne überhaupt die Religion, in der man geboren sei, ohne Schande wechseln, da man sie ebenso wenig als die Gestalt des Körpers, den Adel der Geburt und den Ueberfluß an Reichthum sich nach Belieben ersinnen könne, sondern sie so nehmen müsse, wie es die Verhältnisse der Geburt mit sich bringen; wenn aber Jemand die mit Bedacht angenommene Religion verließe, so haßten ihn mit Recht alle Menschen als einen

unbedachtsamen, unbeständigen und einfältigen Mann."[1] Es wäre von Christina höchst thöricht gewesen, sich auf ausdrückliche Bestreitung der lutherischen Lehre einzulassen, da sie gerade damals äußerst wichtige Angelegenheiten in Schweden betrieb, wobei sie jede feindselige Aufregung der Schweden fern halten mußte. Außerdem darf man nicht übersehen, daß Wagenseil, obgleich Protestant, sich über Christina's Conversion sehr ruhig ausspricht und es ausdrücklich unentschieden läßt, ob ihr Uebertritt aufrichtig gewesen sei oder nicht: das konnte er nicht, wenn er obige Aeußerung so verstand wie Arckenholz. Noch weiter geht Ranke mit der Behauptung: „Sie hat oft gesagt, sie habe an dem Protestantismus keine wesentlichen Irrthümer im Dogma gefunden." In der Ausgabe Leipzig, 1874 citirt er die oben erwähnte Stelle von Wagenseil, theilt aber nur den Vordersatz mit, während er die Hauptsache verschweigt und übersetzt: „Königin Christina hat selbst gestanden, sie wisse den Protestantismus keines Irrthums in den Dingen des Glaubens zu zeihen."

Ebenso wenig beweist der Brief, den Christina im März 1652, wo sie nicht mehr protestantisch-gläubig, aber auch noch nicht völlig zur katholischen Ueberzeugung gelangt war, an den Landgrafen Friedrich von Hessen schrieb, um ihm auf Bitten ihrer Verwandten Vorstellungen gegen seine beabsichtigte Conversion zu machen. Sie sagt: sie gebe hierin den Wünschen ihrer Verwandten und der Freundschaftspflicht nach, werde in-

---

[1] Vgl. Wagenseil, Synops. Hist. Univers. (Altorf, 1697. 8.) P. III. p. 822: Ad haec ita respondisse reginam, non ut cujusquam haereseos vel minimi erroris Ecclesiam Protestantium insimularet, sed ut ingereret et inculcaret, Religionem, in qua quis natus sit, cum hanc aeque parum ac corporis formam, natalium dignitatem et opum affluentiam, sibi quisquam ad arbitrium fingere queat, sed ita habenda illa sit, prout nascendi conditio fert, citra ignominiam mutari omnino posse; at religionem consilio susceptam, si quis deserat, cum tamquam inconciderantum, inconstantem et infruniti animi, merito odisse omnes homines.

dessen die Sache nicht behandeln, wie auf der Kanzel und im Colleg, sondern überlasse den Streit darüber den protestantischen und katholischen Kirchenlehrern: „und da ich einer dritten Religion angehöre, welche die Wahrheit gefunden und sich daher von den Meinungen jener entfernt und dieselben als falsch verworfen hat, so ist es recht, daß ich als eine neutrale Person zu Ihnen rede und nur einen einzigen Punkt berühre, der Ihnen empfindlich sein muß, das ist der der Ehre." In der That stellt sie ihm die Sache auch nur von dieser Seite vor, ohne ein Wort zu Gunsten der lutherischen oder gegen die katholische Religion hinzuzufügen. Um übrigens zu beweisen, daß Christina ohne Ueberzeugung katholisch geworden, sind Thatsachen erforderlich, welche sich eben auf die Zeit ihrer Conversion beziehen. Wenn daher Christina wirklich den Ausspruch des sterbenden Brutus pries, die Tugend sei nur ein Name und eine Chimäre, so wäre das schon deswegen ohne Kraft, weil die Zeit dieser Aeußerung nicht bekannt ist; außerdem finden sich in ihren Schriften auch gerade entgegengesetzte Aeußerungen. So sagt sie: „Cato und Brutus tödten sich selbst aus einem Eigensinn, mit dem sie für das doppelte Hirngespinnst der Freiheit eingenommen sind. Was für eine seltsame Weisheit! Und was für eine verderblichere Wirkung könnte wohl die Narrheit hervorbringen? Würden sie nicht besser gethan haben, wenn sie Cäsar's Herrschaft ertragen hätten, nachdem sie vergebens alle ihre Kräfte angewandt, sich derselben zu widersetzen? Cato starb ruhig, ohne sich über irgend etwas zu beklagen. Brutus, der verdrießlicher war, gibt der Tugend die Schuld und wirft ihr vor, daß sie bloß ein falscher Glanz, ein Gespenst, ein eitler Name sei: er hatte Recht; denn ihre Tugend war von dieser Art." Eine andere Aeußerung, welche man als Beweis für Christina's Oberflächlichkeit in religiösen Dingen anführt, ist diese, daß sie nach ihrem öffentlichen Uebertritte zu Innsbruck bei einer Komödie zu einigen Personen vom ersten Range gesagt habe: „Es ist recht, daß Sie mir eine Komödie aufführen, nachdem ich Ihnen eine Posse

aufgeführt habe.“ Diese Anekdote hat durchaus keinen glaubwürdigen Gewährsmann; sie rührt von ihrem Sekretär, dem leichtfertigen Chevreau, her und ist schon von Leibniz, Schröckh, Lacombe u. A. bezweifelt worden. Auch war Christina nicht so unbesonnen und rücksichtslos, eine Handlung lächerlich zu machen, die ihrer Umgebung hehr und heilig war. Treffend sagt über dergleichen Traditionen Bayle: „Ich habe solche Dinge von unendlich vielen Leuten gehört; wollte ich sie aber näher prüfen, so habe ich nichts gefunden, was sie glaubhaft machen konnte; indes rede ich hier davon, um, so viel mir möglich ist, zu verhindern, daß die, welche von solchen Alfanzereien sprechen hören, ihnen Glauben schenken.“ Ebenso unbegreiflich ist, wie man auf Mangel an religiöser Gesinnung schließen kann aus Aeußerungen, wie folgende in einem Briefe an ihre Freundin Ebba Sparre: „Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß es mir vollkommen wohl geht, daß ich tausend Ehrenbezeugungen empfange, und daß ich mit Jedermann gut stehe, außer mit dem Prinz von Condé, den ich nur im Schauspiele und bei Hofe sehe. Meine Beschäftigungen sind gut essen und gut schlafen, ein wenig studiren, scherzen, lachen, französische, italienische und spanische Komödien besehen und die Zeit angenehm hinbringen. Ich höre keine Predigten mehr, ich verachte alle Redner; nach dem, was Salomon gesagt hat, ist alles übrige nur Eitelkeit; denn Jeder soll vergnügt leben bei Essen, Trinken und Singen.“ Der ganze Brief ist in der heitersten Stimmung geschrieben und ein Ausdruck ihrer damaligen Zufriedenheit. Die Predigten aber sind die, welche ihr in Schweden so oft Langeweile verursacht hatten und ihr im höchsten Grade verhaßt waren. Und wenn sie den Jesuiten in Löwen, welche ihr schmeichelnd sagten, wäre sie katholisch, so würde man sie der heiligen Brigitta von Schweden zur Seite stellen, zur Antwort gab: „Ich wünschte lieber, man versetzte mich unter die Weisen,“ so war diese Antwort entweder von derselben Art oder gehört zu denjenigen Aeußerungen, wodurch sie ihren damals noch nicht bekannten

Uebertritt verdecken und der Umstehenden wegen die versteckte Andeutung der Jesuiten umgehen wollte. Da Christina, wie der wohlunterrichtete Pallavicino sagt, mit Schweden noch immer in wichtigen Verhandlungen stand, so schien es ihr zweckmäßig, ihren Uebertritt vorläufig noch geheim zu halten. Sie pflegte in Brüssel im geheimen der heiligen Messe beizuwohnen, und war nur bemüht, ihrer Gewissenspflicht genugzuthun, indem sie durch keine Handlung sich als nichtkatholisch darstellte. Daher kam es, daß man von ihr aussagte, sie glaube an gar keine Religion, weil man nicht sah, daß sie ihren alten Glauben beobachtete, noch auch, daß sie einen neuen angenommen. Diese Ansicht wurde durch manche paradoxe Behauptungen unterstützt, die Christina nicht als ihre Ansicht, sondern des geistreichen Disputirens wegen aufstellte, aber mißverstanden wurden.

Was ferner von der Behauptung zu halten ist, der französische Arzt Bourdelot habe Christina Abneigung gegen die lutherische Religion und irreligiöse Ansichten eingeflößt, sieht man daran, daß sogar die unbedeutenden italienischen Musiker der Königin von den Predigern öffentlich beschuldigt wurden, daß sie den Atheismus am Hofe einführten und die Rechtgläubigkeit der Königin zerstörten. Daß Bourdelot nicht Atheist war, dafür spricht das Stillschweigen mehrerer seiner heftigsten Feinde, die doch sonst Manches an ihm zu tadeln wissen, sowie sein unbedingtes Einverständniß mit Pimentel, der als ein „großer Papist" bezeichnet wird.

Ebenso ungereimt ist, was man von bloß äußerlichen Beweggründen angibt, welche Christina bei ihrer Conversion geleitet haben sollen: sie habe etwas recht Auffallendes thun wollen; bei ihrer großen Liebe zu den schönen Künsten habe der glänzende katholische Gottesdienst mächtigen Einfluß auf sie ausgeübt; sie sei der „papistischen Religion" als Frau zugethan gewesen; es habe mehr eine „unerklärliche Neigung und unbedingte Sympathie", als wirkliche Ueberzeugung in ihr gewirkt;

sie habe auf die Freundschaft der südlichen Mächte und die Unterstützung vom Papste gehofft u. s. w. Solche Behauptungen sind ganz unbegründete Vermuthungen. Wie konnte sie z. B. die Hoffnung auf Unterstützung vom Papste verlocken, da ihr ja jährlich 245,000 Thlr. garantirt waren, die gewiß für ihren Hof hinreichten? Auch war ihr Ansehen groß genug, um im Süden ohne Annahme der katholischen Religion die ihr gebührende Aufnahme und Hochachtung zu finden. Wenn endlich Schlosser sagt, daß sie „aus Ursachen, welche in unseren Tagen fast die ganze Aristokratie zur Anhänglichkeit an Rußland oder an den Papst bewegen, dem Glauben ihres Vaters untreu geworden", so hat er nur insofern Recht, als der Königin Christina, abgesehen von dem eigentlichen innern Gehalt des Katholicismus, auch das conservative Princip und die monarchische Regierungsform zusagte, die sich in der katholischen Kirche in der vollkommensten Weise, in Rußland aber nur in einem Zerrbilde findet. In diesem Sinne war Christina echt aristokratisch und konnte mit der Gräfin Ida Hahn-Hahn sagen: „Ja, ich bin aristokratisch, und darum lasse ich mein Leben nicht bestimmen von dem, was mir eben paßt und zusagt, sondern von tiefen und heiligen Ueberzeugungen." Es bleibt also für die Behauptung, die Königin Christina habe ohne Ueberzeugung die katholische Religion angenommen, nichts übrig, als die Ansicht, kein Mensch von Verstand und großen Kenntnissen könne von der Wahrheit des Katholicismus überzeugt sein. So meint auch Christina's sonst wohlwollender Biograph Arckenholz, es sei nicht wahrscheinlich, daß eine so aufgeklärte und wohlunterrichtete Fürstin alle Artikel der katholischen Lehre wirklich geglaubt habe; und wenn es so scheine, so „spreche sie nur die Sprache Rom's, wo sie zuletzt lebte und schrieb". Diese Ansicht bekundet die krasseste Unwissenheit des katholischen Glaubens und ist eine gänzliche Verkennung der geschichtlichen Thatsache, daß so manche Personen, deren geistige Fähigkeiten, Kenntnisse und Tugenden außer allem Zweifel sind, den katholischen Glau-

den angenommen und darin den Frieden gefunden haben; daß viele Protestanten noch in der Todesstunde ein Verlangen nach den Sakramenten der katholischen Kirche gehabt, daß aber noch kein Katholik an der Pforte des Jenseits die lutherische Lehre angenommen hat. Die Conversion Christina's, sagt Höfler, ist „eine Handlung des nüchternsten Verstandes, der vollsten Ueberzeugung nach reiflicher Prüfung, nachdem Alles, was Geschichte, Philosophie, Kenntniß des Alterthums und der Religionen dafür oder dagegen einwenden ließen, erforscht, untersucht und dann als Beweismittel für die Wahrheit der katholischen Religion geltend gemacht worden war". Selbst Rühs sagt: „Unstreitig ward die Königin durch ein Bedürfniß ihres Geistes und Herzens auf die Vereinigung mit der katholischen Kirche geführt; daß Ueberzeugung sie dazu veranlaßte, geht unverkennbar aus den Aeußerungen hervor, die sie hinterlassen hat."

Am 7. Januar 1655 starb Papst Innocenz X.; am 7. April folgte ihm der Cardinal Chigi als Alexander VII. Mit ihm hatte Christina schon in Schweden in Verbindung gestanden, indem er zu den Wenigen gehörte, welche zuerst von ihrem Vorhaben, die katholische Religion anzunehmen, Kunde erhalten hatten. Um so leichter wurde man durch Vermittlung des Königs von Spanien einig über die Bedingungen für Christina's Aufenthalt in Rom. Den Sommer über blieb sie noch in Belgien, wo sie durch die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter in tiefe Trauer versetzt wurde. Nachdem sie die genossene Gastfreundschaft mit königlichen Geschenken erwidert hatte, verließ sie im September Brüssel und reiste in einem glänzenden Zuge von etwa 200 Personen über Löwen, Cöln, Frankfurt, Würzburg und Augsburg nach Innsbruck. In Augsburg zeigte man ihr die Tafel, an der Gustav Adolph nach der Eroberung von Baiern gespeist hatte; es wird berichtet, sie habe sich dabei der Thränen nicht enthalten können. Ueberall erwies man ihr die größten Ehren, und warteten die höchsten Personen ihr auf,

sowie sie sich überall das Sehenswertheste von Kunst und Wissenschaft zeigen ließ. Der Kaiser schickte ihr den Grafen Montecuculi, um sie nach Rom zu begleiten. Vor Innsbruck kamen ihr zwei Erzherzöge und die Erzherzogin Anna mit einem zahlreichen Gefolge entgegen und führten sie mit allen Ehren in die Stadt. Der Papst hatte verlangt, daß Christina vor ihrem Eintritt in den Kirchenstaat öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß ablege und ihr daher den berühmten und gelehrten Geschichtsschreiber Lukas Holstein, Kanonikus von St. Peter, mit einem sehr huldreichen Schreiben entgegengesandt. Er hatte Vollmacht, ihr Glaubensbekenntniß mit allen Ceremonien anzunehmen. Dieses geschah mit großen Feierlichkeiten in der Hofkirche zu Innsbruck am 3. November 1655. Die Königin war ganz einfach in ein schwarzseidenes Gewand gekleidet mit einem diamantenen Kreuze auf der Brust. Der Erzherzog führte sie an den Altar, wo sie auf ein rothsammtenes Kissen niederkniete, während die geistlichen und weltlichen Würdenträger sich rings um sie aufstellten. Nach Verlesung des päpstlichen Breve's überreichte ihr der Stellvertreter des Papstes das in lateinischer Sprache abgefaßte Formular des katholischen Glaubensbekenntnisses, welches die Königin mit „klaren, wolvernemlichen Worten und frewdigem Gemüt“ vorlas, beschwor und eigenhändig unterschrieb. Dann wurde sie unter den üblichen Ceremonien förmlich in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen. Nach den Beglückwünschungen wurde der Psalm Jubilate Deo omnis terra unter Pauken und Trompeten gesungen, und der Jesuit Staudacher, Hofprediger des Erzherzogs, hielt eine Predigt über den Text: „Höre, Tochter, schaue darauf und neige dein Ohr, vergiß deines Volkes und deines Vaters Haus, so wird der König Lust an deiner Schöne haben; denn er ist dein Herr, und du sollst ihn anbeten.“ Ps. 44, 11. Dann hielt der Internuntius das Hochamt. Den Schluß der Feierlichkeit bildete das Te Deum, mit dessen Jubelklängen sich der Donner von 50 Kanonen, das Krachen der Böller, das Geläute aller

Glocken der Stadt und das tausendfache Echo der Berge vereinigte.

Von dem Glaubensbekenntnisse wurden vier Copien angefertigt, für den Papst, die Königin, die vatikanische Bibliothek und für das Archiv zu Innsbruck. Sie waren alle unterschrieben von Christina, den beiden Erzherzogen, den Bischöfen von Augsburg und Gurk, von dem spanischen Gesandten Pimentel und von Lukas Holstein, dem Stellvertreter des Papstes.

Mit großen Feierlichkeiten wurde nun mehrere Tage lang das außerordentliche Ereigniß und der Aufenthalt des hohen Gastes gefeiert. Die Königin zeigte dem Papste in dem schon erwähnten demüthigen Schreiben ihren öffentlichen Uebertritt zur katholischen Kirche an. Ebenso auch dem Könige Karl Gustav, indem sie schrieb: „Mein Herr Bruder. Ich bin allhier glücklich angelanget und weil ich daselbst einen Befehl von Ihro Heiligkeit fand, mich für das öffentlich zu erklären, was ich schon seit geraumer Zeit bin: so habe ich mich für glücklich geschätzt, diesem Befehle nachzukommen und diese Ehre dem Ruhme über die großen Länder zu regieren, die Sie jetzt besitzen, vorgezogen. Sollten Ihre Majestät gleich dafür halten, ich hätte den besten Theil nicht erwählt, so sollten Sie doch billig an einer That ein Wohlgefallen finden, die Ihnen so vortheilig ist und die weder die schuldige Liebe zu meinen Schweden, noch auch die Ihnen zutragende Freundschaft ändert; als die ich lebenslang verharre u. s. w.“

Da Christina am nächsten Weihnachtsfeste die heilige Communion und das Sakrament der Firmung aus den Händen des Papstes selber empfangen wollte, so verließ sie am 8. November Innsbruck und nahm ihren Weg über Brixen und Bozen nach Trient. Ihre Reise glich einem Triumphzuge. Ueberall wurde sie aufs glänzendste empfangen und bewirthet. Am 21. November betrat sie die Grenzen des Kirchenstaates. Hier wurde sie von vier päpstlichen Nuntien begrüßt und ihr ein Breve überreicht, worin der Papst seine Freude über ihre nahe

Ankunft aussprach. In zahlreichem Gefolge durchzog sie dann Italien, indem sie überall die Werke der Kunst und des Alterthums besah. In Loretto schenkte sie der Mutter Gottes eine Krone und ein Scepter von massivem Golde, mit 368 Diamanten und 160 Rubinen besetzt. Bei einer Villa, neun Miglien von Rom, empfingen sie zwei Cardinäle mit großem und glänzendem Gefolge in mehr als vierzig sechsspännigen und zwanzig vierspännigen Wagen und geleiteten sie am 19. Dezember Abends 7 Uhr beim leuchtenden Scheine unzähliger Fackeln, vorläufig „incognito", in die ewige Stadt, von der Schweizergarde und vielem Volke umgeben, so daß sie scherzend sagte: „Auf diese Weise also zieht man incognito in Rom ein." Sie wurde zuerst zum Vatikan in ihre reichgeschmückten Gemächer geführt, dann zur Audienz beim Papste. Sie bezeigte ihm die größte Ehrfurcht und er ihr die herzlichste Freundlichkeit. Einige Tage nachher hielt sie ihren öffentlichen Einzug mit nie gesehener Pracht. Die Königin ritt, als Amazone verkleidet, auf einem weißen Zelter, den ihr der Papst nebst anderen kostbaren Geschenken verehrt hatte, zwischen zwei Cardinälen, umgeben von den Vornehmsten des Adels und der Geistlichkeit. Der Zug bewegte sich durch die langen Reihen der kriegerisch geschmückten Soldaten unter dem Schmettern der Posaunen und dem Donner der Geschütze. Nachher begab sich die Königin in die Peterskirche, an deren Eingange die hohe Geistlichkeit sie empfing und zum Hochaltar führte; darauf begab sie sich in das Consistorium, wo sie dem Papste die üblichen Ehren bezeigte und ihre Freude über ihre Bekehrung und seine gütige Aufnahme aussprach. Zwei Tage nachher empfing sie aus der Hand des Papstes die heilige Communion und das Sakrament der Firmung, wobei sie die Namen „Marie Alexandra" erhielt, doch unterschrieb sie sich seitdem immer nur „Christina Alexandra".

V.

Christina's Privatleben.

So war Christina in der ewigen Stadt und das Sehnen ihres Herzens erfüllt. Nach ihrem Einzuge blieb sie einige Tage im päpstlichen Palaste, wo sie mit königlicher Ehre und Pracht unterhalten wurde; dann bezog sie den Palast Farnese. Die erste Zeit brachte sie damit hin, die wissenschaftlichen Anstalten, Kirchen und Kunstwerke Rom's in Augenschein zu nehmen. Vielfach zeigte sie bei diesen Gelegenheiten ihre Kenntnisse und ihren lebendigen Geist in treffenden Antworten. Einst betrachtete sie eine Statue Bernini's, die Wahrheit vorstellend, mit so großem Wohlgefallen, daß sie mehrmals ausrief: „O wie schön!“ Ein Cardinal sagte zu ihr: „Gott sei gelobt, daß Ew. Majestät die Wahrheit lieben, welche Personen Ihres Ranges sonst nicht leiden können.“ „Ich glaube es wohl,“ erwiderte sie, „aber alle Wahrheiten sind nicht von Marmor.“ Ueberall, wohin sie sich begab, wurde sie mit gelehrten Inschriften und Gedichten empfangen und von Cardinälen oder anderen Personen ersten Ranges begleitet. Der Papst bot Alles auf zu ihrer Ergötzung: fast kein Tag verging ohne ein Schauspiel, Concert oder ohne eine gelehrte Gesellschaft. Christina's Zufriedenheit blickte auch von allen Seiten hervor, unter Anderm auf einer Münze, deren Vorderseite ihr Brustbild und deren Rückseite die Göttin Roma zeigte, mit der Umschrift: „Possis nihil urbe Roma visere majus; man kann nichts Größeres als Rom sehen.“

Doch nur kurze Zeit blieb dieser Glanz ungetrübt, denn sie gerieth bald in Mißhelligkeiten mit dem römischen Adel und der spanischen Partei, welche unbilliger Weise von ihr verlangte, sie solle ihre Verbindung mit den Franzosen aufgeben und ihnen beim Papste zu Einfluß verhelfen. Gegen die Verleumdungen,

welche man deshalb über sie ausstreute, erließ sie ein Manifest, worin sie das ungebührliche Betragen und die Anmaßung der Spanier darlegte und die Billigung und Unterstützung des Papstes hervorhob. Vielleicht trugen diese Verdrießlichkeiten zu der bedeutenden Krankheit bei, welche sie damals befiel. Der Papst bewies ihr auch bei dieser Gelegenheit die größte Theilnahme und Sorge, sowie er ihr fortwährend alle Ehre erzeigen ließ. Er schätzte an ihr die vorzügliche, unerschütterliche Festigkeit im katholischen Glauben, ihre edle, reine, starke Seele und ihre bewunderungswürdige Einsicht und ihren Scharfsinn. Dagegen hatte er auch Besorgniß wegen einiger Schwächen Christina's, die gerade in Rom am meisten unstatthaft waren und leicht zu ungünstigen Gerüchten über ihren Katholicismus benutzt werden konnten und auch benutzt worden sind. Dahin gehörte ihr freies Benehmen mit Männern, ihre große Freigebigkeit trotz der Unsicherheit der Einkünfte, indem man von dem Hasse der Schweden gegen den Katholicismus die gewaltsame Entziehung derselben befürchten mußte; endlich der Mangel an äußerer Andacht. Als der Papst ihr einst einen Rosenkranz schenkte mit der Weisung, sich desselben bei ihrem Gebete zu bedienen, sagte sie lächelnd: „Ich will keine scheinheilige Katholikin sein," indessen bemühte sie sich doch, hierin den Wünschen des Papstes zu entsprechen.

Da zwischen Schweden und Polen damals Krieg ausbrach, so blieben die Einkünfte für Christina vielfach aus. Der Reichsrath und die Stände, besonders die Prediger sprachen: „Da sich die Prinzessin einmal von uns losgesagt hat, müssen wir dann ihren Aufwand bestreiten?" Die Königin war also genöthigt, ihr Geschmeide für 10,000 Dukaten zu verpfänden; zugleich entschloß sie sich, nach Hamburg zu reisen, um von da ihre Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Papst stellte ihr vier Galeeren zur Verfügung, um sie nach Marseille überzufahren, und machte ihr bedeutende Geldgeschenke, als er ihre Dürftigkeit erfuhr. Im Juli 1656 trat Christina ihre

Reise an, zunächst nach Frankreich, um dieses interessante Land kennen zu lernen. Mit einem Gefolge von wenigen Personen durchzog sie die schönsten Theile Frankreich's und wurde überall mit königlichen Ehren empfangen. Anfangs September kam sie nach Fontainebleau, wo sie von vielen Damen des Hofes begrüßt wurde. Als diese die Königin nach dem gewöhnlichen Ceremoniell küßten, sagte sie scherzend: „Welche Wuth haben diese Damen, mich zu küssen! Kommt es daher, daß ich einem Manne ähnlich sehe?“ Der Eindruck, den sie hier machte, war ein außerordentlich günstiger. „Ich hatte so viel von ihrem wunderlichen Anzuge reden hören,“ sagt Madem. de Montpensier, Tochter des Herzogs von Orleans, „daß ich tödtliche Furcht hegte, ich werde bei ihrem Anblicke lachen müssen: als ich sie sah, überraschte sie mich, aber nicht auf eine Weise, die mich zum Lachen gebracht hätte.“ Von Fontainebleau begab sich Christina nach Paris, wo sie unter einer ungeheuern Menschenmenge und dem Donner der Kanonen einen glänzenden Einzug hielt. In der Kirche von Notre Dame sang man das Te Deum. Darauf fuhr sie nach dem Louvre, wo die Gemächer des Königs aufs prachtvollste für sie eingerichtet waren. Die Königin von England, der Adel, die Geistlichkeit, die obersten Gerichtshöfe, die Universität, die französische Akademie kamen und statteten ihre Glückwünsche ab. Christina beantwortete alle diese Reden aus dem Stegreif mit vieler Geschicklichkeit und königlichem Anstand. Der Besuch war so zahlreich, daß sie dem Herrn Menage, der den Ceremonienmeister bei ihr machte und die Fremden immer mit den Worten vorstellte: „Das ist Herr N., ein Mann von Verdiensten“, eines Tages in einem verdrießlichen Tone sagte: „Der Herr Menage kennt doch gar zu viele Männer von Verdiensten.“ Nicht nur nach dem Zeugnisse der königlichen Hofdame Madem. de Motteville, welche sie aus weiblicher Eifersucht sehr streng beurtheilt, sondern auch nach dem Zeugnisse anderer Zeitgenossen gewann Christina in Paris Aller Herzen und Bewunderung.

Nachdem sie alle Merkwürdigkeiten der Stadt besehen, begab sie sich nach Compiegne, wo die königliche Residenz war. Der Cardinal Mazarin fuhr ihr bis Chantilly entgegen, wo sie zusammen speisten. Einige Stunden nachher kam der König und sein Bruder incognito an, ungeduldig, die berühmte Königin bald zu sehen. Der Cardinal stellte sie vor als junge Edelleute vom ersten Range: Christina aber, welche ihre Bilder im Louvre gesehen hatte, erkannte sie sofort und erwiderte: „Ich glaube das, und die Herren scheinen mir dazu geboren, eine Krone zu tragen." Der König unterhielt sich mit ihr aufs höflichste und ging dann nach Compiegne zurück. Am folgenden Tage wurde Christina feierlichst in die Residenz eingeführt. Es wurden ihr alle Ehren erwiesen und Alle waren von ihr in hohem Grade eingenommen. Anfangs fühlten sich freilich Manche etwas abgestoßen durch ihr freies Auftreten und die Verletzung der übertriebenen französischen Hofsitte. Indessen verzieh man ihr gerne alle Unregelmäßigkeiten, wenn man sie gesehen und gehört hatte. Die Königin-Mutter von Frankreich sagte zu ihren Hofdamen, daß die Königin Christina ihr ungemein gefiele. Anfangs habe sie sich vor ihr entsetzt, nachdem sie aber dieselbe gesehen und gehört, habe sich ihre Bestürzung in Zuneigung verwandelt. Ihr lebhafter Geist und Witz, ihre außerordentliche genaue Kenntniß der französischen Zustände und Personen erregten allgemeine Bewunderung und Erstaunen. „Sie kannte nicht allein die adeligen Geschlechter und deren Wappen," sagt Mademoiselle de Montpensier, „sondern sie wußte auch um deren Staatsabsichten und Liebeshändel, ja sie wußte sogar die Liebhaber der Malerei und Musik mit Namen zu nennen. Sie nannte dem Marquis des Sourdis die kostbarsten Malereien, die er in seinem Cabinet hatte, und wußte, daß der Herzog von Lincourt auch sehr schöne Stücke besäße. Ja, sie unterrichtete sogar die Franzosen in einheimischen Sachen, die sie selbst nicht wußten. Sie behauptete, daß in der sog. heiligen Kapelle ein Agath von großem Werthe vorhanden wäre, den

sie sehen wollte; und man fand ihn auch endlich in der St. Dionysiuskirche."

Unter großen Ehrenbezeugungen verließ Christina nach einiger Zeit Compiegne. Sie hatte durch ihren Aufenthalt in Frankreich ihren Ruf nicht vermindert, vielmehr noch bedeutend erhöht. Da aber in Rom die Pest herrschte, so blieb sie in Turin und anderen Städten und machte auch einen Ausflug nach Venedig, um die Königin des adriatischen Meeres zu sehen.

Ganz unerwartet faßte Christina ein Jahr nachher wieder den Entschluß, einen zweiten Besuch am französischen Hofe zu machen, höchst wahrscheinlich in politischen Absichten, um nämlich zwischen den beiden streitenden Mächten Frankreich und Spanien den Frieden zu vermitteln. Im October 1657 kam sie nach Fontainebleau, wo sich eine Begebenheit ereignete, die zu den vielbesprochensten ihres Lebens gehört.

Seit einiger Zeit stand ihr Oberstallmeister, Marchese Monaldeschi, aus einer vornehmen italienischen Familie, hoch in ihrer Gunst. Sie bewies ihm ihre ganze Güte und vertraute ihm die wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten. Allein sie schöpfte in jener Zeit Verdacht und entdeckte durch aufgefangene Briefe, daß er als Verräther an ihr gehandelt, aber als den Schuldigen den Grafen Sentinelli, einen abwesenden Hofbeamten, hinzustellen suchte. In der Meinung, die Königin habe keine Ahnung von seinem Beginnen, sagte Monaldeschi eines Tages: „Ew. Majestät sind verrathen und der Verräther ist entweder ein Abwesender, den E. M. kennen, oder ich selbst; ein Anderer kann es nicht sein. Ew. Majestät werden bald wissen, wer es ist, und ich bitte, dem Schuldigen nicht zu verzeihen." Die Königin fragte: „Was verdient ein solcher Verräther?" „Den Tod auf der Stelle," sagte der Marchese, „und ich erbiete mich, selbst das Todesurtheil an ihm zu vollziehen, oder es an mir vollziehen zu lassen, denn es ist ein Act der Gerechtigkeit." „Gut," sagte die Königin, „erinnern Sie sich dieser Worte, und ich verspreche Ihnen, daß ich ihm nicht verzeihen werde."

Bald darauf übergab sie dem Prior des Ordens der heiligen Dreieinigkeit in Fontainebleau, dem Pater Le Bel, unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein versiegeltes Packet mit dem Auftrage, es ihr zurückzustellen, sobald sie es begehre, und sich Zeit und Ort zu merken, wo er es empfangen. Unterdessen hatte Monaldeschi durch das Ausbleiben mehrerer Briefe Verdacht geschöpft: daher suchte er sich durch einen Küraß unter dem Kleide sicher zu stellen und zeigte durch sein ganzes Benehmen, daß er auf Flucht bedacht war. Da beschied ihn die Königin am 10. November zu sich in die Hirschgallerie. Als er eingetreten war, blaß, zitternd und verstört, erschien auch der Prior mit dem Packete, und der Befehlshaber ihrer Leibwache nebst zwei Bewaffneten. Die Thüren wurden sogleich zugeschlossen. Jetzt öffnete Christina das Packet und hielt die darin befindlichen Briefe dem Marquis vor mit der Frage, ob er sie kenne. Anfangs leugnete er und behauptete, es seien Abschriften von ihrer eigenen Hand; aber sie zog die Originale hervor und überführte ihn, daß er Handschriften nachgemacht und falsche Briefe unterschoben; sie ließ ihm alle Papiere aus der Tasche nehmen und entdeckte darin noch zwei nachgemachte Briefe, einen an sie, einen an ihn adressirt, und darin eine neue Verrätherei gegen sie. Endlich bekannte er die Fälschung, warf sich ihr zu Füßen und bat um Verzeihung; auch gestand er, daß er vor wenigen Tagen sein eigenes Todesurtheil an demselben Platze ausgesprochen habe. Jetzt zogen die drei Bewaffneten ihre Degen. Aber Monaldeschi erhob sich, zog die Königin aus einem Winkel in den andern und bat sie, seine Rechtfertigung anzuhören. Mit vieler Geduld und Mäßigung hörte sie ihn über eine Stunde lang an und rief auch den Prior zum Zeugen, daß sie nichts übereile und dem Verräther mehr Zeit gestatte, als er verlange. Die Unterredung aber änderte nichts an Christina's Ueberzeugung. Mit lauter, doch gemäßigter Stimme sprach sie zum Prior: „Herr Pater, ich gehe und lasse diesen Menschen in Ihren Händen, bereiten Sie

ihn zum Tode und tragen Sie Sorge für seine Seele." Der Pater, sowie Monaldeschi warfen sich ihr zu Füßen und baten um Gnade; der Schuldige flehte, das Todesurtheil in ewige Verbannung umändern zu wollen. Christina erwiderte, es sei besser für ihn zu sterben, als ehrlos zu leben; Gnade könne sie ihm nicht gewähren. Sie ging fort mit den Worten: „Gott erweise Euch Barmherzigkeit, wie ich Euch Gerechtigkeit erweise." In Todesangst flehte jetzt Monaldeschi den Prior an, Gnade für ihn zu erbitten, während die Bewaffneten ihn zum Beichten antrieben, indem sie ihm die gezogenen Degen auf den Leib hielten. Der Prior ermahnte ihn, Gott um Gnade zu bitten. Da ging der Befehlshaber der Leibwache zu Christina, um sie zum Mitleiden zu bewegen, kam aber niedergeschlagen zurück und sagte mit Thränen: „Marquis, denkt an Gott und Euere Seele, Ihr müßt sterben." Auf sein wiederholtes Flehen ging nun der Pater Prior zur Königin und beschwor sie bei den Leiden und Wunden des Heilandes, Barmherzigkeit zu üben. Sie antwortete, es thue ihr sehr leid, seine Bitte nicht erfüllen zu können: sie stellte ihm das Verbrechen in seiner ganzen Schwärze vor und sagte, Viele würden gerädert, die es nicht so sehr verdienten wie dieser Verräther. Der Prior suchte jetzt von einer andern Seite auf sie zu wirken, indem er vorstellte, sie sei in dem Palaste eines fremden Königs und könne nicht wissen, ob dieser ihr Verfahren billigen werde. Allein sie erwiderte, sie habe das Recht, über ihre Diener Gerechtigkeit zu üben zu jeder Zeit und an jedem Ort; sie sei Herrin ihres Willens und für ihre Handlungen nur Gott Rechenschaft schuldig; der König beherberge sie nicht als eine Gefangene oder Flüchtige, und ihr Verfahren sei nicht ohne Beispiel; sie nahm Gott zum Zeugen, daß sie allen persönlichen Haß gegen den Verräther aus dem Herzen getilgt habe, und nur sein Verbrechen bestrafe, das ohne Gleichen sei und die ganze Welt angehe. Der Prior schlug ihr vor, wenn sie nicht Gnade vor Recht wolle ergehen lassen, den Prozeß einem königlichen Gerichte zu über-

geben. „Wie,“ entgegnete sie, „ich, die ich souveraine und absolute Gerichtsbarkeit über meine Untergebenen habe, ich soll dahin kommen, mit einem verrätherischen Diener zu prozessiren, von dessen Schandthat und Treulosigkeit ich die Beweise in Händen habe, von seiner eigenen Hand geschrieben und untersiegelt?“ „Das ist wahr,“ antwortete der Prior, „aber Ew. Majestät sind hier interessirter Theil.“ „Nein, nein,“ erwiderte sie, „ich werde es dem Könige anzeigen; kehren Sie zurück und sorgen Sie für seine Seele; ich kann auf mein Gewissen Ihnen nicht willfahren.“ Jener glaubte an dem veränderten Tone dieser Worte zu bemerken, daß, hätte sie den Stand der Sache noch ändern können, sie gewiß es würde gethan haben; daß sie aber jetzt nicht mehr zurück könne, ohne ihr Leben zu gefährden, wenn der Marquis entflöhe. Ohne Hoffnung kehrte der Prior zurück und bereitete Monaldeschi zum Tode. Auch der Hofkaplan der Königin mußte noch einen letzten Versuch machen, diese zu erweichen, doch mit eben so geringem Erfolge. Das Todesurtheil wurde vollstreckt: der Befehlshaber der Leibwache führte einen Stoß nach Monaldeschi's Unterleibe; dieser ergriff die Degenklinge und schnitt sich drei Finger von der rechten Hand ab, derselben, mit welcher er die falschen Briefe geschrieben. Da er mit einem Panzerhemde bewaffnet war, so bekam er mehrere Wunden und Stiche, ehe er starb. Als man der Königin seinen Tod meldete, bedauerte sie, zu dieser Hinrichtung genöthigt gewesen zu sein, aber die Gerechtigkeit habe dieselbe verlangt und sie bitte Gott für ihn um Verzeihung. Dann ordnete sie ein ehrliches Begräbniß an und gab eine große Summe für Seelenmessen.

Dieses Ereigniß erregte großes Aufsehen, und zwar bei Vielen zu Christina's Nachtheil. Indessen kann das Recht zu dieser That der Königin nicht abgestritten werden. In der Entsagungs-Urkunde war ihr ausdrücklich das Recht bewilligt worden, alle Vergehen ihres Hofes und ihrer Diener selbst zu bestrafen. Sie hat dasselbe nicht nur im vorliegenden Falle,

sondern ganz allgemein in Anspruch genommen und betont mehrfach in ihren Briefen ihr jus vitae et necis über ihre Diener. Ihr lag dieses Recht um so näher, da in Schweden die Erbfürsten, Grafen und Barone ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten. Christina hatte nur auf die schwedische Krone verzichtet, sich aber nicht der königlichen Würde und Souverainetät entäußert. Die Unterthanen der ihr angewiesenen Länder mußten ihr auch den Eid der Treue leisten (doch mit Vorbehalt der dem Könige und Reiche schuldigen Treue) und in der Eidesformel versprechen, sich gegen Christina als treue Unterthanen zu betragen. Sie setzte die Statthalter, Richter und Beamten in den ihr angewiesenen Landschaften nach Gefallen ein und ab, wenn sich dieselben nicht ihrer Pflicht gemäß verhielten. Vergehen seiner Diener gegen sie sollte der König ebenso bestrafen, als wären sie gegen ihn selbst gerichtet. Alles dieses war öffentlich verhandelt im Beisein der fremden Gesandten, deshalb den fremden Mächten nicht unbekannt. Daher wurde sie überall als Königin geehrt und von den Monarchen mit „Majestät" und „Schwester" angeredet. Sie hielt an verschiedenen Höfen einen Gesandten, und regierende Fürsten schickten Gesandte vom ersten Range an sie; auch nahm sie das Recht, den Adel zu ertheilen, in Anspruch und übte es in Rom aus. Monaldeschi selbst hat mit keinem Worte ihr Recht, ihn zu richten, in Abrede gestellt. Daß sie aber mit Umgehung der gewöhnlichen gerichtlichen Formen allein über das Leben eines Menschen richtete, kann weniger auffallend erscheinen, wenn man erwägt, daß nach dem schwedischen Rechte, das allein als Richtschnur hier dienen kann, die Entscheidung über Majestätsverbrechen und über Leib und Leben einzig dem Könige zustand; das Hofgericht durfte über solche Sachen nur Bericht erstatten. Gustav Adolph hat dieses Recht stets geübt und auch sonst oft so persönlich in den Rechtsgang eingegriffen, daß das Hofgericht unbedeutend wurde. Christina's Verfahren darf man daher nicht nach unseren jetzigen, so sehr viel milderen Begriffen von königlicher Macht be-

urtheilen, sondern nur nach dem Geiste und den Verhältnissen ihrer Zeit. Ließ ja doch Ludwig XIII. († 1643) den Marschall von Ancre ohne alle Umstände auf einen bloßen Wink hinrichten und wird er dennoch von der Geschichte der Gerechte genannt.

Aber war die Königin befugt, dieses Souverainetätsrecht in einem fremden Lande auszuüben? Christina hat darin viele Vertheidiger gefunden und die Geschichte führt mehrere Beispiele an, daß königliche Personen auf fremdem Boden Todesurtheile sprachen und vollziehen ließen, ohne daß Widerspruch erhoben wurde. So ließ König Karl II. von England († 1685) während seines Exils einen Diener im Schlosse des Herzogs von Neuburg erschießen; ein spanischer Gesandter in Venedig einen Diener vor den Fenstern seines Hauses aufknüpfen, ohne daß die Signoria Einspruch erhob. Christina war als Königin in Frankreich aufgenommen. Ein Souverain aber, der mit Genehmigung eines anderen sich in dessen Lande aufhält, kann von seiner Selbständigkeit und seinen Rechten nichts verlieren, da er nicht zum Unterthan herabsinkt, sondern von ihm als seines Gleichen behandelt wird. Die Gerichtsbarkeit über seine Untergebenen kann er um so weniger aufgeben, weil nicht allein sein Ansehen, sondern auch seine Sicherheit dadurch gefährdet würde, indem mancherlei Verhältnisse leicht den Rechtsgang in fremdem Lande zu seinem Nachtheile wenden könnten. Ferner haben auch die Gesandten dieses Recht und wird die militärische Gerichtsbarkeit ebenfalls auf fremdem Boden ausgeübt; ein Gesetz aber, das den fremden Fürsten dieses Recht hätte nehmen können, bestand in Frankreich nicht. Daher erklärten auch die französischen Rechtsgelehrten, denen die Sache vorgelegt wurde: Da Christina souverain und unabhängig und vom Könige ihr der Aufenthalt in Frankreich gestattet sei, so könne man ihr die Ausübung der Souverainetätsrechte über ihre eigenen Untergebenen, wenn sie nicht französische Unterthanen wären, nicht versagen. Monaldeschi war aber nur Christina's Untergebener.

Auf gleiche Weise rechtfertigt auch Leibniz Christina's Verfahren. Alles, was man nach seinem Urtheile der Königin hierbei vorwerfen könnte, wäre dieses, daß sie die Achtung, die sie dem Orte, wo sie die Hinrichtung vollziehen ließ, nämlich dem königlichen Schlosse zu Fontainebleau, schuldig war, ziemlich aus den Augen setzte: dennoch aber, fügt er hinzu, kann man sie auch hierin durch die Nothwendigkeit, die Sache schleunigst abzuthun, entschuldigen. „Christina," schreibt er, „fand den Monaldeschi des Todes schuldig. Es ist sehr leicht zu errathen, daß sein Verbrechen von solcher Art gewesen, daß man es nicht füglich der Untersuchung anderer Richter überlassen konnte; und es wäre lächerlich gewesen, von Christina zu verlangen, daß sie eine Sache von dieser Art der willkürlichen Entscheidung eines Anderen anheim stellen sollte, welches ohne Verletzung ihrer Hoheit nicht geschehen konnte." Der berühmte Rechtslehrer Johann Tesmar, welcher in seiner schönen Schrift: Tribunal principis peregrinantis, Marburg 1675, den Fall Monaldeschi's zu Christina's Gunsten behandelt, verlangt unter Anderm, daß der reisende Souverain in der Ausübung seiner Gerichtsbarkeit über seine Bedienten eine zweifache Behutsamkeit anwende, nämlich, daß er diese Strafgerechtigkeit nur in wichtigen und dringenden Fällen und zweitens ohne äußeres Gepränge ins Werk setze. „Denn da eine Bestrafung, die vor Aller Augen vollzogen wird, Anderen zum Beispiele und zur Besserung dienen soll, so ist hierzu auch ein eigenes Gebiet um so nothwendiger. Es ist daher genug, daß ein reisender Beherrscher, ohne Aufsehen zu machen, bestrafe: wenn nämlich der Schuldige hinreichend von seinem Verbrechen überführt worden ist; oder dasselbe aus wichtigen Vermuthungen sattsam erhellet, und um den bösen Absichten desselben vorzubeugen, die Sache keinen Verschub leidet." Die Königin Christina hat in ihrem Verfahren gegen Monaldeschi diese Bedingungen genau beobachtet, „und mag auch ein strenger Richter in ihrer That", sagt Tesmar weiter, „noch so was Unbilliges finden, so wird doch der Aus-

spruch des Tacitus: Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, d. i. in jedem großen Beispiel wird man etwas Unbilliges wahrnehmen, sie dennoch rechtfertigen.“ Christina hat also weder das Ansehen des französischen Königs noch auch das Völkerrecht verletzt, sondern mit ebenso vielem Muthe als mit Billigkeit die Rechte eines reisenden Souverains in dem Lande eines anderen Beherrschers behauptet.

So gewiß Christina also das Recht hatte, ihren Diener zu richten, so zweifellos ist es auch, daß Monaldeschi schuldig war. Er selbst betheuerte mit keinem Worte seine Unschuld, sondern bat nur um Gnade. Auch spricht für seine Schuld die Aeußerung, ehe er sich erkannt glaubte, der Verräther sei des Todes schuldig u. s. w. Selbst in der Vertheidigungsschrift für ihn wird seine Schuld anerkannt, obgleich gemildert. Der Prior war ebenfalls von derselben überzeugt und bat nur um Gnade für den Unglücklichen, und als er ihn zum Tode vorbereitete, ermahnte er ihn, der Gerechtigkeit sein Leben hinzugeben. Christina selbst aber erschien das Vergehen so groß, daß sie zum Prior sagte, Viele würden gerädert, die es weniger verdienten als dieser Verbrecher. Offenbar stellt man sich daher, durch falsches Mitleid getäuscht, diese Bestrafung eines Verräthers und auch sonst schlechten Menschen mit Unrecht als eine ruchlose Grausamkeit vor. Christina des Mordes und der Verletzung der Menschenliebe zeihen, heißt die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt bestreiten und alle Fürsten verurtheilen, die jemals einen Verbrecher hinrichten ließen.

Worin das Verbrechen bestand, war stets ein Geheimniß. Am meisten begründet ist die Annahme, daß es sich auf politische Verhältnisse bezog. Obgleich deshalb die Geschichte wegen dieses geheimnißvollen Dunkels, das auf der ganzen Sache liegt, kein sicheres Urtheil hat, ob die Strafe dem Verbrechen entsprechend oder zu streng war, so wissen wir doch, nach welchen Grundsätzen Christina in dieser Hinsicht handelte. „Wenn ein Fürst genöthigt ist,“ sagt sie, „Jemand zum Tode zu ver-

urtheilen, so muß er dabei so gerecht verfahren, daß der Verbrecher selbst gestehen muß, er habe den Tod verdient. Fürsten müssen als Fürsten und nicht als Henker strafen. Man muß selten diejenigen ungestraft lassen, welche Strafe verdienen; und man muß nach den Formen der Gerechtigkeit strafen, wenn man kann; aber wenn man es nicht kann, muß man immer strafen, wie man kann." Christina war von der Rechtmäßigkeit ihrer Handlung so überzeugt, daß sie dem Heinsius, der ihr einige ungünstige Meinungen über Monaldeschi's Hinrichtung aus Westfalen mittheilte, antworten ließ: „Alle Albernheiten, die er mir im Betreff Monaldeschi's schreibt, erscheinen mir so lächerlich und vermessen, wie sie es wirklich sind; ich erlaube ganz Westfalen, ihn für unschuldig zu halten, wenn es beliebt. Alles, was man sagen wird, ist mir höchst gleichgültig." Als man ihr in Polen bei ihrer Bewerbung um die Königskrone Monaldeschi's Tod entgegenhielt, sagte sie: „Der Mensch zwang mich zu seiner Verurtheilung durch die schwärzeste Verrätherei, die ein Diener gegen seinen Herrn verüben kann; und ich befahl seinen Tod erst dann, als ich ihn durch Briefe von seiner eigenen Hand seines Verbrechens überführt hatte, in Gegenwart von drei Zeugen und dem P. Prior von Fontainebleau, die alle gegenwärtig waren und sein eigenes Geständniß anhörten."

Wenn man schließlich das Wort Schiller's betonen möchte: „Das Richterschwert, womit der Mann sich ziert, Verhaßt ist's in der Frauen Hand," so darf man nicht übersehen, daß Christina eine männliche Erziehung genossen und als König regiert hatte.

Obgleich das abschreckende Aeußere von Christina's Handlung die Königin-Mutter und die französischen Hofdamen zu bitterem Tadel veranlaßte, so ließ sich doch der König dadurch nicht beeinflussen, sondern machte ihr vielmehr nebst seinem Bruder und einem glänzenden Hofstaate in Fontainebleau einen förmlichen Besuch. Auch hatte sie mit dem Cardinal Mazarin unweit Paris eine Zusammenkunft, worin zwei Tage lang im geheimen verhandelt wurde. Der Gegenstand dieser Verhandlung

stand ohne Zweifel in Verbindung mit Christina's Vorhaben, Cromwell zu besuchen und ihn zur Vermählung mit einer von Mazarin's Nichten zu veranlassen. Indessen unterblieb die Reise, da der Protector es unterließ, sie zu einem Besuche nach England einzuladen, sei es, daß er die Kosten zu ihrer Aufnahme scheute, sei es, daß er ihr abgeneigt war, weil sie die ihm verhaßte katholische Religion angenommen hatte, oder daß er ihren durchdringenden Blick und ihre Einmischung in seine Staatsgeheimnisse fürchtete. Gegen Fastnacht begab sich Christina nach Paris, um dem Ballet beizuwohnen, in dem der König tanzte. Sie wohnte in Mazarin's Gemächern und empfing viele hohe Besuche. Der Cardinal zeigte sich ihr sehr gefällig und ließ ihr seinen Palast in Rom herrichten; auch ließ er ihr eine bedeutende Summe als rückständig von den französischen Subsidien auszahlen. Im Mai 1658 kam sie wieder nach Rom, wo sie mit vielen Ehren empfangen wurde. Daß die Königin den Palast des Cardinals Mazarin bezog, veranlaßte bei den Spaniern große Eifersucht. Man sagte, sie habe im Einverständniß mit Frankreich und England schlimme Projecte gegen Neapel oder den Kirchenstaat im Sinne. Vielleicht geschah es aus solchen Gründen, daß ihr der Papst zweimal die Erlaubniß verweigerte, einigen Franzosen die Engelsburg zu zeigen, bei welcher Gelegenheit Christina äußerte: sie bleibe deswegen doch die Tochter des großen Gustav. Ohne sich übrigens um jene Beschuldigungen zu kümmern, setzte sie ihren Hof wieder auf einen glänzenden Fuß und nahm Personen vom ersten Rang zu Edelleuten und Pagen an. Jedoch waren ihre Verhältnisse nicht erfreulich. In Folge der vielen Kriege, welche Karl Gustav führte, blieben ihre Einkünfte aus, und ihre Klagen an den General-Gouverneur ihrer Domainen waren erfolglos. Deswegen schickte sie ihren Sekretär Davidson nach Schweden. Aber Karl Gustav wollte ihn nicht vor sich kommen lassen, wofern er nicht eidlich erkläre, daß er nicht katholisch geworden sei. Davidson gab dem Könige die offene

Erklärung, er sei wirklich katholisch und berichtete auch darüber an die Königin, welche ihm folgenden Brief schrieb: „Ich glaube, Sie seien so wenig tauglich, ein Martyrer zu werden, daß ich Sie durch meinen Rath nicht der Gefahr aussetzen möchte, eine Niederträchtigkeit zu begehen, um Ihr Leben zu retten. Ehre und Leben sind meines Bedünkens Dinge, die es verdienen, daß man für sie Sorge trage; wenn Sie in den Fall kämen, Ihre Religion zu verleugnen oder zu verbergen, so würden Sie weder jene noch dieses retten, wenn Sie mir je nachher unter die Augen kämen. Man muß als Katholik leben und sterben, und thun Sie das nicht, so machen Sie sich unwürdig, mir anzugehören. Sie müssen sich über die Drohung des Königs nicht verwundern. Geben Sie den Wunsch auf, ihn zu sehen, und kommen Sie zu mir zurück. Nach der Drohung, die er gegen Sie ausgestoßen hat, werden Sie besser als je bei mir stehen, und der Groll, den er gegen Sie zeigt, soll Ihnen bei mir für ein Verdienst gelten. Seien Sie ohne Sorgen. Kommen Sie zurück, aber kommen Sie, ohne etwas Niederträchtiges oder Feiges gethan zu haben, und bringen Sie mir glaubwürdige Zeugnisse mit, daß Sie als echter Katholik gelebt und allen Pflichten, zu denen uns unsere römisch-katholische Religion verbindet, Genüge geleistet haben. Wenn das geschieht, so werde ich Sie mit Freude und Güte aufnehmen und hätte ich nur noch *ein* Stück Brod zu essen, so würde ich es freudig mit Ihnen theilen und lieber sterben, als Sie hilflos lassen. Wenn aber Furcht oder Hoffnung Sie so sehr erschüttern, daß Sie Ihre Pflicht hintansetzen, die Ihnen theuerer als das Leben sein muß, so denken Sie nie daran, mich wieder zu sehen, und seien Sie versichert, daß ich Sie wegen dieser Feigheit strafen werde und daß alle Macht des Königs von Schweden mich nicht verhindern soll, Ihnen selbst in seinen Armen, wenn Sie sich dahin geflüchtet hätten, das Leben zu nehmen. Richten Sie sich nun selbst hierüber, ob Sie im Stande sind, zu mir zurückzukehren oder nicht, und glauben Sie, daß ich Ihnen Wort

halten werde.“ Davidson blieb treu und kehrte, nicht ohne beträchtliche Summen eingezogen zu haben, nach Rom zurück. Dieses Verfahren Karl Gustav's scheint zuerst Christina Abneigung gegen ihn eingeflößt zu haben. In solcher Mißstimmung gegen den König war es, daß sie den kaiserlichen Hof bat, ihr 20,000 Mann unter dem Befehle des Generals Montecuculi zu leihen, um damit Pommern zu erobern. Die Einkünfte des Landes wollte sie für die Pension ansehen, welche ihr von Schweden nicht bezahlt wurde, und das Land sollte nach ihrem Tode an das deutsche Reich fallen. Der Hof zu Wien ging auf diesen Vorschlag ein, jedoch stand Christina davon bald wieder ab. Ihrem Geldmangel, der sie oft zum Verkauf ihres Silbergeschirrs veranlaßte, wurde dadurch abgeholfen, daß der Papst ihr ein Jahrgehalt von 12,000 Scudi aussetzte und für die Ordnung und künftige Leitung ihrer Angelegenheiten ihr den Cardinal Azzolino zuordnete, einen Mann, der wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften besonders zu Christina paßte und von ihr sehr geschätzt wurde. „Der Cardinal ist ein göttlicher Mann,“ sagt sie; „er ist mir theurer als mein Leben; er vermag Alles bei mir. . . Er allein gibt Alexander nichts nach, außer in der Geburt, in den Gelegenheiten und in dem Glücke. Aber wie groß würde er sein, wenn ihm diese Vortheile nicht fehlten: er, der keinen andern Fehler, noch menschliche Schwächen hat, und alle die Tugenden und Gaben besitzt, die einen großen Mann ausmachen?“ Dieser vortreffliche Mann stellte durch Ordnung und Beschränkung von Christina's Ausgaben und Freigebigkeit ihre zerrütteten Finanzen wieder her und richtete dabei den Hof noch glänzender ein, wie früher.

In dieser Zeit, d. i. im Jahre 1660, traf sie plötzlich die Nachricht, daß der König Karl Gustav von Schweden gestorben sei. Da ihre Angelegenheiten in Schweden noch immer nicht geordnet waren und durch den Tod des Königs noch verwickelter werden konnten, so beschloß sie, dorthin zu reisen. Sie schrieb daher einen Brief an den Bruder des Königs, den

Prinzen Adolph Johann, worin sie ihre aufrichtige Anhänglichkeit an die königliche Familie versichert und ihm ihre Ankunft anzeigt. Besonderes Interesse verdient dieser Brief durch die Bemerkungen, welche Christina über die Erziehung des jungen Königs macht. Nachdem sie die Vernachlässigung ihrer Interessen und den Tod des Königs beklagt und dem Prinzen für seine liebreichen Gesinnungen gedankt hat, fährt sie fort: „Ich freue mich mit Ihnen über die würdige Beschäftigung, die er Ihnen gegeben: verpflichten Sie mich dadurch, daß Sie dieselben sorgfältig wahrnehmen und die Königin-Mutter in der Erziehung des jungen Fürsten unterstützen. Jeder Andere als ich würde Sie ermahnen, diesen an das zu erinnern, was ich für ihn gethan habe, aber ich betheure Ihnen, daß ich ihn von Allem, was er mir schuldig ist, freispreche, unter der Bedingung, daß er eines Tages wisse, was er Schweden schuldig ist. Suchen Sie ihn durch Ihre Bemühung seine Pflichten kennen zu lehren und ihm so große Liebe dazu einzuflößen, daß er seinen Ruhm und seinen Stolz in das Wohl seines Staates und das Glück seines Volkes setze; machen Sie ihn würdig des Thrones meiner Ahnen und des meinigen und sorgen Sie, daß er auf würdige Weise unsern Platz einnehme, indem Sie ihm wo möglich durch eine treffliche und edle Erziehung die großen und heroischen Tugenden des Königs, meines Vaters, einflößen. Ich werde Ihre Schuldnerin sein für die Verpflichtung, welche Schweden dafür gegen Sie haben wird, daß Sie ihm einen großen und humanen König bilden; und ich werde Ihnen hierfür mehr, als für irgend einen andern Dienst verbunden sein, den Sie mir leisten können. Glauben Sie es nur, daß ich diesen jungen Prinzen so zärtlich liebe, als es immer seine leibliche Mutter thun kann. Gegen diese hege ich gleichmäßige Gesinnungen und beklage ihren Verlust um so viel mehr, weil er unersetzlich ist. Ich werde dieselbe überzeugen, daß ich keiner Schwachheit und Reue fähig bin, und daß ich ihr sowohl als Ihnen die Zuneigung beständig aufbehalten werde, die mich antreibt, dem

Könige, meinem Neffen und der Königin seiner Mutter, mich zu allen den Diensten zu erbieten, deren sie mich fähig halten werden; und wenn die Königin während der Minderjährigkeit des jungen Königs mir Gelegenheit, ihr zu dienen, an die Hand geben wollte, so würde ich mich darin so eifrig erweisen, daß sie dereinst würde bekennen müssen, daß ich ein ganz anderes Betragen verdient, als ich bisher so oft erfahren müssen, worüber ich mich jedoch weder beklagen noch rächen will.... Lassen Sie mich darauf hinweisen, wie Sie Schweden dafür verpflichtet sind, daß es in die Ehre eingewilligt hat, die man Ihnen erwiesen, indem man auf Ihr Haus eine Krone brachte. Was sind Sie ihm nicht für eine so große Wohlthat schuldig? Sie müßten mit Hochachtung und Dankbarkeit den geringsten Schweden ansehen; und wenn Sie all' Ihr Blut für des Volkes Wohl vergößen, so würden Sie kaum Ihrer Verbindlichkeit genügen.... Ich werde Ihnen sehr verpflichtet sein, wenn ich durch Ihre Mitwirkung das Glück erlange, recht bald nach Rom zurückzukehren, welches ich nur mit Bedauern verlasse, genöthigt durch die jetzige Bedrängniß meiner Angelegenheiten, die mich zwingen, selbst Hand anzulegen."

Bald darauf trat Christina ihre Reise an, obgleich der Graf Brahe ihr davon abgerathen hatte. Die schwedischen Machthaber fürchteten nämlich, die Königin möchte bei ihrem großen Anhange im Lande den jungen König zu sehr begünstigen und ihre eigene Macht beschränken. Allein Christina ließ sich hierdurch nicht zurückhalten; sie kam nach Stockholm und wurde in feierlichem Zuge in die Stadt geführt, und zwar in jene Gemächer, die sie vor sechs Jahren als Königin bewohnt hatte. Man erwies ihr alle Ehre und alle bedeutenden Personen machten ihre Aufwartung. Von ihrer glücklichen Ankunft in Stockholm machte sie dem Papste Alexander VII. in Ausdrücken unverbrüchlicher Ergebenheit Anzeige und schickte ihm zu Weihnachten ein demüthiges Glückwunschschreiben. Als der Reichstag begann, reichte sie eine Schrift ein mit der For-

derung, den von König und Ständen angenommenen Vertrag jetzt von neuem zu bestätigen und ihr die Versicherung zu geben, daß ihre Religionsveränderung sie im vollen Genusse ihrer Einkünfte nicht beeinträchtigen solle. Der Adel und die Bürgerschaft erklärten diese Forderung für recht und billig, nur die Geistlichkeit war sehr erbittert auf die Königin, weil sie im königlichen Schlosse eine Kapelle hatte herrichten lassen und durch einen Geistlichen aus ihrem Gefolge täglich die heilige Messe lesen ließ. Sie erklärten, die Königin möge im Genusse ihrer Einkünfte bleiben, aber nicht kraft des Vertrages, der durch ihren Uebertritt nichtig geworden, sondern wegen ihrer Würde und der ausgezeichneten Verdienste ihrer Vorfahren um die Krone Schweden's. Indessen müsse der Receß eingeschränkt werden, damit der Religion und Sicherheit des Vaterlandes kein Nachtheil daraus erwachse. Als die übrigen Stände vorschlugen, Christina möge dafür eine Versicherung geben, sagte Terserus, Bischof von Abo: Christina habe bei ihrem Uebertritt zur katholischen Religion gelobt, diese nach Kräften zu befördern und zu verbreiten. Darum könne man ihren Versicherungen keinen Glauben schenken, weil sie eine Abtrünnige sei. Sie nenne sich ja nicht mehr nach ihrem Vater „Christina Augusta", sondern nach ihrem neuen Vater, dem römischen Antichrist, „Christina Alexandra". Der Papst suche Zwiespalt in die Religion und den Staat zu bringen, das erhelle daraus, daß Christina im königlichen Schlosse selbst, den Gemächern des jungen Königs gegenüber, öffentlichen Gottesdienst oder vielmehr Abgötterei anstelle.

Der Reichsrath schlug der Geistlichkeit vor, der Königin darüber selbst Vorstellungen zu machen. So gingen die Aeltesten und Vornehmsten zu ihr hin; das Wort führte der Bischof von Upsala. Aber alle Vorstellungen erhöhten nur ihre Entrüstung. Als der Bischof sagte, er kenne die Ränke des Papstes, wie er nach jeder Gelegenheit hasche, sie an Leib und Seele zu verderben, antwortete Christina: „Ich kenne ihn besser,

er gibt für alle Euere Seelen nicht vier Thaler." Sie mußte aber doch der eisernen Härte der Prediger nachgeben und ihren Priester und die übrigen Italiener aus dem Lande schicken. Nun wurde die Vertragsurkunde, jedoch mit manchen Einschränkungen, aufs neue bestätigt und unterschrieben. Nicht lange nachher übergab Christina den Ständen eine Protestationsschrift, worin sie behauptete, im Falle der König ohne männliche Erben stürbe, träte ihr Recht auf die Krone wieder in volle Kraft, denn sie habe die Krone nur an Karl Gustav und dessen Leibeserben abgetreten, keineswegs aber zu anderer Nachfolge. Sie wollte hierdurch ihre Interessen noch mehr sichern und das schwedische Reich von sich abhängig machen; den Thron selbst wieder zu besteigen, daran dachte sie nicht, wie sie auch dem englischen Gesandten Algernon Sidney versicherte. Die Stände wurden durch diese Schrift nicht wenig überrascht. In einer drei Tage nachher erlassenen „Reprotestation" sprachen sie Christina alle Rechte auf die Krone ab und setzten es durch, daß die Königin dieselbe unterzeichnete. Da Christina der Aufenthalt in Stockholm verleidet war, so zog sie nach Norköping, das zu ihrem Leibgeding gehörte. Auch hier wurde ihr untersagt, in ihrem Hause die heilige Messe lesen zu lassen. Höchst aufgeregt schrieb sie darüber an ihren General-Statthalter Baat: „Wenn mir ein Schimpf widerfährt, so wird die Schande vielmehr den König und den Staat treffen, als mich ... ich kann und will der Gewalt nichts als Bitten entgegensetzen; aber erinnern Sie die Herren an ihre eigene Ehre, und mögen sie bedenken, daß ich nie ihre Untergebene sein kann, wie unglücklich ich auch sein mag. Ich lasse ihnen mein Vermögen und mein Leben und verlange keine andere Gnade, als aus Schweden gehen zu können, ohne meine Ehre gekränkt und das Völkerrecht verletzt zu sehen, das gegen Personen meines Ranges so heilig sein muß. Mögen sie mir und meinen Leuten lieber das Leben nehmen; der Tod ist mir nicht so schrecklich, als die

Entehrung und der Schimpf, den sie mir durch Verletzung des Völkerrechtes anthun. Ich bin strafbarer als meine armen Diener; und ich will das Leben für sie wagen, indem ich meine Religion behaupte. Was thue ich anders, als dasjenige täglich bestätigen, was ich den Ständen versprochen, nie für die Zukunft Anspruch noch Hoffnung zu haben, da es genügt, die katholische Religion zu bekennen, um in Schweden nichts mehr hoffen zu dürfen. Verhüten Sie es um des Himmels willen, daß die schwedische Nation sich nicht an einer Prinzessin, die es nicht verdient hat, durch Entziehung der ihr schuldigen Ehrfurcht vergehe und dadurch Anderen zum Abscheu werde. Ich bitte Sie um Gottes willen, übermachen Sie mir schleunigst meine Gelder, damit ich je eher je lieber aus diesem Lande komme, in welchem man mich so grausam verfolgt ...." Diese Verdrießlichkeit wurde noch durch die Nachricht vergrößert, daß der Bischof Terserus in einem Briefe, den er nach Deutschland geschrieben hatte, versichert habe, Christina hätte über ihre Religionsveränderung Thränen vergossen. In hohem Grade dadurch verletzt, beschwerte sie sich bitter bei dem Könige über diese Unwahrheit und forderte exemplarische Bestrafung des Verleumders. Ihrem Sekretär Davidson schrieb sie: „Die einfältigen Lügen, wovon die Schrift voll ist, haben mir nichts als Verachtung für den Verfasser eingeflößt, denn meines Zornes ist er nicht würdig ... Schweden, das mich kennt, weiß recht gut, daß ich keiner Niederträchtigkeit und schimpflichen Aeußerung fähig bin ... Solche Einfältigkeit kann mir nicht schaden, weder in Frankreich, noch in Spanien, noch in Italien. Ich bin wohl bekannt und mein Antlitz kann sich nicht trüben durch die Verleumdung eines lutherischen Priesters ... Erwarten Sie geduldig, welchen Lohn er empfangen wird, denn diese Schlange wird nicht lange beißen, und wenn ihr das Gift genommen ist, wird sie zahm sein wie ein Lamm ... Bitten Sie Gott, daß ich nie unglücklicher sein möge, als ich es jetzt bin." Bald nachher verließ sie ziemlich befriedigt

Schweden und schloß zu Hamburg mit einem reichen Banquier Texeira einen schriftlichen Vergleich, um durch ihn die nöthigen Gelder geschwinder zu bekommen, als wenn sie die gewöhnlichen Zahlungstermine ihrer Einkünfte abwartete. Von Hamburg aus machte sie viele Reisen und unterhielt einen freundschaftlichen Verkehr mit vielen Gelehrten, so auch mit dem Polyhistor Petrus Lambecius, einem Neffen des ihr befreundeten Luc. Holstein. Er ging auf ihren Rath nach Rom und wurde katholisch. Ihr Plan, den Katholiken in Dänemark und Hamburg freie Religionsübung zu verschaffen, scheiterte, weil die übrigen katholischen Höfe zum Theil ihre Mitwirkung versagten. Mehr Erfolg hatte ihre Verwendung bei den christlichen Fürsten für die Republik Venedig, welche damals von der Pforte hart bedrängt wurde.

Nachdem die Königin in der Mitte des Jahres 1662 wieder nach Rom zurückgekehrt war, fand sie außer ihren gewöhnlichen Beschäftigungen gar bald eine andere große Angelegenheit, bei welcher sie ihre Vermittlung anbieten konnte. Die corsische Leibwache des Papstes gerieth in Händel mit den Franzosen und beschimpfte ihren Gesandten, den Herzog von Crequi. Trotz angebotener Genugthuung verließ der Herzog Rom, und wurde der päpstliche Nuntius aus Frankreich verwiesen. Ludwig XIV. schickte dem Papste ein drohendes Schreiben und griff zu Maßregeln der Gewalt. Christina glaubte wegen ihrer freundschaftlichen Verbindung mit Frankreich den Frieden vermitteln zu können und schlug dem Könige Wege zur Ausgleichung vor. Allein Ludwig XIV. deutete das übel und verlangte augenfällige Genugthuung. Der Papst gab nach und fügte sich einer großen Demüthigung. Bei ihm aber gewann Christina um so mehr, als ihr Ansehen in Frankreich für einige Zeit litt.

In dieser Zeit ging Christina wieder mit dem Gedanken um, abermals nach Schweden zu reisen. Ihre Angelegenheiten waren noch immer nicht zur Zufriedenheit geordnet und dann

fürchtete sie auch, in Folge der schwächlichen Gesundheit des Königs könne bald ein Regierungswechsel eintreten. Sie ließ darum bei den Reichsständen förmlich auf Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland antragen. Allein hier wurden sehr harte Bedingungen gestellt und die Religionsfreiheit ihr nur für ihre Person gestattet mit dem Vorbehalt, daß ihr Priester kein Italiener wäre und in weltlicher Kleidung erscheine, und der Gottesdienst geheim gehalten werde. Durch solche Bestimmungen wollte man die Königin, deren Energie und Einfluß auf das Volk man fürchtete, von Schweden zurückhalten. Es war aber auch jetzt wie immer kein Hinderniß vermögend, ihren Entschluß zu erschüttern. Sie trat die Reise an und wurde in Helsingborg von zwei Abgesandten des Königs mit glänzendem Gefolge empfangen. Als sie nach Jönköping kam, erhielt sie unerwartet den Befehl, ihren Priester zu entlassen, widrigenfalls man nach den Reichsgesetzen gegen ihn verfahren werde. Sie wollte auf der Stelle umkehren, ließ sich aber durch die Bitten der Abgeordneten bewegen, so lange zu warten, bis man Zeit gehabt hätte, von der Regierung neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Während dessen wurde Christina überall mit großer Freude begrüßt. Das Volk drängte sich an sie heran mit Klagen über die bestehende Regierung und mit Lobeserhebungen ihrer früheren Herrschaft; seit ihrer Thronentsagung, sagte man, sei kein Glück und Segen mehr im Lande gewesen. Die Abgesandten mußten Alles aufbieten, um das Volk zu begütigen. Als die Antwort von der Regierung kam und neben der Bestätigung der früheren Befehle ihr auch den Besuch des Gottesdienstes bei den fremden Gesandten untersagte, verordnete sie sofort ihren Rückzug, bei dem einer von den Gesandten sie bis an die schwedische Grenze begleitete. Christina war sehr unwillig, daß man so rücksichtslos gegen sie verfuhr. Sie sagte: Alle Kronen der Welt würden sie nicht vermögen, sich der Ausübung ihrer Religion zu berauben. Im Grenzorte Helsingborg hielt sie noch einmal katholischen Gottesdienst, um zu

zeigen, daß sie nichts fürchte. Dem König ließ sie sagen: Ihr Stolz werde ihr nie gestatten, sich über das Vorgefallene zu beklagen, noch ihre Liebe zu Schweden, sich dafür zu rächen; aber die Welt möge darüber urtheilen, daß man ihr sogar einen Priester versagt habe, was man dem geringsten Residenten gestatte. Als Christina in Hamburg angekommen war, schrieb sie einen Brief an den König, worin sie sich über die erduldeten Mißhandlungen und über einige Mitglieder der Regentschaft bitter beschwerte. Zugleich setzte sie mehrere ihrer Beamten ab, weil sie fürchtete, dieselben möchten im Einverständnisse mit den Reichsräthen gegen sie handeln. Das erbitterte die Machthaber noch mehr, und sie entzogen ihr ganz vertragswidrig die Verwaltung ihrer Güter, ordneten eine gerichtliche Untersuchung ihrer Verwaltung an und nahmen die von ihr der Untreue beschuldigten Beamten in Schutz. Jetzt hatten Christina's Widerwärtigkeiten den höchsten Grad erreicht. Doch sie setzte ihre Hoffnung auf die Ständeversammlung, zu welcher sie den Baron Rosenbach sandte. Vor Eröffnung derselben brachten diejenigen Personen, die Christina nicht günstig waren und es ungern sahen, daß sie die Zuneigung des größeren Theils der Stände auf dem Reichstag erhielt, ihren Geschäftsführer Appelmann dahin, daß er die Königin beschuldigte, als hätte sie ihm den Plan anvertraut, die schwedische Krone wieder an sich zu ziehen und sie dem jungen Könige Karl XI. zu entreißen. Voll Entrüstung über diese schmähliche Verleumdung schrieb sie an ihren Oberstatthalter: „Und da der König von Schweden mein Werk ist und ich gleichsam sagen kann, daß seine Krone es ebenfalls ist, so soll mich ihre Undankbarkeit nie hindern, all' mein Blut, wenn ich könnte, für die Erhaltung dieses Werkes hinzugeben, welches allen Ruhm und alles Glück meines Lebens ausmacht; wenn Schweden es endlich müde wird, schlecht regiert zu werden, so erinnere man sich, daß dies nicht meine Schuld ist; und ich wünsche, Gott möge mir das Leben nehmen, wenn ich den Gedanken habe, davon Nutzen zu ziehen;

meine ganze Theilnahme daran wird sein, das Verderben eines Staates zu bedauern, für dessen Ruhm und Größe ich so viele Nächte gewacht und so viele Mühsale erduldet habe, die Gott allein bekannt sind; ich sage hier Wahrheiten, die sicherlich nicht gefallen werden, aber man zwingt mich dazu und ich wünschte, man ließe mich in Ruhe. Was sich auch ereignen mag, so kann ich versichern, daß Schweden mich niemals unter seine Feinde zählen soll, so undankbar es auch gegen mich sei. Wenn nichts anders als mein Leben nöthig wäre, es zu erhalten, so würde ich es freudig opfern. Dieses sind die Gesinnungen, welche meine Ehre, meine Pflicht und die Betrachtung meiner Angelegenheiten mir einflößen.“ Appelmann, sagt sie ferner, habe hier nicht zum ersten Male gelogen; und alle Gnade, die er erlangen werde, sei, daß sie ihn aufhängen lasse. An diesen Schurken selbst schrieb sie folgenden donnernden Brief: „Ich glaubte nicht, daß ich so tief mich erniedrigen würde, an einen Ehrlosen und Nichtswürdigen, wie Sie, zu schreiben. Aber da meine Ehre erfordert, Sie zum Sprechen zu bringen, so befehle ich Ihnen, alle Originale meiner Instructionen und Briefe aufzuweisen, die Sie in Händen haben, damit diese Briefe und Instructionen Sie als den ehrlosesten und treulosesten Menschen zeigen, der je gelebt hat. Ich gebiete Ihnen daher, sie demjenigen zu übergeben, den der König und die Regentschaft von Schweden Ihnen anweisen werden; denn man soll erkennen, daß nur ein Nichtswürdiger, wie Sie, mich anklagen kann, ich wäre fähig gewesen, Ihnen etwas zu befehlen, was der mir eigenen großartigen Gesinnungen unwürdig ist, oder den Gedanken und die Versuchung gehabt zu haben, die Krone einem Prinzen zu entreißen, dem ich sie gegeben habe; und daß man so ehrlos wie Sie sein muß, um mich dessen anzuklagen oder es zu argwöhnen. Indessen verlange ich nicht von Gott die Bestrafung Ihres Verbrechens: denn er ist zu gerecht, um mich zu verhindern, Sie so zu strafen, wie Ihre Treulosigkeit verdient.“

Durch diese Verwicklungen wurde der Abschluß ihrer Angelegenheiten bedeutend in die Länge gezogen; indessen erlangte sie durch Klugheit und Beharrlichkeit schließlich doch fast Alles, was sie wünschte, nämlich: freie Religionsübung für sich und ihre Diener, freie Wahl ihres Aufenthaltsortes und Auszahlung der ihr schuldigen 600,000 Thaler. Der Austausch ihrer pommerschen Tafelgüter gegen das Herzogthum Bremen wurde durch die Kabalen ihrer Feinde hintertrieben.

In dieser Zeit verwandte sich die Königin auch beim Papste für den edlen und ausgezeichneten Ferdinand von Fürstenberg, Bischof von Paderborn, den Verfasser der berühmten **Monumenta Paderbornensia.** Wahrscheinlich ist es ihr zu verdanken, daß Fürstenberg als Coadjutor von Münster bestätigt wurde. Mitten unter diesen verschiedenen Bestrebungen traf sie in Hamburg die traurige Nachricht von dem Tode ihres Freundes und Gönners, des Papstes Alexander VII. So sehr sie den theuren Hingegangenen betrauerte, so groß war ihre Freude, als der ihr befreundete Cardinal Rospigliosi als Clemens IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. Sie gab ein glänzendes Fest, wobei ihr Palast festlich geschmückt war und ein Springbrunnen aus neun Röhren Wein ergoß. Das zog eine große Menschenmenge heran; man trank und bewunderte die herrliche Illumination. Aber ein Transparent mit der päpstlichen Tiara und den Schlüsseln erbitterte das Volk, und man warf mit Steinen in die Fenster. Christina ließ ihre Dienerschaft sogleich unter die Waffen treten und schickte Personen ab, das Volk zu beruhigen. Da dasselbe aber noch wüthender wurde, Schüsse abfeuerte und gegen das Thor stürmte, ließ sie eine Salve geben, wodurch mehrere verwundet und getödtet wurden. Als die Gefahr am höchsten war, erschien die Stadtmiliz und stellte wieder Ruhe her. Christina war durch ein Hinterthor in das Haus des schwedischen Gesandten geflüchtet, von wo sie der Magistrat am andern Tage mit Ehren in ihren Palast zurückführte.

Im Herbste 1668 trat sie in angesehener Begleitung die

Rückreise nach Rom an. An der Grenze des Kirchenstaates zeigte sie dem Papste ihre Ankunft an. Dieser ließ die Reise auf seine Kosten anordnen und that Alles, um ihrem Einzuge den größten Glanz zu verleihen.

Von jetzt an lebte Christina ruhig in Rom. Bisher war ihr Leben in unaufhörlicher Bewegung gewesen. Vielen Glanz und große Ehren hatte sie empfangen; Rom und Paris, die Hauptstädte Europa's, sahen ihren Triumphzug. Aber auch Widerwärtigkeiten und Demüthigungen waren ihr zu Theil geworden. Jetzt dagegen wurden ihre Verhältnisse viel angenehmer, ihr Ansehen und ihre königliche Würde nahmen zu, und ihre Studien erhielten wieder ihre ganze Bedeutung und ihren vollen Glanz.

Gleich nach ihrer Rückkunft in Rom nahm eine wichtige Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Der König Johann Casimir von Polen ging mit dem Gedanken um, dem Throne zu entsagen und seine letzten Lebensjahre in Ruhe zu genießen. Als Bewerber um die Krone traten auf der russische Czar, der Herzog von Neuburg, der Prinz Conde und der Herzog von Lothringen. Auch Christina glaubte Ansprüche zu haben, weil sie der einzige Sprößling des Hauses Wasa sei, welches zuletzt den Thron Polen's besessen habe. Ihre Privatverhältnisse hatten manches Drückende und brachten ihr nicht die Befriedigung, welche sie wünschte; ihre Abhängigkeit von Schweden hatte ihr schon die bittersten Stunden bereitet. Welche Demüthigung für ihre Feinde und welcher Ruhm für sie, wenn sie nicht nur einer Krone entsagt, sondern durch die Wahl eines großen Volkes eine Krone wieder erhielt. Sie bewarb sich daher um die polnische Krone, und zwar ganz im geheimen; nur der Papst, der Cardinal Azzolino, der päpstliche Nuntius in Polen und der Cisterzienser-Prior Hacki wußten darum. Sie bat den Papst um seine Empfehlung, welche dieser ihr durch ein Breve gab. Die übrigen Fürsten wollte sie nicht um ihre Unterstützung angehen, weil sie, wie sie sagte, so viel Stolz

habe, daß sie ihr Glück Niemanden als Gott, seinem Statthalter, und der Republik verdanken wolle; die übrigen Empfehlungen würden zu nichts dienen, und selbst wenn sie von Gewicht wären, so würde sie erröthen, sie anzunehmen; des Papstes Gunst schätze sie höher als die Krone selbst. Ebenso verschmähte sie, durch Geldspenden sich in Polen Stimmen zu erwerben: „Ich habe zwar kein Geld zu vertheilen; aber selbst wenn ich die Schätze eines Krösus hätte, so möchte ich eine Krone nicht erkaufen; es ist wahr, daß ich keins habe; aber wenn ich's hätte, so muß man wissen, daß ich es keineswegs bei dieser Gelegenheit verschwenden wollte, denn wenn ich nicht Königin von Polen sein kann, so will ich doch ebenso wenig der Narr im Spiele sein. Käme es auf Versprechungen an, so könnte ich der Republik größere machen, als irgend Jemand; aber meine Ehre und meine Interessen verbieten es mir, und überdies bin ich so geartet, daß ich gern wenig verspreche und viel halte. Ich wage es, mich zu rühmen, so erkenntlich zu sein, als irgend Jemand in der Welt, und ich gebe mein Wort, daß, wer mir dient, nie weder seine Sorgfalt, noch seine Mühe zu bereuen haben werde; und was die Republik betrifft, so werde ich ihr Ursache geben, tausendmal Gott zu danken, daß sie mich gewählt." Als Beweggründe für ihre Erwählung gab sie ihre Abstammung vom letzten Königshause Polen's an, ihre frühere glückliche und ruhmvolle Regierung, die Empfehlung des Papstes, auch ihr reifes Alter und ihre frische Gesundheit. Zugleich widerlegte sie die Einwürfe, welche man ihr machen könnte. Sie hätte die Krone von Schweden niemals niedergelegt, wenn Schweden ein katholisches Reich gewesen wäre, oder es damals das geringste Ansehen gehabt hätte, es dazu machen zu können. Auf die ihr vom Nuntius gemachten Schwierigkeiten, welche in ihrem Geschlechte und in ihrem ledigen Stande lägen, antwortete sie: „Was das Geschlecht angeht, so kann dieser Einwurf selbst durch Beispiele aus der polnischen Geschichte gehoben werden. Uebrigens weiß alle Welt, daß ich

ein Reich und eine der tapfersten Nationen von der Welt so gut als ein König beherrscht habe; daß ich ebenso gekrönt worden bin, als man Könige von Schweden krönt; daß man mir diesem Range gebührende Huldigung geleistet hat; daß ich seit meinem mündigen Alter zehn Jahre hindurch als ein unumschränkterer König geherrscht habe, als alle meine Vorgänger gewesen sind; daß man mich noch bis auf diesen Tag in Schweden verehrt, fürchtet und vermißt, weil ich ohne Eitelkeit sagen kann, daß meine Regierung für Schweden die rühmlichste und glücklichste von der Welt gewesen ist; und wenn Gott will, daß ich dasselbe Glück in Polen habe, so glaube ich, wird man Ursache finden, mit mir zufrieden zu sein. Als ich Schweden beherrschte, war ich gleichsam noch ein Kind, und es hat allen Anschein, daß ich mit göttlicher Hülfe mich jetzt meiner Pflicht ohne Vergleich besser entledigen würde, da ich in vollen Geistes- und Leibeskräften und aller Beschwerden und Anstrengungen fähig bin. Und was kann man am Ende von mir fordern, das ich nicht leisten werde? Ist es darum zu thun, Recht zu sprechen, in dem Rath Gründe vorzutragen oder Beschlüsse zu fassen? Ich erbiete mich, diesen Forderungen Genüge zu leisten, wenn auch nicht mit so viel Beredsamkeit und Geschicklichkeit, wenigstens mit so viel gesundem Verstande als irgend Jemand. Kommt es darauf an, sich im Dienste der Republik an die Spitze einer Armee zu stellen? Ich werde mit Vergnügen hingehen und kann versichern, daß die bloße Hoffnung, diese Befriedigung zu haben, mich die polnische Krone wünschen läßt, und wenn man sie mir unter der Bedingung geben wollte, daß ich nicht ins Feld gehen sollte, so würde ich sie nie annehmen. Ich habe eine solche Gelegenheit mein ganzes Leben hindurch leidenschaftlich gewünscht, aber meine Lage erlaubte es nie und ich bezeuge, daß ich meine Armeen nie von Anderen würde haben kommandiren lassen, wenn nicht Staatsgründe mir die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich gemacht hätten. Aber dem Wohl meines Staates habe ich Alles, selbst meinen Ehr-

geiz und meine Neigungen aufgeopfert, überzeugt, daß dies meine Pflicht sei. Kurz, wenn man sich die Mühe gibt, meinen ganzen Lebenslauf, meinen Charakter und mein Temperament zu prüfen, so dünkt mich, man könnte mir wohl die Gefälligkeit erweisen, auf mein Geschlecht nicht zu sehen."

„Was nun den zweiten Punkt betrifft, so gestehe ich, daß er mich ungemein in Verlegenheit setzt; denn erwäge ich meine Denkensart und mein Alter, so sehe ich hier kein Auskunftsmittel. Ich bin eine geschworene Feindin dieses schrecklichen Joches, in welches ich selbst um die Herrschaft der Welt nicht einwilligen würde. Da mich Gott frei geboren werden ließ, so könnte ich mich nicht entschließen, mir einen Herrn zu geben; und da ich zum Herrschen geboren bin, so ist es mir unmöglich, zu gehorchen, oder mir eine Sklaverei aufzulegen, welche für mich die unerträglichste wäre, die meine Phantasie sich vorstellen kann. Vermöchte ich aber auch meinen Widerwillen zu besiegen, so bin ich in einem Alter, wo es lächerlich wäre, daran zu denken, und ich würde mich ohne Nutzen unglücklich machen, weil man aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Alter, in welchem ich bin, keine Kinder hoffen darf. Da aber Polen ein Wahlreich ist, so dünkt mich, man könnte die Polen dazu stimmen, weniger an die Zukunft und mehr an die Gegenwart zu denken." Dann suchte Christina zu beweisen, daß ihre Ehelosigkeit den Polen vortheilhaft wäre. Sie stehe allein, ohne Verwandte und Nachkommen, werde daher dem Staate in nichts zur Last fallen, für Niemanden als für ihn und sein Wohl Interesse hegen. Nach ihrem Tode habe man ganz freie Wahl für ein neues Herrscherhaus. „Es gibt noch," fährt sie dann fort, „eine dritte Schwierigkeit, die ich mir selbst entgegensetze — die Unwissenheit in der polnischen Sprache. Dieses Hinderniß scheint mir so wichtig, daß ich zittere, wenn ich daran denke, denn wie ist es möglich, ein Volk zu regieren, mit dem man nicht reden kann? Wie werde ich die Befehle, die gegeben werden müssen, begreifen? Wie Staatsschriften und Verord-

nungen unterzeichnen können, ohne sie zu lesen oder zu verstehen? Aber weder der Prinz von Coude, noch der Herzog von Neuburg, noch der Prinz von Lothringen wissen mehr davon als ich, und ich werde thun, was sie nicht werden thun können, ich werde suchen, sie in kurzer Zeit zu erlernen.“ Zugleich gibt sie eine Charakteristik von ihren Mitbewerbern und stellt mit vielem Geschick Alles zusammen, was ihrem Zwecke dienlich ist. Der Pater Hacki sprach unter der Hand mit mehreren bedeutenden Personen über Christina's Erwählung. Diese machten mehrere Einwände, die aber Christina sofort zu entkräften suchte; so sagte sie in Beziehung auf den Tod des Monaldeschi: „Ich habe keine Lust, mich über den Tod eines Italieners bei den Herren Polen zu rechtfertigen. Ich brauche ihnen hierüber keine Rechenschaft abzulegen, obschon ich es leicht thun könnte; aber ich glaube, in Polen könne man mir diese Handlung weniger als an irgend einem Orte der Welt zum Verbrechen machen, da bekannt ist, daß Leute von weit geringerem Stande als ich, sich gegen ihre Diener und Unterthanen selbst Gerechtigkeit verschaffen, wann und wie es ihnen gefällt, ohne daß weder der König noch der oberste Gerichtshof es wagt, sie um die Ursache zu befragen! Um so viel mehr, da dieses mehrere Italiener vom ersten Range nicht abgehalten hat, in meine Dienste zu treten, und da mehrere unter ihnen sind, welche mir schon seit acht bis zehn Jahren mit Ergebenheit und Treue dienen. Aber der Pater mag zur Steuer der Wahrheit sagen, daß dieser Mann durch die schwärzeste Verrätherei, welche ein Diener gegen seinen Herrn begehen kann, mich zwang, ihn hinrichten zu lassen; daß ich seinen Tod nicht eher befahl, als bis ich ihn durch Briefe von seiner eigenen Hand seiner Verbrechen überwiesen und ihn selbst in Gegenwart dreier Zeugen und des P. Priors von Fontainebleau zu dem Geständnisse derselben gebracht hatte. Diese wissen, daß er selbst sagte: ‚Ich habe den Tod tausendmal verdient,‘ und daß ich ihm die Sakramente, welche er zu empfangen im Stande war, vor dem Tode reichen ließ.“

Die Schläge, welche sie einem ihrer Diener gegeben haben sollte, und die man ebenfalls als einen Einwurf gebrauchte, meint Christina, könnten kein Ausschließungsgrund sein: „Denn," sagt sie, „wenn das genug ist, um die Leute auszuschließen, so denke ich, die Polen werden nie einen König finden." Der Einwurf in Betreff des Protestantismus in ihrem Hause ist schon früher erwähnt. So viel Mühe sich Christina übrigens gegeben, ihren Zweck zu erreichen, so ruhig vernahm sie die Nachricht, daß die Polen einen einheimischen Fürsten, den jagellonischen Sprößling Michael Wisniowiecki, als König gewählt hätten.

Ebenso wenig Glück hatte Christina bei ihren Ansprüchen auf die Erbschaft des verstorbenen Königs Johann Casimir von Polen. Zufriedener dagegen war sie mit den Verhandlungen in Schweden, wohin sie zur Regelung ihrer Besitzungen mehrmals Gesandte abschickte.

Auch an den großen Ereignissen, welche damals die Welt bewegten, nahm Christina lebhaften Antheil. Als Frankreich und die Pforte das deutsche Reich und die Staaten des Kaisers bedrohten, bot sie ihre ganze Thätigkeit zur Beseitigung dieser Gefahr auf und suchte vom Papste ansehnliche Hülfsgelder für den Kaiser zu erwirken. Aber sie zweifelte an dem guten Ausgange. „Wien," schrieb sie, „kann sich nicht mehr retten, als nur durch ein Wunder, ähnlich dem des rothen Meeres. Wenn es verloren ist, wer wird dann dem Sieger widerstehen? Meine Meinung ist, daß er Frankreich zuerst unterwerfen wird, nachdem er Deutschland unterworfen hat. Wohin er auch geht, nirgends wird ihm von Seite der Regierenden etwas anderes geboten, als Niedrigkeit und Schwäche." Um so größer war darum ihre Freude, als Wien durch den heldenmüthigen König von Polen, Johann Sobieski, gerettet wurde. In mehreren Briefen spricht sie diese mit ihrer ganzen Lebendigkeit aus, und sagt unter Anderm: „Von allen merkwürdigen Wirkungen des Sieges halte ich für die größte die, daß er die Welt von dem

‚französischen Uebel‘ geheilt hat. Gott gebe, daß sie keinen Rückfall erleide.“ In dieser Weise muß sie sich über Frankreich noch öfters ausgesprochen haben, so daß die demselben ergebenen Cardinäle es übel aufnahmen; denn es findet sich in ihren Handschriften eine Art Manifest, das so lautet: „Die Königin thut und sagt nie etwas aufs gerathewohl und gibt von ihren Handlungen und Worten Niemanden Rechenschaft als Gott. Sie hat stets selbständig gehandelt und geredet und das wird sie thun bis zu ihrem Tode, möge es diesen verbündeten Herren Cardinälen gefallen oder mißfallen, die da zu bedenken haben, daß, wie man nicht von dem Löwen verlangen kann, daß er nicht brülle, ebenso sich der betrügt, welcher hofft, Ihre Majestät werde ihre Sprache ändern.“ In einem Briefe an den Ritter Terlon, französischen Gesandten am schwedischen Hofe, spricht sie ebenfalls über die unerhörte Verbindung zwischen den Franzosen und Türken, indem sie Sobieski's Großthat auf eine für Ludwig XIV. recht fühlbare Weise hervorhebt: „Glücklich dieser große und unvergleichliche König, dessen Gott sich bedient hat, um unsere Knechtschaft wenigstens aufzuschieben; möge er diesen Fürsten erhalten, welcher der Ruhm des Jahrhunderts ist, und die einzige Stütze unserer Religion.“ Dem Helden selbst aber schrieb sie: „Ein großes und seltenes Schauspiel haben Ew. Majestät der Welt gegeben an dem denkwürdigen und siegreichen Tage der Rettung Wien's, wofür unser heiliger Glaube und die ganze Welt Ihnen so großen Dank schuldet, daß Ihren Ruhm zu feiern jeder Christ verpflichtet erscheint, der in dem allgemeinen Jubel seinen eigenen kund gibt. An diesem glücklichen Tage haben Ew. Majestät sich nicht nur der Krone Polen's würdig gemacht, wozu Sie Gott bereits erhoben hatte, sondern sich die Herrschaft der Welt verdient, wäre diese vom Himmel einem einzigen Herrscher bestimmt worden. Möge ich im Stande sein, Ew. Majestät meine persönlichen Gesinnungen auszusprechen: sicherlich würden Sie erkennen, daß Niemand mehr, als ich, Ihrem Ruhme und

Verdienste Gerechtigkeit erweist. Ich darf mich rühmen, so sehr wie jeder Andere, den Werth und die Wichtigkeit des herrlichen Sieges zu erkennen, den Ew. Majestät über den Beherrscher Asien's erfochten haben, da ich mehr als jeder Andere unsere Gefahr erkannt und das Verderben und die Vertilgung gefürchtet habe, welche uns von einer so furchtbaren Macht drohte, über die Gott vermittelst der heldenmüthigen Tapferkeit Ew. Majestät hat triumphiren wollen. Ihnen werden in Zukunft nächst Gott alle anderen Könige die Erhaltung ihrer Reiche verdanken. Ich aber, die ich kein Reich mehr habe, verdanke Ihnen die Erhaltung meiner Unabhängigkeit und Ruhe, die ich höher schätze, als alle Reiche der Welt.... Ich beneide Sie nicht um Ihr Reich, noch um all' die Schätze und Spolien, die Sie erworben; ich beneide Sie nur um Ihre Mühen, Ihre Gefahren; ich beneide Sie um den schönen Titel eines Befreiers der Christenheit, um die Freude, jeden Augenblick Leben und Freiheit so vielen Unglücklichen wiederzugeben, Freunden und Feinden, die Ihnen Ihr Leben oder Ihre Freiheit verdanken.... Der Herr, unser Gott, welcher der einzige Lohn und Preis für die heldenmüthigen und großen Thaten ist, möge Ew. Majestät belohnen, in dieser Welt und in der Ewigkeit."

Eine zweite Angelegenheit, welche sie sehr beschäftigte, waren die sogenannten Dragonaden in Frankreich. Während die öffentliche Stimme in Frankreich fast nur Billigung und Lobpreisung für diese gewaltsame Ketzerbekehrung hatte, sprach sich Christina in sehr bitteren und harten Ausdrücken über dieses unkirchliche Verfahren aus. In einem Briefe an den Ritter Terlon sagt sie: „Da Sie meine Gesinnung über die vorgebliche Ausrottung der Ketzerei in Frankreich wissen wollen, so bin ich sehr erfreut, sie Ihnen über eine so wichtige Sache zu eröffnen. Ich bin dafür bekannt, Niemand zu fürchten und Niemanden zu schmeicheln, und will Ihnen also freimüthig gestehen, daß ich nicht sonderlich an den Erfolg dieses großen Unternehmens glaube

und daß ich mich darüber nicht als über eine unserer heiligen Religion sehr vortheilhafte Sache freuen kann; im Gegentheile sehe ich viele Nachtheile voraus, welche ein so ungewohntes Verfahren überall nach sich ziehen wird. Sind Sie wohl im Ernst von der Aufrichtigkeit dieser Neubekehrten überzeugt? Ich wünsche, daß sie Gott und ihrem Könige von Herzen gehorchen; aber ich fürchte ihre Hartnäckigkeit und möchte nicht alle die Entheiligungen verantworten, welche jene Katholiken begehen, und wozu Missionäre sie zwingen, die unsere heiligen Mysterien gar zu junkermäßig behandeln. Soldaten sind sonderbare Apostel; ich halte sie für besser geeignet zum Todtschlagen, Schänden und Stehlen, als zum Ueberzeugen: auch beweisen uns unbezweifelbare Nachrichten, daß sie sich ihrer Mission ganz in ihrer Weise entledigen. Ich bemitleide diejenigen, die man ihrer Willkür überläßt; ich beklage so viele zu Grunde gerichteten Familien, so viele rechtlichen Leute, die an den Bettelstab gebracht sind; und ich kann das, was gegenwärtig in Frankreich vorgeht, nicht ansehen, ohne es zu bedauern. Ich beklage diese Unglücklichen, daß sie im Irrthum geboren sind, aber mir scheint, daß sie vielmehr Mitleid als Haß verdienen; und wie ich um die Herrschaft der ganzen Welt nicht Theil an ihren Irrthümern haben möchte, so möchte ich auch nicht die Ursache ihres Unglückes sein. Ich betrachte gegenwärtig Frankreich als einen Kranken, dem man Arme und Beine abnimmt, um ihn von einem Uebel zu heilen, welches ein wenig Geduld und Schonung vollkommen würde geheilt haben; aber ich fürchte sehr, daß das Uebel sich verschlimmert und daß es am Ende unheilbar wird; daß dieses unter der Asche verborgene Feuer sich einstens ärger als je wieder entzündet, und daß die maskirte Ketzerei noch gefährlicher wird. Nichts ist löblicher, als das Bestreben, die Ketzer und Ungläubigen zu bekehren; aber die Weise, wie man dabei verfährt, ist ganz neu; und da unser Heiland sich dieser Methode nicht bedient hat, um die Welt zu bekehren, so muß sie wohl nicht die beste sein. Ich bewundere und begreife nicht diesen

Eifer und diese Politik, die mir zu hoch sind; und ich bin sogar erfreut, daß ich sie nicht begreife. Glauben Sie, daß es jetzt Zeit ist, die Hugenotten zu bekehren, sie zu guten Katholiken zu machen, in einem Zeitalter, wo man in Frankreich so offenbar die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit verletzt, die man der römischen Kirche schuldig ist, sie, welche die einzige und unerschütterliche Grundfeste unserer Religion ist, da ihr unser Heiland das glänzende Versprechen gegeben hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden? Ist doch die ärgerliche Freiheit der gallicanischen Kirche nie weiter zur Empörung hin getrieben, als gegenwärtig: die letzten Artikel, welche die französische Geistlichkeit unterzeichnet und bekannt gemacht hat, sind von der Art, daß sie der Ketzerei nur einen zu offenbaren Triumph verliehen haben; und ich glaube, ihr Erstaunen muß ohne Gleichen gewesen sein, da sie kurz darauf sich von denen verfolgt sah, deren Dogmen und Ansichten über diesen Fundamental-Punkt unserer Religion mit den ihrigen so genau übereinkommen. Das sind die triftigen Gründe, die mich hindern, über diese angebliche Ausrottung der Ketzerei mich zu freuen. Das Interesse der römischen Kirche ist mir sicherlich so theuer, wie mein Leben; aber es ist eben dieses Interesse, welches mich bei Betrachtung der jetzigen Vorgänge mit Schmerz erfüllt; ich gestehe Ihnen auch, daß mir Frankreich werth genug ist, um die Verwüstung eines so schönen Reiches zu beklagen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich mich in meinen Vermuthungen täusche und daß Alles sich zum größten Ruhme Gottes und des Königs, Ihres Herrn, endige.“ Als dieser Brief durch den Philosophen Bayle bekannt wurde, hielt es der französische Hof für gerathen, der Königin die Sache in einem möglichst vortheilhaften Lichte darzustellen. Allein Christina ließ sich nicht täuschen und sich zu keiner Aenderung ihrer Aeußerungen und Ansichten bewegen. „Mögen diese Aeußerungen,“ schreibt sie an Terlon, „dem französischen Hofe und der Geistlichkeit gefallen oder nicht, das kümmert mich nicht. Man

wird mich nicht hindern, die Wahrheit zu sagen, und ich bewundere die Mühe, welche man sich gibt, um die Dragoner-Missionäre zu rechtfertigen.... Man täuscht sich auch darin, daß man wegen meiner Ansichten über den gegenwärtigen Zustand Frankreich's die Zeitungen anklagt. Man sollte doch wissen, daß ich Gedrucktes und Geschriebenes nur lese, um selten das zu glauben, was sie sagen. Aber man beklagt sich auch mit Unrecht: die Zeitungsschreiber werden zu gut bezahlt, als daß sie nicht Alles schreiben sollten, was Frankreich gefällt. Weiß man denn nicht, daß Frankreich Regimenter von Lobrednern so gut wie Regimenter von Grenadieren hält? Da die Welt so voll ist von Thoren und Memmen, so thun diese Arten von Truppen überall Wunder zu seinen Gunsten, zumal in einem Zeitalter, wo man so geneigt ist, Alles zu glauben. Was die Apologie der französischen Geistlichkeit betrifft, die man Ihnen dictirt hat, so könnte man mich wohl ohne Mühe von der Weisheit dieser erlauchten Körperschaft überzeugen; aber unglücklicher Weise sind Sie selbst, den man dazu gebraucht, kein so großer Theologe, um die Dogmen der neulichen Artikel aufrecht zu halten; und ich, der es leid thun sollte, dies mehr als Sie zu sein, ich unterwerfe mich darin dem Urtheile des Papstes." Dann spricht sie ihren Unglauben an den vorgeblichen blühenden Zustand Frankreich's aus und spottet über die vermeintliche Unfehlbarkeit des Königs. „Es befremdet mich nicht, zu sehen," sagt sie ferner, „daß die Verwegenheit derer, in deren Namen Sie schreiben, sie so weit verleitet, mir sogar den Vorwurf zu machen, als ob ich dem Eigensinne der Ketzer schmeichle, und ich werde mich wegen einer so lächerlichen Beschuldigung nur durch Verachtung rächen. Ich biete Jedem Trotz, wer es auch sei, meinem Briefe einen so verkehrten Sinn zu geben. Ich wage sogar zu behaupten, daß er, wenn es Gott gefällt, mehr wahre Bekehrungen erwirken wird, als Eitelkeit, Eigennutz und Grausamkeit falsche bewirkt haben." Schließlich drückt sie ihre Freude aus über den glücklichen Erfolg,

womit damals der Papst sich der Knechtschaft Frankreich's entzogen habe, und über die glückliche Einnahme von Ofen, welche sie absichtlich mit den größten Lobpreisungen erhebt.

Daß auch der römische Hof solcher Gesinnung war, wie Christina, erhellt aus einem Briefe der Königin an den ebenfalls katholisch gewordenen Prinz Ernst von Hessen. Dieser fragte nämlich schriftlich bei ihr an, ob jener Brief wirklich von ihr verfaßt wäre. „Ich bereue nicht," antwortete sie, „ihn geschrieben zu haben; denn ich scheue Niemand und ich bitte Gott von Herzen, daß dieser falsche Triumph der Kirche ihr nicht einst wahre Thränen koste. Doch muß man zur Ehre Rom's wissen, daß alle Leute von Geist und Verdiensten, die sich hier befinden und von einem echten Eifer beseelt sind, so wenig als ich sich in dieser Sache von Frankreich irre führen lassen und daß sie, sowie ich, Alles mit Mitleiden betrachten, was in einer Welt geschieht, wo man den Zuschauern so viel Stoff zum Weinen und zum Lachen gibt. Unser einziger Trost ist, Gott werde seine Kirche nicht verlassen und allem diesem Unglück, das größer ist, als man denkt, ein glorreiches Ende machen. Aber man muß Gott und die unerforschlichen Wege seiner Vorsehung in Allem verehren, was geschieht."

Wenn aber das vielfache Gerede, das der Brief veranlaßte, ihr schon unangenehm war, zumal als sie dadurch in dem Mercure Galant zum ersten Male figurirte, einem Buche „ganz voll von allen Narrenpossen, Lappalien und Dummheiten der Zeit", so mußte es ihr im höchsten Grade Verdruß erregen, daß Bayle in seiner Zeitschrift ihre Aeußerungen „einen Rest von Protestantismus" nannte. Der unvorsichtige Gelehrte erhielt daher nicht lange nach dem Erscheinen jenes Artikels einen anonymen Brief, worin ihm zwar mit Höflichkeit, aber auch sehr ernstlich die der Königin zugefügte Beleidigung vorgehalten wurde. „So redet man nicht von einer Königin, die sich öffentlich zu einer der protestantischen Lehre entgegengesetzten Religion mit so vielem Eifer und einem so guten Beispiele bekennet, daß

sie für dieselbe Alles aufgeopfert hat: alle ihre Handlungen widerlegen vollkommen, was Sie sagen, und beweisen, daß bei Ihrer Majestät kein Ueberbleibsel von der ihr beigemessenen Religion ist .... Sie ist nicht auf französische, sondern auf römische Weise, d. i. nach Art des heiligen Petrus und Paulus, katholisch. Eben darum ist sie wider solche Verfolgungen, indem diese Art, die Ketzer zu bekehren, unstreitig nicht von den Aposteln herkömmt." Bayle nahm sein Urtheil zurück und suchte seine Ausdrücke zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen. Er schrieb an die Königin und erhielt bald den Schutz und das Wohlwollen, das sie den Gelehrten entgegen trug. Er kam dadurch in einen vertrauten Briefwechsel mit der Königin, welche ihm schrieb: „Mein Vermögen, mein Blut und mein Leben selbst sind dem Dienste der Kirche gewidmet; allein ich schmeichle Niemanden und werde stets die Wahrheit sagen. Ich bin denjenigen Dank schuldig, die meinen Brief bekannt gemacht haben; denn ich verberge meine Meinungen nicht; sie sind, dem Himmel sei Dank, zu edel und zu anständig, als daß ich sie verleugnen sollte.... Ihnen will ich eine Strafe auflegen, diese nämlich, daß Sie es über sich nehmen, mir Alles zu schicken, was nur Merkwürdiges im Lateinischen, Französischen, Spanischen und Italienischen zum Vorschein kommt. Es handle von welcher Materie und Wissenschaft es wolle; wenn es nur verdient, gelesen zu werden. Ich nehme auch die Romane und Satyren nicht aus; sollten insbesondere chemische Werke herauskommen, so bitte ich, mir sie vor allem zuerst zu schicken. Vergessen Sie auch nicht Ihr Journal. Die Unkosten will ich Ihnen erstatten."

Bei diesem bewegten Leben vergaß aber Christina die Pflege der Kunst und Wissenschaft nicht. Als sie nach Rom kam, brachte sie eine große Sammlung von literarischen und Kunstschätzen mit. Obgleich diejenigen, welche mit der Einpackung und Fortschaffung derselben beschäftigt gewesen waren, viele Kostbarkeiten sich angeeignet hatten, so besaß sie doch allein noch

2145 alte Handschriften, der vielen antiken Münzen aus Gold und Silber und der großen Zahl seltener Gemälde und Statuen nicht zu gedenken. Man hat Christina den Vorwurf gemacht, daß sie diese Schätze der Krone Schweden's entzogen habe, allein ganz mit Unrecht; denn alle diese Gegenstände waren ihr Eigenthum, und hatte sie dieselben nach und nach für ihr Privateinkommen angekauft. Auch während ihres Aufenthaltes in Rom war es stets eine Hauptsorge der Königin, diese Sammlungen zu vermehren und zu bereichern. Sie benutzte dazu jede passende Gelegenheit. Ihre Freunde und Diener mußten überall das Beste kaufen, wo sie es fanden. Als Aufseher dieser Sammlungen nahm sie die bedeutendsten Männer in Dienst, wie Luc. Holstein, der dieselben zu seinen Schriften benutzte, Spanheim, der auf Christina's Veranlassung und mit Benutzung ihres reichhaltigen Münzcabinetes das jetzt noch mit Recht berühmte Werk über alte Münzen schrieb, die Alterthumskenner J. P. Bellori, dessen Werke noch jetzt geschätzt werden, Fr. Cameli, Th. Chifflet und Fr. Gothifredi, dessen kostbares Münzcabinet Christina angekauft hatte. Diese Schätze, welche sie Einheimischen wie Fremden gern zu wissenschaftlicher Benutzung überließ, bildeten gleichsam den Boden für ihren Verkehr mit Gelehrten und Kunstbeflissenen. Denn sie war der Mittelpunkt, um den sich alle vorzüglichen Geister drängten; ihr Beifall und ihre Empfehlung gaben die Besiegelung eines ehrenwerthen Namens in Kunst und Wissenschaft. Daher wurde sie „die Zierde und das Wunder des Jahrhunderts" genannt, „die größte der Königinnen, welche der spätern Nachwelt durch den Ruhm ihrer Studien noch merkwürdiger sein würde, als durch ihre Regierung". „Christina verwandte ihre Einkünfte," sagt ein Anderer, „zur Unterstützung der dürftigsten und verdienstvollsten Personen, da kein Armer war, der nicht in seinem Elende erleichtert, kein Gelehrter, der nicht mit Ehren und Belohnungen überhäuft wurde; seit Augustus Zeit hatte Rom keinen wohlthätigeren Mäcenas gesehen, und man konnte das

Lob Trajan's wiederholen: Unter dir hat die Wissenschaft Geist und Kraft und Vaterland wieder erhalten." So unterstützte sie den großen Dichter Vincenzo da Filicajà aus Florenz und ließ sogar seine beiden Söhne erziehen, aber unter der Bedingung, daß es Niemand erführe, „damit sie nicht erröthen müßte, für einen so großen Mann so wenig gethan zu haben". Ebenso genossen ihre Gunst die italienischen Dichter A. Guidi, B. Menzini, Graf Fr. de Leméne, Fr. Redi, die französische Dichterin Scudery u. A. Sie stand ferner in fortwährender Verbindung mit dem beredten Alterthumskenner Ottavio Ferrari und der durch ihre philologischen Arbeiten berühmten Anna le Fevre. Sie unterstützte den Philologen Th. Ryckius in Leyden, den schwedischen Geschichtsschreiber Sam. v. Pufendorf und den Professor Wasmuth an der Universität Kiel bei der Herausgabe ihrer Werke, und gab Letzterem zum Drucke seines Novum opus astro-chronologicum 15,000 Thlr.

In der Mathematik und Naturwissenschaft unterhielt sie schriftlichen und mündlichen Verkehr mit den berühmten Gelehrten: Cassini, Foricelli, Viviani, Marchetti und Borrelli, dem sie ein Jahrgehalt gab und die Kosten zur Herausgabe seines noch jetzt geschätzten Werkes über die Mechanik der Thierbewegungen übernahm, obgleich mehrere Universitäten die Kosten aufbringen wollten. Sie nahm an den Arbeiten und Beobachtungen dieser Gelehrten den regsten Antheil und ermunterte sie zu neuem Wirken und Schaffen. Auch für die Astrologie und Alchimie hatte sie große Liebhaberei, aber glaubte nicht daran. „Man muß," sagte sie, „genug von der Arzneikunde und Astrologie wissen, um nicht der Narr der Aerzte und Astrologen zu sein."

Vorzüglich wandte Christina den sogenannten schönen Wissenschaften einen lebendigen Eifer zu, so daß sie einen anerkannten Einfluß auf die Entwicklung der italienischen Literatur ausgeübt hat. „Es ist bekannt," sagt Ranke, „welchen Verirrungen in das Ueberladene, Gesuchte, Bedeutungslose sich italienische Dicht-

kunst und Beredsamkeit damals hingab. Königin Christina war zu gut gebildet, zu geistreich, als daß sie von dieser Mode hätte bestrickt werden sollen: ihr war dieselbe ein Greuel. Im Jahre 1680 stiftete sie eine Akademie für politische und literarische Uebungen in ihrem Hause, unter deren Statuten das vornehmste ist, daß man sich der schwulstigen, mit Metaphern überhäuften modernen Manier enthalten und nur der Vernunft und den Mustern des augustinischen und mediceischen Zeitalters folgen wolle. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in der Bibliothek Albani zu Rom auf die Arbeiten dieser Akademie stößt, Uebungen italienischer Abbaten, verbessert von der Hand einer nordischen Königin; jedoch ist das nicht ohne Bedeutung. Aus ihrer Akademie gingen Männer hervor wie Alessandro Guidi, der früher auch dem gewohnten Stile gefolgt war, seit er aber in die Nähe der Königin gekommen, sich entschlossen von ihm lossagte, und mit einigen Freunden in Bund trat, um ihn wo möglich ganz zu vertilgen: die Arcadia, eine Akademie, der man das Verdienst zuschreibt, dieses vollbracht zu haben, hat sich aus der Gesellschaft der Königin Christina entwickelt." Jede Sitzung dieser von Christina gestifteten Akademie wurde mit musikalischen Aufführungen begonnen und beschlossen, wie denn die Königin überhaupt die Musik sehr liebte und stets eine ausgezeichnete musikalische Kapelle hatte. Alles Bedeutende, was in den Sitzungen vorkam, wurde durch den Druck veröffentlicht, und alle ausgezeichneten Gelehrten im In- und Auslande zu literarischen Arbeiten aufgefordert. Christina war nicht nur die Stifterin und beständige Vorsteherin der Akademie, sondern auch selbst eine thätige Mitarbeiterin derselben: bald stellte sie moralische und philosophische, absichtlich oft paradox gehaltene Sätze auf, als Stoff zu scharfsinnigen Erörterungen; bald schrieb sie die Charakteristik eines welthistorischen Helden; bald ein italienisches Gedicht. Noch jetzt findet sich von Christina ein Verzeichniß von Aufgaben zu Disputationen, worin unter andern folgende: „Die Vollkommenheit

des Menschen besteht darin, daß er wohl denke, wohl rede und wohl handle. — Wohl handeln ist so viel, als jederzeit seine Pflicht thun. — Das Glück kann die Lasterhaften nicht glückselig machen. — Das Leben ist wenig: aber der Tod ist eine große Sache, da die Seele unsterblich ist. — Man muß den Menschen allzeit mit Freuden Gutes und mit Schmerzen Uebles thun. — Die Seele muß unsterblich sein, weil sie sich Gott vorstellen kann, welcher allein fähig ist, die Unermeßlichkeit unserer Wünsche zu befriedigen. — Man muß niemals etwas Unanständiges oder Niederträchtiges begehen, um sich Güter zu erwerben, auch sogar nicht, um sein Leben zu erhalten. — Man muß sich mit einer gänzlichen Ergebung und Zuversicht sowohl im Leben als im Tode der göttlichen Vorsehung überlassen und Alles willig annehmen, was sie über uns gebietet." Außerdem hat Christina noch über zwölfhundert andere aphoristische Gedanken hinterlassen, die vielleicht ebenfalls zum Theil für die Disputationen in ihrer Akademie bestimmt waren, oder doch theilweise dadurch veranlaßt worden sind. Da sie zur genauen Kenntniß ihres außerordentlichen Geistes dienen, tiefe Blicke in ihr Herz gewähren und somit ihre beste Apologie sind, so ist die Mittheilung einzelner ausgezeichneter Gedanken wünschenswerth und nothwendig. „Gott," sagt sie, „ist der alleinige Urheber und das letzte Ziel aller Dinge; er ist gerecht, gütig, weise, allmächtig; aber Alles, was sich noch so Würdiges von ihm sagen läßt, kann ihn nicht definiren; auch bei den erhabensten Vorstellungen von ihm muß man fürchten, ihn zu lästern; er ist unbegreiflich, unaussprechlich; nur durch Schweigen, Bewunderung und Liebe kann man ihn würdig anbeten: das ist das schönste von allen Gebeten, aber Gott allein lehrt uns diese Sprache, die meisten Menschen verstehen sie fast nicht; Gott ewig zu lieben, zu bewundern und anzubeten ist unsere einzige Bestimmung. — Man kann Gott kein größeres Unrecht thun, als nicht auf seine Güte zu hoffen und sich nicht auf seine Allmacht zu verlassen. — Man kann weder zu viel

Vertrauen auf Gott, noch zu viel Mißtrauen in sich selbst setzen. — Man muß sich beständig vor Gott demüthigen über Alles, was man Gutes oder Böses gethan oder nicht gethan hat; auch der Fähigste und Heiligste hat Ursache, sich über alle die Fehler und Vergehen zu wundern, die er nicht begeht. — Ohne Gott kann man nichts thun, als sich ins Verderben stürzen. — Man ist niemals freier, als wenn man ganz und gar von Gott abhängt. — Man bringt Gott das würdigste Opfer, wenn man ihm den freien Willen und dessen Anwendung aufopfert. — Gott allein ist die Quelle des Ruhmes und der Glückseligkeit. — Wenn Gott ebenso verdrießlich wäre, als es die Menschen sind, so ginge Alles verloren. — Man ist nur in der Welt, um sich mit Gott zu beschäftigen, welch ein Glück, und wie wenig wird es erkannt. — Der römischen Kirche muß man sich blindlings unterwerfen; diese ist das einzige Orakel, durch welches Gott redet. — Die unumschränkte Macht und die Unfehlbarkeit des Papstes sind die festen und unzerstörlichen Pfeiler des römisch-katholischen Glaubens. — Die Concilien und alle weltlichen Mächte der ganzen Welt müssen dem Papste unterworfen sein; der Papst aber muß Niemanden als Gott unterworfen sein. — Wer so denkt, ist ein Katholik; man nehme dieses Fundament weg, und es gibt keine Religion. Wie kann man ein Christ sein, ohne sich zum Katholicismus zu bekennen? und wie kann man katholisch sein, und dem Papste den ihm gebührenden völligen Gehorsam verweigern? — Die Schwierigkeit der Beichte besteht meines Erachtens nicht darin, das Böse zu sagen, das man gethan hat, denn man muß sich nicht schämen, es zu sagen, da man sich nicht schämte, es zu thun; aber am schwersten ist dies, aufrichtig unsere Leidenschaften und Vergnügungen zu bereuen und ihnen redlich und für immer zu entsagen. Doch verdient Gott dieses große Opfer so sehr um uns. — Die Ordensgeistlichen muß man nicht für unnütze Menschen halten. — Wenn es einen Müssiggang gibt, der sich nur mit Gott beschäftigt, so ist er beneidenswerth. — Das

Gelübde der Armuth thun, heißt sich reich machen. — Die Tugend, welche nicht Gott zu ihrem Zwecke hat, ist nichts als bloße Eitelkeit. — Die Menschen wären verloren, wenn ihre Wünsche immer erhört würden. — Wir haben einen Richter, das ist Gott, und einen Zeugen, das ist unser Gewissen, beide können sich nicht trügen; die ganze übrige Welt muß man für nichts achten. — Gerechtigkeit von den Menschen erwarten, heißt ihre Unwissenheit und Bosheit schlecht kennen. — Jeder Mensch, der seine Pflicht gut erfüllt, welchen Gewerbes auch immer er ist, verdient Achtung und Belohnung. — Sich selbst besiegen, heißt über seinen mächtigsten Feind triumphiren. — Man muß dem Geiste eine unumschränkte Herrschaft über den Leib erhalten. — Erkenntlichkeit für Wohlthaten verlangen, heißt beinahe die Undankbarkeit verdienen; man muß die Wohlthaten wie Samenkörner verschwenderisch und aufs gerathewohl hinwerfen. Wohlthaten erzeugen beinahe immer Undankbare und selten Freunde; dieses darf nicht hindern, immer Gutes zu thun, wo man kann. — Die Demuth, welche nicht aus der wahren Erkenntniß seiner selbst herfließt, ist falsch. — Man mag so beschäftigt sein, als man will, so muß man sich doch gewisse Stunden aussondern, um mit sich selbst, oder vielmehr mit Gott seine Abrede zu nehmen. — Die große Seele kann und darf sich nicht rächen, als nur durch Wohlthaten; Beleidigungen muß man verachten, wie die Stöße eines Pferdes oder Esels; Feinden wie Freunden muß man Alles verzeihen, und wenn man verziehen hat, nicht mehr daran denken. — Von allen menschlichen Fehlern sind mir am unerträglichsten die Gotteslästerung, die Lüge und die Trunksucht: Niemand, der ihrer schuldig ist, kann ein Ehrenmann sein. — Die Freundschaft muß man über Alles hochhalten, ihr Alles opfern, ausgenommen Ehre und Gewissen, über Feindschaft erhaben sein. Man muß keinen guten Freund um noch so großen Vortheils willen aufopfern. — Man muß nichts im Herzen dulden, das ihm schimpflich ist. — Man muß mit sich nie zufrieden sein,

wie es auch Andere sind; man muß sein ganzes Leben lang sich selbst zu übertreffen suchen. — Wenn das Herz nicht königlich ist, ist man niemals König; die große und edle Geburt beruht in der Seele und im Herzen; wenn sie groß und edel sind, so entspricht Alles. Es gibt Bauern, die als Fürsten geboren, und Fürsten, die als Bauern geboren werden. — Hoher Stand und Reichthum machen nicht die Glückseligkeit aus. — Man kann ein sehr rechtschaffener Mann sein, ohne ein großer, aber kein großer, ohne auch ein rechtschaffener Mann zu sein. Den Feinden vergeben und sie aufrichtig lieben, ist die heldenmüthigste Handlung, in gewisser Art Gottes würdig, der sie befiehlt. — Wer den Tod fürchtet, ist zu nichts Großem fähig. Die Stunde des Todes ist die Stunde der Wahrheit. — Gesundheit und Geld hat man nur darum, daß man es verwenden soll. — Diejenigen, welche ihr Geld und ihre Zeit verspielen, verdienen beides nicht. — Die Menschen suchen die Ehre im Zweikampfe zu retten, weil sie die wahre Ehre nicht kennen. — Man leistet Jemanden einen wichtigen Dienst, wenn man ihn verhindert, Thorheiten zu begehen. — Zur Heirath gehört mehr Herz, als zum Kriege. — Sokrates sagte, wenn du heirathest oder nicht heirathest, so wirst du es bereuen. Ich glaube, Jeder, der sich verheirathet, werde es unfehlbar bereuen; aber ich sehe nicht, warum man es bereuen sollte, nicht geheirathet zu haben: ich kann aus Erfahrung reden. — Große Heere sind nichts anders, als eine große Menge Schwachheiten. — Eine große Menge von Festungen kostet unnöthiger Weise viel Volk und Geld. — Ein Fürst muß seinem Nachbar keine Zeit lassen, ihn anzugreifen, sondern sich eilen, ihm zuvorzukommen: das ist fast gewonnenes Spiel. — Man arbeitet daran, die Fürsten zu verderben, vom ersten Augenblicke ihrer Geburt, bis zu ihrem Tode. — Wenn Fürsten, die auf dem Throne geboren, in der That groß sind, so muß man sie für außerordentliche Wunder halten. — Die Wahrheit kömmt schwerlich vor die Fürsten, es kostet außerordentliche Mühe, um ihr bei denselben Zutritt zu

verschaffen. — Umsonst hoffen die Fürsten die Wahrheit von Anderen zu erfahren, wenn sie sich dieselbe nicht selbst sagen. — Wenn die Fürsten sich selbst die Wahrheit sagen, so zwingen sie Jedermann, dasselbe zu thun. — Wenige Gefangene werden schärfer bewacht, als die Fürsten. — Die größte Beleidigung, die man einem Fürsten anthun kann, ist, ihm eine Lüge sagen. — Die Geschenke der Fürsten müssen die Empfänger reich machen oder ihnen wenigstens ein bequemes Leben verschaffen: es ist beinahe Schande, geringer zu geben. Ein Fürst muß Jedermann den Zutritt zu sich gestatten: er muß gleich der Sonne allen Blicken ausgesetzt sein. Er darf sich weder durch Minister noch Günstlinge einschließen lassen, sonst ist er verloren. — Wenn Fürsten Alles billigen, was ihre Minister machen, es mag gleich gut oder böse sein: so ist diese Staatsklugheit falsch und eine Wirkung ihrer Schwachheit und ihres Müssigganges, oder vielmehr eine Folge des falschen Gedankens, daß sie in ihrer Wahl nicht irren können. — Das salische Gesetz, welches die Frauen vom Throne ausschließt, ist gerecht; denn auch die Tugenden derselben passen nicht für den Thron; die wenigen Ausnahmen sind wie Wunder; auch darf der König seiner Gemahlin nicht die Vormundschaft über den nachgelassenen Kronprinzen übergeben. — Nach Verdiensten strafen und belohnen sind die wesentlichsten Pflichten der Gerechtigkeit und der Staatskunst. — Den größten Nutzen, den man von dem Studium und den Wissenschaften hat, besteht darin, daß man sich in den Stand setzt, nichts zu bewundern und über nichts zu staunen, und daß man sich nicht selbst unerträglich wird. — Man muß lesen, um sich zu unterrichten, um sich zu bessern, um sich zu trösten. — Das Lesen ist eine Art Spiegel, welcher mit Tugenden und Fehlern bekannt macht. — Die Bücher schmeicheln weder den Fehlern noch den Leidenschaften derjenigen, welche sie lesen. — Diejenigen, welche nicht das Lesen guter Bücher lieben, berauben sich des nützlichsten Vergnügens. — Das Lesen trefflicher Bücher ist ein Theil der Pflicht des Ehren-

mannes. — Es bringt ebenso viel Schande, gewisse Dinge zu wissen, als andere nicht zu wissen. Alles, was den Menschen nicht weiser, stärker und glücklicher macht, ist unnütz."

Dieselbe Feinheit des Urtheils und Schärfe des Ausdruckes, welche sich in Christina's Aphorismen finden, zeigen sich auch in ihren anderen hinterlassenen Werken, von denen namentlich die Schriften: „Verschiedene Betrachtungen über das Leben und die Thaten Cäsar's und Alexanders des Großen" und ein Bruchstück ihrer Selbstbiographie hervorzuheben sind. Durch letzteres leider unvollendet gebliebenes Werk wollte sie der Mit- und Nachwelt eine getreue und wahrhafte Darstellung ihres Lebens und ihrer Regierung geben, welche schon damals so vielfach verunglimpft und entstellt wurden. Es ist in seinem Eingange an Gott gerichtet und mit solcher Aufrichtigkeit, Selbstverleugnung und heiligem Ernste geschrieben, daß Freund wie Feind anerkennen muß: so kann nur die Wahrheit reden.

Schließlich müssen noch Christina's Verhältnisse in Rom erwähnt werden. Höfler sagt: „Als sie nach Rom zurückkehrte, wo sie anfänglich Papst Alexander VII. mit den größten Ehren aufgenommen hatte, gab das Liebesverhältniß eines andern ihrer Begleiter, Franz Maria Santinelli mit einer verwitweten Fürstin von Ceri, Anlaß zu Zerwürfnissen mit dem Papste; damals wollte sie selbst mit einem Haufen Heimathloser das Königreich Sicilien erobern. Erst nachdem allmählich der nordische und kriegerische Sinn, der vom Vater her in ihr lag, aus Mangel an einem würdigen Gegenstande, an dem er sich hätte auslassen können, und durch das Zureden des Papstes wie ihre eigene Zuthat — ein riesiger Kampf mit der eigenen Natur — erloschen war, zeigte sich der veredelnde Einfluß, den Religion und die schönen Blüthen derselben, Kunst und Wissenschaft, auf sie geltend machten. Sie nahm immer mehr Theil an dem Glanze, den Beschäftigungen, dem Leben der Curie, wohnte sich ein und gehörte recht eigentlich mit zu der Gesammtheit jener Gesellschaft." Viele Personen aus den ange-

sehensten italienischen Familien standen in ihrem Dienste. Ihr Hof war reich an Pracht und Festen. Mit den Päpsten stand sie, geringe Unterbrechungen ausgenommen, in freundschaftlichem Verkehre und nahm in allen Streitigkeiten entschieden die Partei des päpstlichen Hofes. Als der Fürst Radziwill, Gesandter des Königs Johann Sobieski von Polen, mit dem römischen Hofe über das Ceremoniell in Streit gerieth, schrieb sie ihm, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, unter Anderm Folgendes: „Die katholischen Könige sind nie größer, als wenn sie dem heiligen Stuhle ihre Pflicht und ihre Ergebenheit beweisen, indem sie den Statthalter Jesu Christi auf Erden als ihr Haupt anerkennen. Durch diese würdige Handlung zeigen sie sich als Kinder Gottes und Glieder der römischen Kirche, außer welcher es kein Heil gibt. So viele große Fürsten, die sonst die Herren der Welt waren, sind, ganz beladen mit ihren Trophäen, in Person gekommen, sich zu den Füßen der Statthalter Gottes zu werfen, um diese Macht anzuerkennen, welche die ganze Hölle nicht zerstören kann; ein Constantin, ein Theodosius, ein Karl der Große und so viele andere große Fürsten haben in diese Unterwürfigkeit ihre Ehre und ihren Stolz gesetzt; und die großen und denkwürdigen Dienste, die sie der Kirche erwiesen, haben ihnen ihren ganzen Ruhm erworben; sie selbst sind sich nie größer erschienen, als wenn sie das Glück gehabt, ihren Eifer für den Dienst derselben zu bethätigen. Der König, Ihr Herr, ahmt jetzt diese großen Beispiele nach durch diese Handlung der Gerechtigkeit und Pflicht. Beschmutzen Sie dieses würdige Werk nicht und seien Sie überzeugt, daß Ihr Ruhm und Ihre Ehre davon abhängen." Den Raths-Pensionär de Witt ließ sie ersuchen, den schmählichen und boshaften Verleumdungen, die in Holland gegen die trefflichsten Männer des römischen Hofes verbreitet wurden, Einhalt zu thun. „Wenn Sie diesen Hof kännten," sagte sie, „wie ich ihn kenne, so würden sie mit Unwillen Personen verlästern sehen, welche die Hochachtung und Verehrung der ganzen Welt verdienen . . ."

Wie mit dem Papste, so stand Christina auch mit vielen erlauchten Familien Rom's auf freundschaftlichem Fuße, während sie mit andern wegen ihres strengen Haltens auf die ihr gebührenden äußeren Ehren auch manche Mißhelligkeiten hatte. Von Jugend auf in der Ruhmliebe erzogen, war es ihr schwer, auch nur ein Pünktchen von dem aufzugeben, was sie als ihrer königlichen Würde und Majestät gebührend betrachtete. Sie verschmähte daher den Titel Serenissima, weil dieser sie in denselben Rang mit jedem kleinen Fürsten setzte; die „Königin" oder „Christina" sollten ihre ganzen Titel sein. Dem Marquis del Monte, den sie auf den Congreß nach Nimwegen schicken wollte, gab sie die Anweisung, sich in Allem nach dem Beispiele der Gesandten von Frankreich und Spanien zu richten und sich völlig wie diese behandeln zu lassen. Aehnliches trug sie dem päpstlichen Nuntius auf, der zu Nimwegen ihre Sache führte, insbesondere, sie nie nach einem anderen Fürsten zu nennen, den Papst und den Kaiser ausgenommen, da sie mit allen übrigen Monarchen der Welt wollte gleich gehalten sein. Nach diesen Grundsätzen richtete Christina auch ihr Verhalten in Rom ein. Sie selbst besuchte Niemand als den Papst, und zwar regelmäßig zwei Mal im Jahre, am Weihnachts- und St. Petersfeste. Für die Besuche des Papstes hielt sie ein eigenes Zimmer bereit, wo er unter einem kostbaren Thronhimmel saß; sie empfing ihn unten an der Treppe und begleitete ihn dahin zurück, während sie die Cardinäle, Gesandten und Prinzessinnen oben an der Treppe empfing und auch dahin zurückbegleitete. Wer nicht unmittelbar nach dem Besuche des Papstes, der Peterskirche und des Dechanten der Cardinäle die Königin besuchte, erhielt keine Audienz mehr. Diese hohen Ansprüche gefielen vielfach dem mächtigen römischen Adel nicht und führten zuweilen Spannungen und Reibungen herbei.

In große Mißhelligkeiten gerieth die Königin Christina mit dem Papste Innocenz XI. über die sogenannte Quartierfreiheit. Die Gesandten der fremden Mächte hatten nämlich

allmählich die Gerichtsbarkeit, welche sie über ihr Gefolge hatten, auch auf Alle von derselben Nation ausgedehnt, welche in der Nähe ihres Palastes wohnten. Dieser Mißbrauch verursachte große Unordnung: ganze Straßen waren von der städtischen Gerichtsbarkeit frei; schlechtes Gesindel aller Art, selbst die größten Verbrecher suchten dort eine Freistätte und entzogen sich dem Arme der strafenden Gerechtigkeit. Um diese Unordnung endlich zu beseitigen, ersuchte der Papst Innocenz XI. die Fürsten um ihre Einwilligung, die Quartierfreiheit auf den Palast der Gesandten und deren wirkliche Dienerschaft zu beschränken. Der Kaiser und der König von Spanien willigten sogleich ein, wofern nur Frankreich sich ebenfalls einverstanden erkläre. Die Königin Christina, welche auch diese Freiheit in ihrem ganzen Umfange genossen hatte, ging den übrigen mit einem guten Beispiele voran und schrieb an den Papst: „Heiligster Vater! Zur Förderung der so gerechten Absichten Ew. Heiligkeit bei dem Streben, die Scandale der Quartierfreiheit abzustellen, komme ich, Ihnen das meinige, dessen die Gerechtigkeit und Gefälligkeit der Vorgänger Ew. Heiligkeit und die Ihrige mich bisher ungestört hat genießen lassen, anzubieten und für immer zu übergeben, mit Vorbehalt der gebührenden Rücksichten für die Wohnungen meiner Dienerschaft. Ich erkenne an, daß ich Ew. Heiligkeit nichts anbiete, als was das Ihrige ist: aber auch Gott dem Herrn können wir nichts anbieten, als was das Seinige ist: und doch wird ein solches Anerbieten nicht nur wohl aufgenommen, sondern auch von der unendlichen Güte mit unaussprechlichen und ewigen Wohlthaten belohnt. Ich verlange von Ew. Heiligkeit nichts; ich bitte Sie einzig, bei dieser Handlung mein Beispiel wohl aufzunehmen, das Ihnen vielleicht nicht unnütz sein wird, und es unter den gegenwärtigen Umständen so zu benutzen, wie Sie es am besten für Ihren Dienst erachten werden; und ich nenne mich mit der höchsten Verehrung Ew. Heiligkeit ergebenste und gehorsamste Tochter Christina.“

Indessen erklärte Ludwig XIV., daß er nicht dem Beispiele der anderen folgen, sondern an seinem bisherigen Rechte der Quartierfreiheit festhalten werde, und berief sich auf die außerordentlichen Dienste, die Frankreich dem heiligen Stuhle geleistet habe. Der Papst ließ die Sache einstweilen auf sich beruhen, erklärte aber nach dem Tode des Gesandten d'Estrées, er würde einen neuen Gesandten nicht annehmen, bevor Frankreich nicht jenem angemaßten Rechte entsagt habe. Nichtsdestoweniger hielt der französische Gesandte Marquis de Lavardin mit starker Kriegsmannschaft seinen Einzug in Rom und schaltete trotz Interdict und Bann wie ein Eroberer.

Um dieselbe Zeit fand sich Christina beleidigt, weil die Sbirren am Ostertage einen Missethäter bis in ihren Palast verfolgten und von da fortschleppen wollten. Darüber entrüstet, brach sie in die Worte aus: „Nein! ich könnte zwar solch' ein Verfahren verschmerzen: aber der Papst behandelt mich allzu unwürdig und ich bin entschlossen, diese Gelegenheit zu ergreifen, um ihm zu zeigen, wie sehr man sich täuscht, wenn man mich auf diese Weise behandelt." Sogleich befahl sie durch einen Diener den Sbirren, dem Gefangenen die Freiheit zu geben, worauf ein Hauptmann von ihrer Leibwache ihn unter dem Rufe einer großen Volksmenge: „Es lebe die Königin," in die Kirche zurückführte, von wo man ihn zuerst fortgeschleppt hatte. Der Cardinal-Gouverneur selbst erklärte, die Königin habe Recht, sich über ein so schlechtes Verfahren gegen sie zu beschweren; der Schatzmeister aber, vor dessen Tribunal man die Sache verwies, machte ihr persönlich deshalb Vorstellungen und ließ an ihren Palast das Todesurtheil ihres Hauptmannes und jenes Dieners anschlagen. Darauf schrieb ihm die Königin folgenden Brief: „Sich selbst und Ihren Herrn entehren, das heißt heutigen Tages in Ihrem Tribunal Gerechtigkeit üben. Ich bedaure Sie herzlich; aber ich werde Sie noch viel mehr bedauern, wenn Sie Cardinal sein werden. Unterdessen gebe ich Ihnen mein Wort, daß die, welche Sie zum Tode verdammt haben, noch eine Weile

leben werden, wenn es Gott gefällt, und daß sie, wenn sie eines andern, als des natürlichen Todes sterben, nicht allein sterben werden.“ Sie verlangte Genugthuung für eine solche Beschimpfung und setzte sich förmlich in Vertheidigungsstand, nachdem sie ihrer ganzen Dienerschaft gerathen hatte, sie zu verlassen, diese ihr aber die treueste Anhänglichkeit betheuert hatte. In Begleitung eines glänzenden Gefolges, welches wohl bewaffnet war, begab sie sich in die Jesuitenkirche und hieß die beiden Verurtheilten frei in der Stadt umhergehen, in der sichern Voraussetzung, man werde es nicht wagen, sie anzutasten. Der Papst ließ es sich nicht merken, daß er diesen Trotz der Königin wahrgenommen, sondern beschenkte sie vielmehr mit einigen Körben Obst, welches in jener Jahreszeit sehr selten war. Als Christina es empfing, sagte sie: „Ich hoffe nicht, daß mich der Papst mit seinem Geschenke einschläfern soll, nein, nein, ich werde schon auf meiner Hut sein.“ Innocenz XI. ließ es dabei bewenden, daß er zur Antwort gab: è donna, sie ist eine Frau. Dieses Wort war ihr empfindlicher, als die Entziehung des Jahrgehaltes von zwölftausend Thalern, welche ihr die apostolische Kammer seit langem hatte auszahlen lassen. „Ich kann Ihnen versichern,“ schrieb sie in dieser Hinsicht an den Cardinal Azzolino, als dieser sie davon benachrichtigt hatte, „daß Sie mir die angenehmste Nachricht von der Welt gegeben haben. Ich bitte Sie um Ihrer selbst willen, mir diese Gerechtigkeit zu erweisen. Gott, der das Innerste meines Herzens kennt, weiß, daß ich nicht lüge. Die 12,000 Scudi, die der Papst mir gab, waren der einzige Flecken meines Lebens, und ich empfing sie aus der Hand Gottes als die größte Züchtigung, womit er meinen Stolz demüthigen konnte. Ich erkenne wohl, daß ich bei ihm wieder zu Gnaden gekommen bin, da er mir die besondere Gnade erweist, sie auf eine für mich so ruhmvolle Weise von mir zu nehmen. Gott hat mich bei dieser Gelegenheit für das Wenige belohnt, das er mir eingegeben hat, für ihn zu thun. Ich verzichte in dieser Welt

auf jede andere Belohnung; diese Gnade, die er mir erwiesen hat, gilt für tausend Reiche; und ich bitte ihn, mich vor Eitelkeit zu bewahren, wovon ich bei einer so schönen Gelegenheit versucht werde. Das Einzige, was mir mißfällt, ist, daß man mir nicht 100,000 Scudi monatlich hat nehmen können, weil das eine Unterstützung für den Kaiser wäre, würdig eines Papstes; und ich hätte größeres Verdienst davon, mich dessen zu freuen. Aber der Papst nimmt mir nichts: wohl aber entzieht er es Leuten, die es nöthiger haben, als ich. Ich bitte Sie, dem Papst und dem Herrn Cardinal Cibo von meiner Seite Dank abzustatten für die Gnade, die sie mir durch Befreiung von dieser Verpflichtung erwiesen haben. Ich war allein, als Ihr Billet mir überbracht wurde; aber in diesem Augenblicke wünschte ich, die ganze Welt hätte das Innere meines Herzens sehen können, die Freude, womit es mich erfüllt hat: doch Gott weiß es und das ist genug. Bitten Sie ihn für mich, daß er mich vor Eitelkeit bewahre und daß er mir ferner die Gesinnungen erhalten wolle, die er mir einflößt: ich wage zu sagen, daß sie Seiner würdig sind und daß er mir heute eine Gnade erwiesen, welche eine der ausgezeichnetsten ist, die er mir Zeit meines Lebens erwiesen hat. Leben Sie wohl.“ Nicht zufrieden mit diesen Aeußerungen gegen Azzolino, schickte sie noch eine schriftliche Erklärung ähnlichen Inhalts an den Staatssekretär Cardinal Cibo, der wohl die Sache geleitet hatte. — Ernstlicher wurde der Streit, als sich Frankreich zu gegenseitiger Unterstützung mit Christina vereinigte, und auch der spanische Gesandte die Quartierfreiheit zurückforderte. Indessen blieb der Papst ruhig und unerschrocken: nachdem er schon früher einen vergeblichen Versuch zur gütlichen Beilegung der Zwistigkeiten gemacht hatte, suchte er jetzt die Sache in die Länge zu ziehen, um von den Zeitumständen eine günstige Entscheidung zu erwarten. Christina aber war auf ihrer Hut: denn sie traute Frankreich so wenig wie dem Papste. „Ich sehe voraus,“ schrieb sie um diese Zeit, „daß zwei Parteien sich auf meine Kosten

vergleichen und daß ich vielleicht das Opfer ihrer Versöhnung sein werde, da sie über die Opferhandlung und die Opfer sich schon verständigt haben: aber wenn das Loos auf mich fällt, so soll, bevor man es vollzieht, noch Manches geschehen, worauf man nicht gefaßt ist." „Ich bin," schreibt sie an ihren General-Statthalter in Schweden, „wie Cäsar in den Händen der Seeräuber: und nach seinem Beispiel drohe ich ihnen, und fürchten sie mich mehr, als Sie sich vorstellen können. Sie werden schon eine kleine Probe davon gesehen haben in der Ausgleichung, die der König von Frankreich mit mir hat machen wollen, ohne daß ich den mindesten Schritt gethan hätte, sie herbeizuführen." Bitter äußerte sie, als der Papst die Gesandtschaft von Siam beschenkt hatte: „Möge der Papst den Königen von Indien und ihren Gesandten Ehre erweisen, da er sich gegen die von Europa so schlecht benimmt." Ihre Hoffnung, Frankreich werde in dem Streite mit dem Papste siegen, ging nicht in Erfüllung. Ludwig XIV. verwickelte sich in einen schweren Krieg mit dem größten Theile Europa's und zog es daher vor, mit dem unüberwindlichen Rom Frieden zu schließen und dem Rechte der Quartierfreiheit zu entsagen, zumal Christina kurz vorher die Schaubühne des Lebens verlassen hatte.

In den letzten Lebensjahren war Christina's Gesundheit vielfachen Schwankungen unterlegen. Sie schrieb mit Rücksicht darauf an Bourdelot: „Schon lange befolge ich ungefähr Ihre Methode, ich purgire zweimal des Jahres und lasse fast alle Monate zu Ader. Nie trinke ich Wein, esse nie etwas Gewürztes und nähre mich nur von kühlenden Sachen; bei Allem dem zieht mir das feurige Temperament, das mir angeboren ist, von Zeit zu Zeit hitzige und heftige Krankheiten zu, aus denen ich mich bisher durch starkes Aderlassen glücklich gezogen habe, und dieses ist mir so gut gelungen, daß ich mich allemal auf der Stelle wiederhergestellt fand. Die Aerzte dieses Landes sind darüber erstaunt, und der meinige, obwohl ein sehr geschickter Mann in seiner Kunst, hatte Mühe, sich daran zu ge-

wöhnen. Er möchte mich gern veranlassen, daß ich Wein tränke, aber das wird ihm nie gelingen, und ich habe ihn dahin gebracht, diesen Vorsatz aufzugeben, weil er selbst einsah, daß er Unrecht hätte. So ungefähr benehme ich mich in Ansehung meiner Gesundheit, und das ist die Methode, durch welche ich sie bisher mit Gottes Gnade in einem guten Zustande erhalten: sie wird fortdauern, so lange es Gott gefällt, und ich versichere Sie, daß ich weder den Tod fürchte, noch das Leben hasse." Im Jahre 1686 wurde Christina von einem Rothlauf an den Schenkeln überfallen, der zwar im folgenden Jahre mit einem heftigen Fieber wiederkehrte, sich aber doch glücklicher Weise bald wieder verlor. Am 30. September 1687 schrieb sie nämlich an die Dichterin Scudery bei Uebersendung ihres Portraits: „Seit Sie mich gesehen, habe ich mich keineswegs verschönert; ich habe alle meine guten und schlechten Eigenschaften so vollständig und lebendig erhalten, wie sie je gewesen sind. Ich bin noch jetzt, trotz der Schmeichelei, ebenso unzufrieden mit meiner Person, wie ich es jemals war. Ich beneide Andere weder um ihr Glück, noch um ihre weitläufigen Staaten, noch um ihre Schätze; aber ich möchte mich gern durch das Verdienst und durch die Tugend über alle Sterblichen erheben, und das ist es, was mich mit mir selbst unzufrieden macht. Uebrigens genieße ich vollkommene Gesundheit, die mir so lange verbleiben wird, als es Gott gefällt. Ich habe von Natur aus eine sehr starke Abneigung gegen das Alter, und ich weiß nicht, wie ich mich werde daran gewöhnen können. Hätte man mir zwischen ihm und dem Tode die Wahl gelassen, so würde ich, glaube ich, den letzteren ohne Bedenken gewählt haben. Indessen da man uns nicht um unsere Meinung fragt, so habe ich mich gewöhnt, mit Vergnügen zu leben. Auch beunruhigt mich der Tod nicht, der sich nähert und der zu seiner Zeit nicht ausbleibt: ich erwarte ihn, ohne nach ihm zu verlangen und ohne ihn zu fürchten." Im Februar 1689 wurde Christina aufs neue von einer heftigen Krankheit befallen; es zeigte

sich eine Anschwellung, die man für ein Zeichen der Wassersucht hielt; dazu gesellte sich derselbe Rothlauf, begleitet von einem heftigen Fieber. Um für alle Fälle mit der Welt abzuschließen, wollte sie ihren Zwist mit dem Papste beenden. Sie ließ ihn daher durch den ihr befreundeten Staatssekretär Albani um Entschuldigung und Verzeihung bitten wegen der Aeußerungen gegen ihn, die ihr in der Aufregung entschlüpft sein möchten, und ihre Dienerschaft seiner Huld empfehlen. Albani brachte ihr sogleich ein Absolutions-Breve und bald darauf der Cardinal Ottoboni im Cardinals-Ornat und mit dem ganzen amtlichen Staate die Bestätigung desselben mit der Versicherung, der heilige Vater sei bereit, trotz seiner eigenen Schwäche, ihr einen Besuch zu machen und den Segen zu ertheilen. Indessen ging die Krankheit noch einmal vorüber. „Gott hat mich," schrieb sie an Olivekrans, „gegen meine Hoffnung den Armen des Todes entreißen wollen; ich hatte mich schon zu diesem letzten Wege entschlossen, den ich für unvermeidlich hielt. Doch bin ich noch voll Leben durch das Wunder der Gnade, der Natur und der Kunst, die sich vereinigt haben, mir Leben und Gesundheit wiederzugeben. Die Stärke meines Temperamentes hat eine Krankheit überwältigt, die im Stande wäre, zwanzig Herkules zu tödten. Aber ich glaube, es ist die Gnade, die dieses Temperament zu einem so erstaunlichen Grade gekräftigt hat, daß es die Bewunderung der Aerzte erregt." Ihre Genesung verbreitete zu Rom allgemeine Freude; in mehreren Kirchen wurde das Te Deum gesungen, „um dem Allerhöchsten Dank abzustatten, daß er diejenige Seele, deren würdige Wohnung der Himmel war, zu allgemeiner Wohlfahrt noch auf der Erde gelassen". Auch Illumination und Feuerwerk verkündigten, wie sehr man die Königin liebte und ehrte. Noch am 2. April schrieb sie folgende merkwürdigen Zeilen an Olivekrans: „Ich kann auf Ihre Briefe nur mit Gutheißung aller Ihrer Gedanken antworten: ich bin ungeduldig, Sie zu sehen, und erwarte Sie, wie die Juden ihren Messias. Ich

habe Ihnen hundert Dinge zu sagen, die sich nicht schreiben lassen, und hoffe, daß Sie ebenso zufrieden mit mir sein werden, wie ich es mit Ihnen bin. Unterdessen geht meine Genesung glücklicher Weise ihrem Ende entgegen, obgleich etwas langsam in Folge der unfreundlichen Jahreszeit; aber bei Ihrer Ankunft hoffe ich, daß Sie mich bei vollkommener Gesundheit finden werden.“ Dieser Brief scheint der letzte gewesen zu sein; siebzehn Tage nachher ergriff sie der Tod. Sie bekam einen Rückfall, indem das heftige Fieber sich wiederholte. Als sie den Tod herannahen sah, verlangte sie nach den heiligen Sterbesakramenten und empfing sie mit wahrer Andacht und Frömmigkeit, wie sie dieselben auch während ihrer ersten Krankheit zweimal empfangen hatte. Als sie ihre Kräfte mehr und mehr schwinden sah, unterzeichnete sie ihr Testament, welches ihr der Cardinal Azzolino überreichte. Alle ihre Hofleute umstanden mit Betrübniß ihr Lager. Unter dem geistlichen Beistande des General-Vikars der Carmeliter, des berühmten Paters Slavata aus Böhmen, entschlummerte sie sanft und ruhig in das bessere Jenseits am 19. April 1689, Morgens 6 Uhr.

Christina hatte in ihrem Testamente eine ganz einfache Bestattung verordnet und als Inschrift auf ihr Grab die Worte gewählt: D. O. M. vixit Christina annos LXIII. Allein der Papst gebot ein feierliches und ehrenvolles Begräbniß. Ihr Körper wurde einbalsamirt und mit einem kostbaren Gewande, das sie zu diesem Zwecke hatte anfertigen lassen, bekleidet und mit Krone und Scepter geschmückt. Drei Tage blieb der Leichnam im Palaste ausgestellt, unter fortwährendem Zuströmen des Volkes. Dann wurde er in einem feierlichen Zuge in diejenige Kirche gebracht, welche sie zuerst bewundert und zu der ihrigen gewählt hatte, und dort auf ein Paradebett gelegt, welches mitten in der Kirche errichtet und durch 300 weiße Wachsfackeln erleuchtet wurde. Die Kirche selbst war schwarz behangen und mit den Wappenschildern ihrer Majestät und mit Bas-Reliefs, welche allegorisch die Hinfälligkeit des Lebens und die

Gewißheit des Todes darstellten, feierlich ausgeschmückt. Bei den Exequien und der Trauerrede, welche der berühmte Abbate Malagonelli hielt, war das gesammte Cardinals-Collegium und alle Hofleute der Königin in Trauerkleidern zugegen. Am Abende dieses Tages wurde der königliche Leichnam in glänzender Begleitung von Gelehrten, Künstlern, Bruderschaften, Orden, der gesammten Geistlichkeit, der königlichen Hofleute, des päpstlichen Hofstaates und mehrerer Gesandten und Grafen nach St. Peter gebracht und dort auf Befehl des Papstes in den heiligen Grotten nicht weit von den Gräbern der Päpste Hadrian IV. und Paul II. in einem dreifachen Sarge beigesetzt. Die gesammten Kosten bestritt der Papst und zeigte dadurch, daß seine Achtung und Verehrung für Christina groß genug war, um seine gereizte Stimmung über die Mißhelligkeiten mit ihr zu überwinden. Seine Nachfolger Innocenz XII. und Clemens XI. ließen ihr ein kostbares Denkmal an einem Pfeiler in St. Peter errichten und den Sarg aus den heiligen Grotten hineinbringen. Es ist von sicilischem Jaspis und dem werthvollsten weißen Marmor, mit Christina's vergoldetem Brustbilde in Bas-Relief und bronzenen Ornamenten geschmückt. Unter dem Brustbilde liest man die Worte: Christinae Suecorum Reginae | Ob orthodoxam Religionem abdicato Regno | Abjurata Haeresi | Pie susceptam ac dilecta Romana sede eximie cultam | Monumentum ab Innocentio XII. inchoatum | Clemens XI. absolvi curavit | MDCCII[1]. So haben im St. Peter, wo sonst nur Päpste beigesetzt werden, auch zwei Frauen ihre Ruhestätte gefunden: die Gräfin Mathildis und die Königin Christina von Schweden. „Die erstere vertheidigte

[1] Für die Königin Christina von Schweden hat Innocenz XII. dieses Denkmal anfangen und Clemens XI. es 1702 vollenden lassen, weil sie nach Niederlegung der Regierung und nach Abschwörung der Häresie mit frommem Sinne die orthodoxe Religion angenommen und sie nach ihrer Niederlassung in Rom mit Auszeichnung geübt hat.

die Kirche an der Spitze ihres Heeres wider Kaiser Heinrich IV., die letztere aber entsagte ihrer Krone und verließ ihr ganzes Königreich um der römischen Lehre willen.“ Der König Karl XI. von Schweden ordnete für seinen Hof große Trauer an und zeigte dem Kaiser und allen großen Höfen mit Aeußerungen großer Theilnahme den Tod Christina's an, indem er die Ueberzeugung aussprach: „Ihre Majestät werden, sowie Sie die großen Talente der Königin während ihres Lebens ganz nach Verdienst geschätzt haben, so auch der Hingeschiedenen, die sich aller Welt so theuer und schätzbar gemacht, liebevolles Andenken bewahren.“

In ihrem Testamente setzte sie den Cardinal Azzolino zum Universalerben ein, zum Zeichen der Achtung und Dankbarkeit, welche sie für ihn hegte. Aber auch die Hofleute und die Dienerschaft bedachte sie königlich und wiederholte ihre Zufriedenheit und Dankbarkeit. Dem Papste vermachte sie als Ausdruck ihrer Verehrung die berühmte Statue des Heilandes von Bernini, auch der Kaiser, der König von Spanien und Frankreich und der Kurfürst von Brandenburg wurden nicht vergessen. Zu St. Peter errichtete sie drei Kaplaneien und bestimmte für die Ruhe ihrer Seele 20,000 heilige Messen. Den Papst ernannte sie zum Vollstrecker dieses Testamentes.

Da der Cardinal Azzolino bald darauf starb und die Erbschaft seinem Neffen zufiel, wurden die Kunstwerke und Kleinodien verkauft. Ihre kostbaren Handschriften und Bücher erwarb der Papst Alexander VIII. und schenkte sie der vaticanischen Bibliothek, wo sie mit der Aufschrift „Alexandrinische Bibliothek“ aufgestellt sind.

VI.

Rückblick.

Wie Jeder, der seinen äußeren Glanz ablegt, strenger und härter beurtheilt, von Neid und Haß viel bitterer verfolgt wird,

als wer nie damit umgeben war, so ist auch Christina, die Königin von Schweden, nach ihrer Thronentsagung und Conversion in hohem Grade geschmäht und ungerecht beurtheilt worden. Die Protestanten waren erbittert, weil „die Tochter des gepriesenen Retters ihrer Religion in die römischen Irrthümer zurückgefallen" wäre, und konnten es deshalb nicht über sich bringen, sie mit Mäßigung und Gerechtigkeit zu beurtheilen. Viele Gelehrte und Beamte, die bis dahin Gnadenbezeugungen von ihr erhalten, waren gegen sie verstimmt, weil sie nun diese goldene Aussicht verloren. Die Franzosen endlich haben die Königin viel geschmäht, weil sie in den letzten Jahren zu dem verhaßten und fortwährend bekriegten Spanien so sehr hinneigte und ihnen das Unglück Schweden's so oft zur Last legte. Um sich hierfür zu rächen, ließ das französische Ministerium die sogenannten Memoiren Chanut's drucken, deren zweiter Theil aber nicht von Chanut ist und viele Irrthümer und Verleumdungen enthält, obgleich auch im ersten Theile die feindliche Hand hier und da zu erkennen ist. Durch solche offenbare Entstellungen tief gekränkt, ließ Christina am französischen Hofe Beschwerde führen und sprach sich in Briefen an Bourdelot, welche für die Beurtheilung ihres Charakters nicht ohne Bedeutung sind, sehr bitter aus: „Ich bin es meiner Ehre schuldig, die Sache zu ahnden. Aber ich thue es ohne Verdruß und Unruhe. Unser Zeitalter tröstet mich; man verschont heut zu Tage Niemand und die Verleumdung hängt sich gewöhnlich an die größten Verdienste an. Ich, für meine Person, seit langem der Mißgunst und dem Betruge ausgesetzt, habe mich an die Undankbarkeit der Menschen gewöhnt. Mein Trost ist, daß mir mein Gewissen nichts vorwirft. Schweden, Rom und alle anderen Orte, wo ich mein Leben zugebracht habe, werden mir wenigstens nach meinem Tode das Zeugniß geben, daß jene Verleumdungen falsch waren. Mein Ruhm und mein guter Name sind, Gott sei Dank! zu fest begründet, als daß ich dergleichen Verleumdungen befürchten dürfte, und ich berufe

mich dabei auf das Gewissen derjenigen selbst, welche sie erfunden haben; ich bin gewiß versichert, daß sie selbst nicht glauben, was sie sagen. Nur das verdrießt mich, daß dieses Buch des Herrn Chanut's Namen trägt. Ich bin überzeugt, daß er es nicht gemacht hat, und es kränkt mich tief, daß man dem Gedächtnisse eines so braven Mannes einen so schwarzen Flecken anhängt. Denn kurz, hätte Gott mich so sehr verlassen, daß ich all' der Unwürdigkeiten schuldig wäre, deren man mich anklagt, so wäre das sicherlich für mich das größte Unglück; aber dabei würde es bestehen bleiben, daß jeder Mensch, der fähig ist, solche Dinge zu verbreiten, nicht werth ist zu leben und daß er der ehrloseste von allen Menschen sein muß. Aber wie dem auch sei, so bin ich darüber ganz ruhig; und die Meinung, welche Schweden bis jetzt von mir gehabt hat, ist für mich sehr ehrenvoll und rechtfertigt mich hinreichend; ich hoffe, daß mein vergangenes Leben und die Zukunft Alles, was der Neid und der Betrug von mir sagen können, förmlich Lügen strafen werden; und ich werde über diese Sache das Endurtheil aussprechen, welches einst ein italienischer Dichter über die Schmähungen Aretin's aussprach: „Il Papa è Papa, e tu sei un furfante, der Papst ist Papst und du bist ein Schurke.“

„Mich verleumden,“ sagt sie in Bezug auf jene Memoiren in einem andern Briefe, „heißt die Sonne antasten, da ein wenig gesunde Philosophie mich so weit über Alles das erhebt, daß Sie die Leute versichern können, ich sei von allen Seiten unverwundbar. Wir werden sehen, ob die Beförderer dieser Armseligkeiten ebenso unverwundbar sind, wie ich, wenn man sie einst auf Proben stellt, die sie nicht erwarten. Indessen möchte ich wohl wissen, und Sie werden mir einen Dienst erweisen, wenn Sie entdecken können, womit ich es um die Leute verdient habe, daß sie sich gegen mich bis zu einer solchen Unbilligkeit vergaßen, deren ich mich selbst für sie schäme. Ich glaube doch denen, welche so erbittert gegen mich sind, mehr als einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben. In der That, ich bemit-

leide sie, daß sie die Kunst, sich zu rächen, so schlecht verstehen. Hat man etwas auf dem Herzen, warum sucht man sich nicht gegen einander zu erklären? Ich meines Theils möchte, welche Beleidigungen ich auch empfangen hätte, mich nicht auf meine eigenen Unkosten rächen, und ich glaube, sich so rächen, heißt an sich selbst Rache üben. Indessen verzeihe ich die Wuth, welche man gegen mich beweist, von ganzem Herzen. Ich kann und ich will Niemand zwingen, mein Freund zu sein; man soll nur wissen, daß ich von Allem, was vorgeht, unterrichtet bin und alle geheimen Kabalen kenne, die man gegen mich schmiedet, und daß ich bei dem Allen nichts fürchte und Alles verachte!" Um solchen Verunglimpfungen entgegenzuwirken, wollte Christina Js. Vossius veranlassen, die Geschichte ihres Lebens zu schreiben. „Ich habe bemerkt," schreibt sie deshalb an ihn, „daß die Unwissenheit und der Neid Vergnügen daran gefunden haben, die schönsten und die größten Handlungen meiner Regierung zu verdecken oder zu verdunkeln. Und dies zwingt mich, Sie um eine Ehrenerstattung zu ersuchen, zu Gunsten der Wahrheit, welcher alle Schriftsteller huldigen müssen, sowie für den Ruhm Schweden's, dessen Ehre es erheischt, dieselben in das wahre Licht zu stellen, unter einer Regierung, die den Ruhm seines Namens auf den höchsten Gipfel gebracht hat. Sie sind selbst Augenzeuge seines höchsten Glückes gewesen. Ich verlange von Ihnen weder niedrige Gefälligkeiten noch Schmeicheleien: ich verlange von Ihnen nichts als die reine Wahrheit, die um so weniger verdächtig sein wird, als die ganze Welt weiß, wie das gegenwärtige Unglück Schweden's mich in einen Zustand versetzt hat, daß ich keinen Weihrauch kaufen kann; und Sie wissen wohl, daß ich die Schmeichelei und die Lüge ebenso stark hasse, wie ich die Wahrheit, die Tugend und den wahren Ruhm liebe." Obgleich nun Js. Vossius diese Aufgabe, Christina's Regierungszeit zu schreiben, nicht gelöst hat, anderseits ihr Lebensbild aber so vielfach entstellt worden ist, so sind wir doch durch eine Menge zuverlässiger Zeugnisse

in den Stand gesetzt, uns ihren Charakter in seiner wahren Größe und Schönheit zu vergegenwärtigen. Hören wir zunächst die Schilderung, welche der französische Gesandte Chanut, ein ehrenwerther Mann, der ihr volles Vertrauen besaß und ein wissenschaftlich gebildeter Geist und gläubiger Katholik war, seinem Hofe von Christina gab. Wir begleiten diese Charakteristik mit den Bemerkungen, welche Christina eigenhändig einem Exemplare der Memoiren Chanut's beifügte, welches die verstorbene Königin von Schweden, Hedwig Elisabeth Charlotte, besessen hat.

„Ihre Miene ändert sich je nach ihren verschiedenen Gemüthsbewegungen so plötzlich, daß man sie von einem Augenblick zum andern nicht mehr erkennt; gewöhnlich ist sie etwas nachdenkend, indessen bleibt bei allen ihren Gemüthsbewegungen — so leicht und so oft sie auch wechseln — eine gewisse Heiterkeit und Anmuth in ihrem Gesichte zurück. Wenn zuweilen, was aber selten der Fall ist, etwas ihr Mißfälliges gesagt wird, so sieht man freilich ihr Gesicht in eine Wolke gehüllt, die, ohne sie zu entstellen, denen Furcht einflößt, welche sie ansehen; ihre Stimme ist gewöhnlich sehr sanft, und so fest sie die Worte ausspricht, jungfräulich; zuweilen wird dieser Ton ungesucht und ohne scheinbare Ursache stärker, als bei ihrem Geschlechte gewöhnlich ist, fällt aber nach und nach und unvermerkt wieder in das gewöhnliche Tonmaß. Ihr Wuchs ist etwas unter dem Mittelmäßigen, welches weniger merklich wäre, wenn sie gewöhnliche Frauenschuhe trüge.

So viel man aus äußerlichen Zeichen schließen kann, hat sie ein lebhaftes Gefühl für Religion und treue Anhänglichkeit an das Christenthum. Sie billigt es nicht, daß man in den gewöhnlichen Unterredungen über die Wissenschaften die Lehre von der Gnade verläßt, um auf heidnische Weise zu philosophiren: was dem Evangelium nicht gemäß ist, hält sie für Träumereien. Sie disputirt gar nicht bitter über die Streitigkeiten, welche es zwischen den Protestanten und Katho-

liken[1] gibt. Es scheint, sie trage weniger Sorge, sich über diese zu unterrichten, als über jene Schwierigkeiten, welche von Philosophen, Heiden und Juden gemacht werden. Ihre Frömmigkeit scheint vorzüglich in dem Vertrauen auf den göttlichen Schutz zu bestehen, übrigens ist sie gar nicht ängstlich und hält nichts auf frömmelnde Ceremonien[2]. Ein hohes Ideal von Tugend, mit großer Ruhmbegierde verbunden, erfüllt ganz ihre Seele, und, soviel man davon urtheilen kann, wünscht sie die Tugend immer von der Ehre begleitet. Zuweilen gefällt es ihr, wie die Stoiker von jener Erhabenheit der Tugend zu reden, welche unser höchstes Gut in diesem Leben ausmacht. Ueber diese Materie spricht sie mit einem bewunderungswürdigen Nachdruck; wenn sie davon mit Personen redet, mit welchen sie vertraut umgeht, und auf die wahre Schätzung kommt, welche die menschliche Hoheit[3] verdient, so sieht man mit Bewunderung und Freude, wie sie ihre Krone unter die Füße legt[4] und laut bekennt, die Tugend sei das einzige Gut, das alle Menschen suchen müßten, ohne auf irgend einen Vorzug ihres Standes stolz zu sein[5]. Doch bei diesem Geständnisse vergißt sie nicht lange, daß sie Königin ist[6]. Sie ergreift ihre Krone sogleich wieder; sie kennt das Gewicht derselben und hält es für die erste Stufe der Tugend, die Pflichten seines Berufes gut zu erfüllen. Auch hat sie die Natur zur Erreichung dieses Zweckes mit großen Vorzügen begabt; denn sie besitzt eine bewunderungswürdige Leichtigkeit, was ihr vorkommt, zu begreifen; auf ihr Gedächtniß kann sie sich so gut verlassen, daß man beinahe sagen möchte, sie miß-

---

[1] Sie war niemals lutherisch. Christina's Anmerkung.

[2] Sie war niemals von dieser Krankheit angesteckt. Christina.

[3] Sie hat niemals viel Wesens davon gemacht. Christina.

[4] Dieses ist ihre wirkliche Gesinnung. Christina.

[5] Sie macht sich eine Ehre daraus, unter die Füße zu legen, was die anderen Könige auf ihre Häupter setzen. Christina.

[6] Sie vergaß es niemals. Christina.

brauche es oft. Sie spricht die lateinische, französische, deutsche, niederländische und schwedische Sprache und studirt die griechische. Sie liebt die Umgebung gelehrter Männer, um sich in den Nebenstunden über Alles, was es in den Wissenschaften Merkwürdiges gibt, zu unterhalten [1], und ihr wissensdurstiger Geist unterrichtet sich von Allem. Kein Tag vergeht, wo sie nicht ein Stück aus der Geschichte des Tacitus liest [2], welche sie ein Schachspiel nennt. Dieser Schriftsteller, welcher Gelehrten Mühe macht, ist ihr in den schwersten Stellen verständlich, und wo die Gelehrten über den Sinn der Worte zweifelhaft sind, drückt sie denselben selbst in unserer Sprache mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit aus. Aber sie verschmäht es, oder gibt sich wenigstens nicht die Mühe, ihre Belesenheit und ihre Kenntnisse zur Schau auszulegen. Nichts macht ihr mehr Vergnügen, als zweifelhafte Fragen zwischen Gelehrten, welche verschiedener Meinung sind, verhandeln zu hören; nie sagt sie ihre Gedanken über die Sache, bis Jedermann gesprochen hat, und dann immer nur mit wenigen Worten, und so überdacht, daß es als Entscheidung gelten kann. Das kommt daher, weil sie mit Einsicht und ohne Uebereilung auf den Grund der Sache dringt, und wenn sie über etwas spricht, mehr als einmal nachdenkt, ehe sie ihre Meinung sagt. In den Geschäften zeigt sie mehr Zurückhaltung, als in den Gesprächen über wissenschaftliche Dinge. Ihre Minister haben Mühe, wenn sie dem Rathe beiwohnt, zu entdecken, auf welche Seite sie sich neige. Sie ist sehr verschwiegen [3], und da sie sich nicht durch die Berichte, welche man ihr macht, zum voraus einnehmen läßt, so scheint sie denen, welche gern bei ihr etwas durchsetzen möchten, miß-

---

[1] Das ist wahr. Christina.

[2] Das ist unwahr. Sie hat niemals eine Vorliebe für diesen Auctor gehabt, weil sie mit Vergnügen alle guten liest. Christina.

[3] Ganz richtig. Christina.

trauisch oder schwer zu überreden[1]. Es ist wahr, daß sie ein wenig zum Argwohn geneigt ist, daß es bisweilen gar zu langsam geht, bis sie sich über die Wahrheit aufgeklärt hat, und daß sie zu leicht bei Anderen eine Arglist vermuthet. Dieses hindert sie aber nicht, die Geschäfte selbst gut zu führen. Von Privatangelegenheiten, welche einzig von ihrem Willen abhängen, oder nur ihr Haus angehen, spricht sie mit Niemanden; aber über Alles, was die Regierung des Staates betrifft, berathschlagt sie sich mit ihrem Senate. Es ist unglaublich, wie mächtig sie hier ist[2], denn mit dem Stande der Königin verbindet sie eine Anmuth, einen Einfluß, eine Wohlthätigkeit und Ueberredungskraft, daß oft die Senatoren selbst über die Gewalt erstaunen, die sie über ihre Meinungen hat, wenn sie versammelt sind[3]. Einige schreiben diese große Unterwürfigkeit ihrer Minister gegen sie ihrem Geschlechte zu[4]; aber die Wahrheit zu gestehen, entspringt sie vielmehr aus ihren guten persönlichen Eigenschaften, und ein König mit eben diesen Tugenden würde wohl in seinem Staate ebenso unumschränkt herrschen.

Keine ländliche Uebung kann sie ermüden, so daß sie selbst zehn Stunden hindurch auf der Jagd zu Pferde bleibt; weder Kälte noch Frost fallen ihr beschwerlich. Niemand in Schweden versteht sich besser darauf, einen Hasen in vollem Sprunge mit einer einzigen Kugel zu schießen. Sie läßt ihr Pferd ganz ungezwungen alle Reitkünste machen und ist weit entfernt, sich darauf etwas einzubilden. Selten spricht sie mit den Damen ihres Hofes, weil bald die Uebungen, welche sie im Freien vornimmt, bald die Staatsgeschäfte, welche sie fesseln, ihnen ihren Umgang entziehen; sie besuchen sie nie, als nur um ihr gewisser-

---

[1] Sie hat diesen Fehler niemals bereut. Christina.

[2] Unsinn, wie lächerlich und übel unterrichtet ist er doch! Christina.

[3] Ueber das Gegentheil wäre sich eher zu verwundern. Christina.

[4] Die Eigenschaft des Weibes ist nicht geeignet, sich Gehorsam zu verschaffen. Christina.

maßen die Aufwartung zu machen, und auch da überläßt sie dieselben, nach den gewöhnlichen Höflichkeiten, sich selbst und unterhält sich mit den Männern. Im Umgange mit Personen, von welchen sie nichts zu lernen glaubt, ist sie sehr kurz und spricht nur so viel, als durchaus nothwendig ist. Ihre Bedienten sprechen nicht viel mit ihr, lieben sie aber nichtsdestoweniger, weil sie zwar wenig, aber doch freundlich mit ihnen redet und eine gütige, selbst über die Kräfte des Staates freigebige Gebieterin gegen sie ist. Zuweilen zieht sie dieselben scherzhaft auf, aber auf eine gute Art und ohne Bitterkeit; doch wäre es vielleicht besser, wenn sie es unterließe[1], weil der Aufgezogene doch immer die Besorgniß hat, man verspotte ihn. Indessen geschieht dieses nur selten, weil Geschäfte und Studiren ihr keine Zeit übrig lassen. Auch geht sie wirklich sehr haushälterisch mit der Zeit um; sie schläft gewöhnlich nur fünf Stunden[2], und weil dieses zur Wiederherstellung der Kräfte nicht hinreicht, so ist sie bisweilen, besonders im Sommer, genöthigt, eine Stunde nach Tisch zu schlafen[3]. Kleidung und Putz beschäftigen sie so wenig, daß sie bei Eintheilung ihres Tages nicht in Betracht kommen. In einer Viertelstunde ist sie angezogen, und wenn man hohe Festtage ausnimmt, so machen ein Kamm und ein Stückchen Band ihren ganzen Kopfputz aus. Gleichwohl stehen diese so vernachlässigten Haare ihrem Gesichte gut, für welches sie aber so wenig sorgt, daß sie nie weder gegen Sonne, noch Wind, noch Regen, weder in Stadt, noch auf dem Lande eine Haube oder Maske trägt. Wenn sie reitet, hat sie keine andere Bedeckung gegen die schlimme Witterung, als einen Hut mit Federn, so daß ein Fremder, der sie auf der Jagd mit ihrem ungarischen Kleide und einem kleinen Kragen nach Art der Männer sähe, sie nicht für die Königin halten würde. Un-

[1] Er hat Recht. Witze haben ihr viele Feinde verschafft. Christina.

[2] Drei Stunden. Christina.

[3] Falsch. Christina.

streitig übertreibt sie diese Sorglosigkeit gegen ihre eigene Person, weil es Fälle geben kann, wo man schlechte Folgen für ihre Gesundheit daher besorgen muß; aber Alles gilt ihr nichts neben jener feurigen Liebe für Ehre und Tugend, und man kann sagen, ihr Ehrgeiz bestehe mehr darin, ihren Namen durch außerordentliche Verdienste, als durch Eroberungen berühmt zu machen, und sie wolle ihren Ruhm lieber sich selbst, als der Tapferkeit ihrer Unterthanen zu verdanken haben."

Ebenso aus persönlicher Bekanntschaft und als Augenzeuge schildert die Königin Christina der Pater Mannerschied, Beichtvater des spanischen Gesandten Pimentel. Ich lasse aus seiner Schilderung nur dasjenige weg, was bloße Wiederholung des Vorigen sein würde. „Sie hat eine freie Stirn, große lebhafte Augen, aber einen freundlichen Blick, eine Habichtsnase, einen nicht zu großen und schönen Mund. Ihr Reitkleid ist so schlecht, daß ich kaum weiß, ob es vier bis fünf Dukaten werth ist, und auch am Hofe ist sie immer sehr bescheiden gekleidet. Nie sah ich weder Gold noch Silber an ihrem Kopfputz oder in ihrem übrigen Anzuge. Ein Ring ist Alles, was sie von Gold an sich trägt. Um ihren Putz bekümmert sie sich gar nicht. Ich sah zuweilen, wenn ich mit ihr sprach, den Aermel ihres Hemdes voll Dintenflecken, welche sie sich beim Schreiben gemacht hatte; auch bemerkte ich zerrissene Wäsche an ihr. Wenn man sie erinnern will, mehr auf sich selbst zu sehen, so antwortet sie, diese Sorgen müßte man denen überlassen, die sonst nichts zu thun hätten. Nach dem Erwachen widmet sie fünf Stunden dem Lesen verschiedener Bücher. Oeffentlich zu speisen, ist für sie eine Qual. Wenn sie aber allein ist, bleibt sie kaum eine halbe Stunde bei der Tafel. Sie trinkt nichts als Wasser. Noch nie hörte man sie ein Wort zum Lobe oder Tadel einer Speise sagen; nie gibt sie Befehl über die Küche. Oft habe ich sie sagen hören, sie lebe ohne Kummer und ohne Unruhe und kenne nichts in der Welt, das wichtig und empfindlich genug für sie wäre, die Ruhe ihrer Seele stören zu können. Sie rühmt

sich, den Tod ebenso wenig als den Schlaf zu fürchten. Mitten im Winter, wenn das Meer gefroren ist, fährt sie im Schlitten selbst vier, fünf oder sechs Stunden in die Nacht hinein. Den Morgen bestimmt sie den Staatsangelegenheiten und wohnt gewöhnlich ihrem Rathe bei. Ich habe gesehen, daß sie an einem Tage, an welchem sie sich zur Ader gelassen hatte, eine Rathsversammlung hielt, in welcher sie fast fünf Stunden blieb. Während eines 28 Tage anhaltenden Fiebers entzog sie sich nie der Besorgung der Staatsgeschäfte. Sie sagt, Gott habe ihr die Verwaltung des Reiches anvertraut; sie wolle diese Pflicht nach bestem Willen erfüllen, und wenn es ihr auch nicht immer gelinge, so habe sie doch den Trost, daß sie sich nichts vorwerfen dürfe. Alle öffentlichen Geschäfte gehen durch ihre Hände; die fremden Gesandten und Minister unterhandeln nur mit ihr, ohne jemals an einen Sekretär oder Staatsbeamten gewiesen zu werden. Bei öffentlichen Audienzen beantwortet sie ganz allein die Reden der Gesandten. Sie will von Allem Kenntniß haben, was die Regierung des Staates betrifft; so sah ich sie einen schriftlichen Aufsatz von 28 Blättern in sehr kurzer Zeit durchlesen und einem Gesandten in lateinischer Sprache erklären. Der Gedanke ans Heirathen ist ihr unerträglich und Niemand könnte sie bereden, sich einen Gemahl zu wählen, weil, sagt sie, sie frei sterben wolle, wie sie frei geboren sei. In dem gewöhnlichen Umgange ist sie so vertraulich, daß man sie nicht einmal für eine Dame von hohem Stande, geschweige für eine Königin halten würde. Sie redet die Personen zuerst an, nimmt sie bei den Händen, lacht und scherzt mit einer ungemeinen Freimüthigkeit. Doch flößt sie zu gleicher Zeit so viel Ehrerbietung ein, daß man in ihrer Gegenwart ebenso furchtsam ist, wie ein Kind. Bei ernsthaften Angelegenheiten weiß sie eine Majestät anzunehmen, die dem Kühnsten imponiren würde. Ich habe sie in einem Augenblicke aus einer vertraulichen Unterredung zu der für die königliche Majestät geziemenden Würde, das heißt von einem Aeußersten zum

andern übergehen sehen, so daß ich meinen Augen nicht traute. Sie hat Ehrendamen an ihrem Hofe, aber mehr zur Pracht, als zu ihrem Dienste: sie scheint wenig Achtung vor ihnen zu haben, und geht nur mit Männern um. Sie zeigt die Stärke ihrer Beurtheilung in den Ausfertigungen, welche sie anordnet. Sie beschäftigt, ich weiß nicht, wie viel Geheimschreiber, welche kaum alle Briefe schreiben können, die sie ihnen in die Feder sagt, und die sie auch ganz allein durchsieht und verbessert. Sie ist so freigebig, daß, wenn man sagen darf, sie halte in irgend einem Stück das Maß nicht, solches von den Geschenken wahr ist, welche sie austheilt. Die Gesetze der Gerechtigkeit beobachtet sie heilig. Daher sagt sie auch, sie habe nur sehr selten Verbrechern, die den Tod verdient hätten, das Leben geschenkt, obgleich sie niemals Jemand zum Tode verurtheilt habe, über den sie nicht Thränen vergossen hätte. Sie versteht zehn bis elf Sprachen, kennt sehr genau die alten und neuern Dichter, hat die Schriften aller alten Philosophen und eine große Menge Kirchenväter durchgelesen, wie z. B. den heiligen Augustin, Ambrosius, Hieronymus, Tertullian, Cyprian; sie schätzt besonders den Lactantius, den Clemens von Alexandrien, den Arnobius, den Minutius Felix und zieht allen übrigen den Gregor von Nazianz vor. Man durfte sich in ihrer Gegenwart keinen Gedanken irgend eines alten Dichters zueignen, ohne daß sie sogleich den Betrug merkte. Sie hat ein englisches Gedächtniß. Nichts mangelt dieser Fürstin, als die wahre Religion, und obschon ich verschiedene Unterredungen mit ihr hatte, so war es mir doch nicht möglich, sie auf dieses Kapitel zu bringen. Sie wird durch die Verfassung des Reiches gebunden, dessen Königin sie nicht mehr sein könnte, wenn sie die Religion änderte."

Nach solchen Schilderungen wird es von großem Interesse sein, auch zu hören, wie Christina über sich selbst dachte und von welchem Standpunkte aus sie sich betrachtete.

„Schrecklich wäre meine Undankbarkeit, o Herr!" so be-

ginnt die Königin ihre Selbstbiographie, „würde ich nicht die Muße, die Du mir geschenkt, zu Deiner Verherrlichung benutzen. Das, was Du bist und was ich bin, verpflichtet mich dazu. Du bist Alles und ich bin Nichts, das Du fähig gemacht, Dich anzubeten und Dich zu besitzen. Durch Deine Gnade bin ich von allen Deinen Geschöpfen diejenige, welche Du am meisten begünstigt.

Mit vollen Händen hast Du Alles über mich ausgegossen, was ein Geschöpf glücklich und glorreich in dieser Welt machen kann. Die Kraft meiner Seele und meines Körpers, Abkunft, Glück und Größe, die ließest Du Deiner Ehre und meinem Glücke dienen; und Alles, was einem solchen wunderbaren Vereine entspringt, und daß Du mich als unbeschränkte Königin über das tapferste und ruhmvollste Volk der Erde geboren werden ließest, das ist ohne Zweifel noch die geringste meiner Verpflichtungen gegen Dich; denn nachdem Du mir so Vieles verliehen, hast Du mich noch zu dem Ruhme berufen, Dir, wie ich es schuldig war, ein vollkommenes Opfer meines Glückes, meiner Größe und meines Ruhmes darzubringen, um Dir das glorreich zurückzugeben, was Du mir geliehen. Und weil ich es nur deswegen bin, weil Du gut bist, so schulde ich Dir ehrfurchtsvollen Dank dafür, daß Du mir die Kraft gegeben, ein so großes Opfer zu vollbringen. Darum halte ich mich verpflichtet, alle Gnaden, die Du mir verliehen, der Nachwelt zu offenbaren und der ganzen Erde zu verkünden, indem ich die Geschichte meines Lebens aufzeichne. das Du herrlich und glorreich gemacht durch das Gute und Schlimme, durch Glück und Unglück. — Du weißt es, o Herr! daß Du mir ein Herz gegeben, das nichts zufrieden stellen kann. — Nichts kann mich erfüllen, nichts mir genügen, als Du allein. So groß hast Du mich gemacht, gäbst Du mir auch die Herrschaft der ganzen Welt, sie würde mir nicht genügen. Alles, was Du nicht bist, darf ich für nichts achten. — Verleihe mir, daß die Betrachtung, die ich über mein vergangenes Leben anstelle,

mich mit Bewunderung für Dich und Beschämung über mich erfülle und daß Alles, was ich sage, der Wahrheit Zeugniß gebe, die nichts anderes als Du selbst bist. — Banne aus meinem Herzen jede eitle Selbstgefälligkeit und Eitelkeit. Erleuchte meinen Verstand, daß er Deine Gnade und meine Fehler erkenne. — Ich werde unter dem Beistande Deiner Gnade von mir selbst wie eine Fremde reden, an der ich keinen Theil habe. Ich fürchte die Wahrheit nicht. Deine Zulassungen haben mich so oft und scharf gedemüthigt, daß ich mich nur zu gut kenne. Ich schreibe nicht, um mich zu rechtfertigen, ich schreibe, um mich vor aller Welt als eine Schuldige zu bekennen, — wie ich es vor Deinen Augen bin, — die alle Deine Gnaden und Wohlthaten grausam mißbraucht und Dir schlecht gedient und sich Deiner vielen Gutthaten unwürdig erzeigt hat. Ich schreibe, um Alles zu verfluchen, was Dir an mir mißfällt, und endlich schreibe ich, um Dir allein die Ehre zu geben von dem, was ich bin. Dir überlasse ich, o Herr! dieses Werk; Du wirst daraus machen, was Dir beliebt. Du weißt, daß die Geschichten in dem Jahrhundert, worin ich lebe, nichts sind, als endlose Lobreden oder giftige Schmähungen auf Jene, deren Namen sie führen. Der Neid, die Gemeinheit, die Ungerechtigkeit der Menschen sind allzeit bereit, das unglückliche Verdienst zu zerfleischen und den Lastern und Verbrechen derer, die herrschen, zu schmeicheln. Solcher Ungerechtigkeit gleichgültig zuzusehen, wie ich sollte, dazu hast Du mir noch nicht Stärke genug verliehen. Dir, o Herr, opfere ich daher mein vergangenes Leben; Du bist mein einziger und mein glorreicher Anfang und wirst mein glorreiches und einziges Ende sein. Ich flehe Dich an, mir alles Vergangene verzeihend zu vergessen. In den tiefen Abgrund Deiner Unendlichkeit versenke ich meine Unwissenheit und meine Verbrechen, die allein mir angehören, und alle meine Tugenden und Talente, wenn ich solche besitze, gehören Dir. Vernichte Alles, was nicht von Dir ist, und durch Deine Güte vollende Du zu Deinem Ruhme Dein

Werk. Mache Deine Güte siegreich über meine Unwissenheit und meine Schwäche. Beschütze mich vor mir selbst, nachdem Du mich vor allen meinen Feinden beschützt. Ich begehre Dich von Dir und durch Dich. Entziehe Dich nicht diesem glühenden unstillbaren Verlangen, das Du in meinem Herzen entzündet und das ich als das größte aller Deiner Gnaden anerkenne. Dich zu besitzen mache mich würdig durch jene blinde und gänzliche Hingabe, die Dir mit so vollem Rechte gebührt, und die Dir nicht ohne ewige Unseligkeit verweigert wird. Zerreiße alle meine geheimen Bande, so edel, so schuldlos sie sein mögen. Mache, daß ich Dir allein mein Werk, mein Leben und meinen Tod anheimstelle für Zeit und Ewigkeit."

Obgleich die Königin solche Gedanken und Gesinnungen an verschiedenen Stellen ausgesprochen und durch die That bekräftigt hat, so hat man doch sehr oft ihre Religiösität in Zweifel gezogen und sie des Unglaubens beschuldigt. Denn da man einmal der Ansicht war, sie sei nicht aus Ueberzeugung, sondern aus äußeren Beweggründen zur katholischen Kirche übergetreten, so nahm man folgerichtig an, sie habe auch später keine Ueberzeugung gehabt, sondern nur wegen ihrer Lebensverhältnisse und ihres Aufenthaltes in Rom sich zu dieser Kirche bekannt. Man führt dafür an die Mißbilligung der Dragonaden, ihre Theilnahme für den Ketzer Molinos, ihre geringe äußerliche Andacht, die Verwendung für zwei von der spanischen Inquisition verurtheilten Theologen, ihren Streit mit dem Papste Innocenz XI. und endlich manche Aeußerungen über Jesuiten, Mönche und Reliquien. Bei näherer Prüfung beweisen aber diese Thatsachen gar nichts. In dem Streite mit dem Papste handelte es sich um rein persönliche und äußere Angelegenheiten, welche mit einer Ueberzeugung vom religiösen Dogma nichts gemein hatten. Ihre Handlungen und Aeußerungen dabei betrafen immer nur die einzelne Person, nicht den dogmatischen und kirchlichen Begriff derselben. Welchen Unterschied sie in dieser Hinsicht zwischen Person und Würde machte, sagt sie

schön in folgenden Worten: „Die Schwachheiten, Fehler und Verbrechen der Päpste löschen ihren heiligen Charakter nicht aus und zerstören ihr Ansehen nicht, welches unsere Ehrfurcht verdient, obschon oft ihre Person derselben nicht werth ist.“ Auch sonst spricht sie eine sehr hohe Meinung über die päpstliche Würde aus. Als sie des Papstes Aufforderung an den König von Schweden zur Hülfe gegen die Türken eifrig unterstützte, befahl sie ihrem Geschäftsträger in Schweden, das päpstliche Breve nicht abzugeben, im Falle er vermuthete, daß dasselbe nicht ehrenvoll aufgenommen werde. „Denn wenn diese Geschöpfe,“ schreibt sie, „mit dem Papste nicht verhandeln wollen, wie es sich gebührt, so lassen Sie sich nicht täuschen und verführen, weil ich nicht dazu beitragen will, daß der Papst eine Unhöflichkeit erfahre; und machen Sie ihnen begreiflich, daß der Papst, wenn er auch nicht derjenige wäre, der er ist, ohne Zweifel ein großer Monarch wäre, dessen Staat so groß und so schön ist, daß eine Spanne seines Landes mehr werth ist, als die ganze Herrschaft von Schweden.“

Ebenso richten sich die tadelnden Aeußerungen, welche sie über Mönche, Beichtväter u. A. gethan hat, nicht gegen die Kirche und ihren Glauben, sondern nur gegen die Fehler und Gebrechen einzelner Personen, welche ihre Berufspflichten vernachlässigten, oder die Grenzen derselben überschreitend, sich in weltliche Angelegenheiten mischten. Denn Christina sagt ausdrücklich: „Die Klosterleute, die das sind, was sie scheinen, muß man verehren; mit denjenigen aber, die es nicht sind, muß man Mitleid tragen. — Alle geistlichen Orden sind heilig.“ Und in Bezug auf die Beichtväter sagt sie: „Sündhafte Gedanken, Worte und Handlungen gehören für die Beichtväter. Alles Uebrige geht sie nichts an. — Man leistet den Beichtvätern völligen Gehorsam, wenn man sich bekehrt und Buße thut.“ Die Unzufriedenheit mit der damaligen äußeren Gestalt der Kirche, sagt Rühs, „läßt jedoch auf keine Geringschätzung der Religion selbst schließen, der sie in ihrem Herzen

immer ergeben blieb". Bei Reliquien und Legenden fragte sie zuweilen, ob das wohl so sein könnte; einen Stab, welchen man für den des Aaron ausgab, wollte sie nicht dafür anerkennen, indem sie bemerkte, der sei von Mandelholz gewesen, dieser aber nicht. Solche Bemerkungen konnten leicht ein ungünstiges Licht auf sie werfen und ungünstige Gerüchte über ihren Katholicismus veranlassen. — Wenn Christina die Dragonaden mißbilligte und Theilnahme für den als Ketzer verurtheilten Molinos und die beiden spanischen Theologen zeigte, so war das nur eine Regung ihres mitleidigen Herzens und eine Bethätigung des Grundsatzes: „Es ist eine Ungerechtigkeit, wenn man die Irrgläubigen hasset, man muß sie bedauern, ohne sie zu verfolgen." Daß sie ihre dogmatischen Irrthümer gebilligt, läßt sich weder annehmen noch beweisen. — Eine andächtige in die Augen fallende Frömmigkeit, wie man sie von Convertiten erwartet, hat Christina allerdings nie gehabt und auch nie angestrebt. „Nichts ist ermüdender," sagt sie selbst, „als eine Andacht, die sich im Aeußern zeigt." Dieser Mangel an äußerer Andacht, sagt Pallavicino, ging zum Theil aus ihrem Grundsatze hervor: Die Tugend, um rein zu sein, müsse fern vom Scheine bleiben und auf den Dienst Gottes, nicht auf den Beifall der Menschen sich richten. Indessen hat sie die Pflichten ihrer Religion immer treu erfüllt und auch ihre Diener dazu angehalten. Sie empfing, wie selbst eine Schmähschrift gestehen muß, regelmäßig die heiligen Sakramente und wohnte täglich der heiligen Messe bei. In einem Briefe an den Bischof von Jesi, den sie sehr schätzte, empfiehlt sie sich an zwei Stellen in dessen Opfer und Gebete. — Wenn man endlich sagt, Christina habe zu verschiedenen Zeiten den schwedischen Thron wieder besteigen wollen und dazu nothwendig wieder lutherisch werden müssen, so ist Beides unrichtig und beruht auf bloßer Vermuthung. Was man am meisten hierfür anführen könnte, ist ein Bericht über Christina's Reise nach Schweden im Jahre 1667, wo es heißt: „Im Falle der junge König Karl XI. stürbe," sagte Christina zu dem ihr

entgegengesandten schwedischen Hofmanne, „hätte ich wohl auch ein Wort mitzusprechen, wenn nicht für mich selbst, doch für seinen Nachfolger.“ Der Hofmann erwiderte, in jenem Falle würde der Nation die gesetzliche Wahl zustehen. „Dann würde ich,“ antwortete sie, „die Geistlichkeit und die Bauern auf meiner Seite haben, sowie auch den Adel: aus Grund der Religion würde sich mir gewiß Niemand widersetzen.“ Der Abgeordnete entgegnete, durch ihren Uebertritt zum Katholicismus habe sie die Liebe des Volkes verloren, das die Einführung einer fremden Religion nicht dulden würde. Darauf antwortete die Königin: „Wollte Gott, Sie könnten mich versichern, daß man nichts als dies gegen mich hätte: dann würde ich sehr zufrieden sein und Alles gut gehen.“ Diese zweideutige Bemerkung erläuterte sie aber sogleich dadurch, daß, wenn ihre Wünsche auf den Thron gingen, woran sie jedoch nicht dächte, sie dabei Niemand zum Bekenntniß der katholischen Religion nöthigen würde; sie könne sagen, wie der Marschall Turenne: „Ich bin Calvinist, aber mein Degen ist katholisch.“ Diese Aeußerungen zeigen durchaus nicht eine Neigung Christina's, zur lutherischen Religion zurückzukehren: sie sagen nichts weiter, als daß es ihre Ansicht wäre, ihr Katholicismus würde ihr nicht hinderlich sein, wenn sie die Krone wieder nehmen wollte, da sie nur für sich katholisch bleiben, nicht aber ihre Religion in dem Reiche einführen wolle.

Läßt sich also nichts anführen, wodurch man Christina's Mangel an katholischer Ueberzeugung beweisen könnte, so sprechen aber viele Thatsachen für das Gegentheil. In den Verhandlungen mit Schweden hätte sie Alles erreichen können, wenn sie ihren Glauben wieder geändert hätte, und gerade ihr beharrliches Festhalten an der freien Ausübung des katholischen Gottesdienstes hat ihr viele Unannehmlichkeiten bereitet. In ihren späteren Lebensjahren zeigte sie sogar eine große Neigung, in ein Kloster zu gehen, so daß sie ihrem Gesandten del Monte bei seiner Verhandlung in Schweden auftrug, auch für diesen Fall

ihre Einkünfte sicher zu stellen. Daß sie dieses Vorhaben nicht ausführte, darüber erklärt sie sich in einem Briefe an den Grafen Wasenau, Sohn des Königs Wladislaus von Polen, den sie bewegen wollte, das klösterliche Leben zu wählen. „Es ist in der Welt nichts größeres," sagt sie, „nichts ruhmwürdigeres, nichts edleres, als sich dem Allerhöchsten gänzlich zu widmen: und dafern Sie diesen Entschluß freudig und herzhaft fassen, so werden Sie dabei nicht übel fahren.... Doch prüfen und erforschen Sie zuvor Ihr Herz und Ihre Kräfte; aber vertrauen Sie diesen nicht, vertrauen Sie Gott; und wenn Sie von seinem Rufe überzeugt sind, so verlassen Sie die Welt baldmöglichst; aber verlassen Sie dieselbe wie ein Haus, welches brennt und woraus man sich schleunigst retten muß, wenn man nicht darin umkommen will. Ordnen Sie Ihre Angelegenheiten und geben Sie Gott muthig das Wenige, was Sie besitzen, ohne Furcht, etwas zu verlieren: er wird Ihnen Alles mit Zinsen wiedergeben. Dieses Opfer ist der beste Gebrauch, den man von Allem machen kann, was es in der Welt gibt; und Gott ist so gütig, daß er uns belohnt, wenn wir ihm geben, was nur ihm gehört. Welcher Ruhm und welche Freude, einem so gütigen Herrn zu dienen!" ... Sie werden mir vielleicht sagen, warum thun Sie es nicht ebenfalls? ... Ich will Ihnen gern alle Bedenken darüber nehmen, indem ich Ihnen erkläre, daß dieselbe Vorsehung, welche Sie zu diesem Glücke beruft, mir verbietet, darnach zu trachten, wie die Thatsachen beweisen: Alles, was mir in meinem Leben begegnet ist, überzeugt mich, daß es sein Wille nicht ist, daß ich daran denke; daß es hieße, sich gegen seine Befehle auflehnen, wollte man einen Stand ergreifen, wozu man nach allem Anscheine nicht berufen ist. Wenn dieselbe Vorsehung eines Tages anders darüber verfügt, so werde ich blindlings ihren Befehlen folgen, zumal ich schon seit langer Zeit ihrer Leitung mich überlassen habe. Thun Sie desgleichen und Sie werden glücklich sein."

Andere schöne Züge ihrer Frömmigkeit sind folgende: Ein

Schriftsteller von Christina's Bekanntschaft hatte ziemlich nachtheilig über den heiligen Augustin geurtheilt. Sie verwies ihm dieses: „Man hat mir gesagt," schrieb sie, „daß Sie in einigen ihrer Werke wenig Achtung für St. Augustin bezeugen; das stimmt nicht mit dem überein, was ich Sie von diesem großen Manne sagen hörte. Ich hatte gestern Lust, Ihnen darüber Vorwürfe zu machen, aber es fehlte mir an Zeit, mich gegen Sie zu erklären. Rechtfertigen Sie sich, denn über dieses Kapitel haben Sie keine Schonung von mir zu hoffen. Sie werden mir sagen, ich mache es hinsichtlich der Bücher des heiligen Augustin ebenso, wie die irrenden Ritter, welche für unbekannte Damen kämpfen. Ich gestehe das unverholen, aber was ich von dem Werke dieses unvergleichlichen Mannes gesehen habe, ist genug, um mir Bewunderung für das Uebrige einzuflößen, was ich vielleicht nie sehen werde." Als der berühmte Geschichtsschreiber und Rechtsgelehrte S. v. Pufendorf in dem der Königin gewidmeten Werke de rebus Suecicis einige unkirchliche Bemerkungen über die Reformation und kirchliche Angelegenheiten gethan, schrieb sie ihm ernstlich über dieses rücksichtslose Verfahren, verweigerte jede fernere Unterstützung und auch die Annahme der Widmung des Werkes. An den Professor Wasmuth an der Universität Kiel, der in einem Christina gewidmeten Werke einige Aussprüche hatte, welche sich mit der katholischen Lehre nicht vertrugen, schrieb sie: „Für die Kirche bin ich bereit, alles Blut in meinen Adern und tausend Leben, wenn ich sie hätte, hinzugeben: ich versichere Ihnen, daß ich in diesem Kapitel äußerst delicat bin und gänzlich unerbittlich." Ebenso schrieb sie an Olivekrans: „In einem Werke, das meinen Namen tragen und auf meine Kosten gedruckt werden soll, kann ich durchaus nicht die mindeste Aeußerung dulden, die der katholischen Religion zuwider ist." Ueber Otto von Guericke's astronomisches Werk schrieb sie an dessen Sohn: „Ich überlasse es den Mathematikern und Astronomen, mit ihm über sein System zu disputiren; ich meines Theils unterschreibe

gern die Mehrzahl seiner trefflichen Conjecturen, wenigstens soviel als mir die Autorität der römischen Kirche gestattet." Diese Ansicht, wonach die Lehre des Christenthums und der Kirche für sie der untrügliche Maßstab war, an dem sie Werth oder Unwerth der wissenschaftlichen Errungenschaften bemaß, sprach sie aber nicht nur öffentlich aus, etwa mit Rücksicht auf ihre äußere Stellung, sondern auch im vertrauten Briefwechsel. So schreibt sie in einem Briefe an Bourdelot, nachdem sie sich mit großer Toleranz über die Jansenisten ausgesprochen hat: „Ich meines Theils gebe mich blindlings den Lehren der römischen Kirche hin, und ich glaube ohne Rückhalt Alles, was ihr Oberhaupt befiehlt."

In einem anonymen Berichte über ihren Aufenthalt in Frankreich heißt es: „In Ansehung ihrer Religion habe ich sie frei von allem Aberglauben, den die größten Christen und die größten Weltweisen so sehr verabscheuen, weit entfernt gefunden. Sie bewundert diejenigen, die sich über Glaubenslehren hartnäckig zanken und sagt, wenn man einmal überzeugt worden, so müßte man die von den Päpsten entschiedenen Punkte in tiefster Ehrfurcht und völligem Gehorsam annehmen." Pallavicino sagt als Ohrenzeuge, sie habe geäußert, sie würde sich schämen, wenn der Papst, für wie heilig und in den übrigen Tugenden unvergleichlich sie ihn halte, in der des Glaubens sie überträfe; das übrige Lob, das Wohlgeneigte ihr zollten, wäre Artigkeit, dieses aber in seiner ganzen Größe nur Gerechtigkeit. Noch entschiedener spricht Christina ihre katholische Gesinnung in ihrer Selbstbiographie aus. Nachdem sie die Verdienste Gustav's I. gepriesen, fährt sie fort: „Aber dieser Fürst, so groß, so tapfer, der ohne Zweifel einer der größten Könige war, die je in Schweden geherrscht haben, hatte das Unglück, seinen Ruhm mit dem Verbrechen des Abfalls zu beflecken, welches er für sein ganzes Reich ansteckend machte, indem er die Ketzerei Luther's einführte, worin unglücklicher Weise alle Könige, seine Nachfolger, bis jetzt beharrten, ausgenommen der

König Sigismund, welcher der erste katholische König unseres Hauses nach dem Abfalle war, ebenso wie ich, obgleich man den König Johann, seinen Vater, wegen dieses schönen Verbrechens im Verdacht gehabt hat." Dasselbe sagte sie von ihrem Vater Gustav Adolph, dessen Tugenden sie sonst so sehr preist: „Er war siegreich während seines ganzen Lebens, und er feierte einen Triumph in seinem Tode. Aber warum war der Triumph nicht vollständig? Doch es ist Zeit, die Augen von diesem traurigen Gegenstande abzuwenden. Beklagen wollen wir alle diejenigen, die nicht den wahren Ruhm kennen und die das ewige Unglück haben, sein Phantom und seinen Schatten für ihn selbst zu nehmen. Jedoch könnte man nicht, ohne gegen Deine Gerechtigkeit, o Herr! zu verstoßen, sich schmeicheln, daß Du einem Manne Gnade erwiesen habest, den Du so groß gemacht hast, Du, der Du geheime Mittel und so unbekannte und den Menschen verborgene Wege in allen Herzen hast? Ein Strahl Deiner siegreichen Gnade hätte ihn in dem letzten Augenblicke seines Lebens verklärt. Aber mag das geschehen sein oder nicht, man muß in alle Deine ewigen und gerechten Beschlüsse sich ergeben; man muß sie bewundern und anbeten." Aehnliche Gedanken finden wir in ihren Aphorismen: „Wenn man katholisch ist, hat man den Trost, alles zu glauben, was so viele große Geister, die seit sechzehn Jahrhunderten lebten, geglaubt haben; man ist glücklich, sich zu einer Religion zu halten, die durch Millionen Wunder und durch Millionen Märtyrer beglaubigt ist, die ihr Leben für die Wahrheit der katholischen Religion aufgeopfert haben; das ist eben die Religion, welche die Wüsten mit Menschen anfüllte, die sich durch ein geheimeres Martyrthum Gott aufopferten, indem sie der Welt und allen ihren Reizen entsagten; es ist eben die Religion, die so reich an bewunderungswürdigen Jungfrauen ist, welche über die Schwäche ihres Geschlechtes und Alters triumphirten, um sich zu rühmlichen Opfern einer den Menschen unbekannten Religion zu machen, die nur durch einen Gott gelehrt werden

konnte: alle jene sind zu beklagen, welche diese großen Wahrheiten nicht annehmen." — „Gott hat dem Papste und der Kirche auf so erstaunenswürdige Weise Ansehen verleihen wollen durch so viele Wunder, so viele Concilien und andere außerordentliche Erscheinungen, daß kein vernünftiger Mensch an der Erfüllung seines glänzenden Versprechens zweifeln kann, er werde ihr über die Hölle Gewalt verleihen bis an das Ende der Welt. Er hat gewollt, die Regierung seiner Kirche solle monarchisch sein. Er hat seine Unfehlbarkeit dem Papste und nicht den Concilien gegeben. Der Papst ist Alles ohne sie und sie sind nichts ohne ihn. Er hat von seinen Handlungen Niemanden als Gott Rechenschaft zu geben. — Die Anrufung und die Verehrung, welche wir der Mutter Gottes, den Engeln und den übrigen Heiligen widmen, ist ebenso gerecht, wie die Lästerungen der Ketzer darüber abscheulich sind. Wir beten in ihnen Gott und seine Barmherzigkeit an. Wir danken ihm für alle Verdienste und für die Gnade, die er ihnen gewährt, für die Tugend und den Ruhm, womit er sie gekrönt hat. Wir bestreben uns, ihre Tugenden und ihre Beispiele nachzuahmen, und wir bitten Gott um die Gnade, sie uns als Mittler bei seiner göttlichen Majestät zu verleihen; wir beten in ihnen nur Gott allein an, als die einzige Quelle aller Gnaden, Wunder und Tugenden, die sie zu seinem Ruhme bethätigen."

Endlich sprechen für ihre Treue und Anhänglichkeit an den katholischen Glauben die verschiedenen Bestrebungen für dessen Aufrechthaltung und Verbreitung. Dahin gehört ihre Verwendung für die freie Religionsübung der Katholiken in den nördlichen Staaten und die zu Gunsten der englischen Katholiken bei dem Könige Wilhelm von Oranien. Dem zum Katholicismus übergetretenen Herzog Christian von Mecklenburg, der in seinem Palaste zu Hamburg den katholischen Gottesdienst eingehen ließ, bezeugte sie darüber ihr ernstliches Mißfallen und forderte ihn zur Wiederherstellung auf. Einer Nonne im Kloster Seven im Gebiete von Bremen, welche nur eine Pension von

70 Thalern hatte, bewilligte sie ein Jahrgehalt von 100 Thalern und schrieb ihrem dortigen Statthalter: „Versäumen Sie nicht, alle Ordensgeistlichen beiderlei Geschlechts, die es dort gibt, oder andere katholische Geistliche mit Allem zu versorgen, was ihnen zum Leben nothwendig ist, und noch mehr als das, sparen Sie nichts zu dem Zwecke, es handelt sich hier um meine Ehre und mein Gewissen.“ Besonders nahm sich Christina auch vieler Convertiten an, unterstützte sie, soviel sie vermochte, und empfahl sie einflußreichen Herren. Ja selbst zur Annahme des katholischen Glaubens suchte sie manche Personen zu bewegen. So schrieb sie an die gelehrte Mademoiselle le Febre, Tochter des Philosophen Faber zu Samur und nachherige Gemahlin Dacier's, nach vielen Artigkeiten über ihre ausgezeichneten Talente, wodurch sie die Musen mit den Grazien vereinige, folgende schönen Worte: „Könnten Sie in diesen Bund noch das Glück hereinziehen, so wäre das eine fast beispiellose Vergrößerung, die nichts zu wünschen übrig ließe, als etwa die Erkenntniß der Wahrheit, welche einer jungen Dame nicht lange verborgen sein kann, die sich mit den heiligen Schriftstellern in der Ursprache zu unterhalten vermag. Ich hoffe und wünsche mit Gottes Gnade, diese werden Sie einst, wenn Sie dieselben ohne Vorurtheil befragen, davon überzeugen, daß ungefähr 1500 Jahre, bevor die Luther und Calvine der Wahrheit entsagt haben, Alles, was es von verständigen und großen Leuten in der Welt gab, ebenso katholisch war, wie wir es heut zu Tage in Rom sind und wie es der vernünftigste und beste Theil Ihres Frankreich's ist. Wozu kann Ihnen Ihre ganze Wissenschaft dienen, wenn Sie diesen so wichtigen Gegenstand nicht kennen? Geben Sie sich Mühe, ihm ein reifliches Nachdenken zu widmen, und bitten Sie Gott, daß er eines Tages Ihre Augen und Ihr Herz der Wahrheit öffne.“ Nimmt man noch hinzu, daß Christina bei dem Papste mit Entschiedenheit darum anhielt, daß man dem Papste Pius V. in Erwartung seiner feierlichen Canonisation schon vorläufig den Namen

und Ehren eines Seligen beilegen dürfe, die ihm schon mehrere Päpste „wegen seiner großen Tugenden und Heiligkeit und der beglaubigtsten Wunder“ zuerkannt hatten, so wird man gern das Wort Chanut's unterschreiben: daß nämlich diese Königin einen besonders göttlichen Trieb gehabt, und eine recht eifrige Christin gewesen sei. Mit Recht sagt daher eine sachkundige Schrift, welche den damaligen Zustand Rom's darstellt: „Das Leben, welches Christina zu Rom geführt, verunglimpfen, heißt gar keine Kenntniß davon haben, oder sie absichtlich anschwärzen gegen sein eigenes Wissen und die Augenscheinlichkeit einer Wahrheit, wofür es Millionen von Zeugen gibt. Es war nicht in Rom möglich, daß sie ohne Religion hätte leben und von der Verleumdung verschont bleiben können; ohne mit einem vermessenen Urtheile in die Tiefen der Seele eindringen zu wollen, kann man niemals in Abrede stellen, daß Christina sogar sehr eifrig und musterhaft alle Pflichten einer Person ausgeübt hat, die der Religion, welche sie bekannte, anhänglich ist.“

Ebenso grundlos als die Beschuldigung von Christina's Unglauben ist die der Unsittlichkeit. Veranlassung dazu war vielleicht in dem einen oder anderen Falle ihr vielfacher Verkehr mit Kriegsmännern und Gelehrten, ihr Hang zur Satire, der gewöhnlich ungezwungene Reden veranlaßt, ihre Beschäftigung mit Reiten und Jagen, überhaupt ihr mehr männlicher als weiblicher Charakter, der durch das Studium der alten Klassiker noch mehr ausgebildet war. Fremde und feindliche Späher konnten dadurch zu falschen Urtheilen verleitet werden, zu Entstellungen und Erdichtungen, welche man ohne Scheu ausstreute, als die königliche Würde nicht mehr den Ehrfurcht gebietenden Glanz um sie verbreitete und sie selbst nicht mehr mit vollen Händen Gold und Titel ausstreute. Namentlich sind es einige französische Schriften, welche darin das Aergste von schamloser Gemeinheit geleistet haben. Sie tragen so sehr das Gepräge der Leidenschaft und Erbitterung an der Stirn, daß sie nur

aus persönlicher Feindseligkeit hervorgegangen sein können. Ihre Verfasser, welche sich mit dem Schilde der Anonymität decken, zeigen sich durch Stil und Darstellung als ungebildete Personen und haben wahrscheinlich früher in Christina's Diensten gestanden. Daß diese Schmähschriften, welche ohne alle Beweise und Kenntnisse der Verhältnisse sind, keinen Glauben verdienen, ist eine ausgemachte Sache und daher unbegreiflich, daß Historiker wie Raumer aus dergleichen Quellen schöpfen und damit die Geschichte beschmutzen konnten. Gleichzeitige glaubwürdige Schriftsteller, wie Burnet, Wagenseil und Misson, welche damals in Rom lebten, wissen von einer Unsittlichkeit der Königin nichts zu berichten, während Andere derartige Gerüchte ausdrücklich für ganz grundlos erklären. So sagt der gelehrte Theologe Huet: „Ihre Sitten scheinen rein, denn ich gebe nichts auf einige widersprechende Gerüchte, welche vorzüglich in Deutschland verbreitet sind." Als der französische Geschäftsträger in England den Gesandten Chanut um Auskunft hinsichtlich solcher Gerüchte bat, schrieb ihm dieser, er habe bei ihr keineswegs eine so übermäßige Neigung für Spanien, eine so wunderliche Lebensweise, noch so thörichten und unverständigen Sinn gefunden; zwei Freunde, die zugleich mit ihm Christina besucht hätten, würden ihm nähere Aufklärung darüber geben; er wolle nur einen Punkt hervorheben, daß sie nämlich zu freimüthig manche Paradoxen aufstelle und vertheidige, als wären es ihre eigenen Ansichten, obgleich sie, wie er glaube, das nur thue, um die Meinungen der Andern zu hören, deren Verstand auf die Probe zu stellen und ihren eigenen zu vergnügen. Der Gesandte von England antwortete Chanut, jene beiden Begleiter hätten ihm so vollständig Auskunft über das Benehmen der Königin gegeben, daß er nun im Stande wäre, diejenigen zurechtzuweisen, welche Christina's Aufführung tadelten. Das entschiedenste Zeugniß aber gegen ihre Unsittlichkeit legen die beiden französischen Damen ab, Mademoiselle de Montpensier, Bruderstochter König Ludwig's XIII., und Madame de Motte-

ville, Ehrendame der Königin, welche mit Christina bei ihrem Aufenthalte in Frankreich näheren Umgang gehabt und alle ihre Handlungen mit weiblicher Eifersucht einer strengen Kritik unterworfen haben. „Nichts zeigte sich an Christina,“ sagt letztere, „was der Ehre zuwider gewesen wäre, ich meine, derjenigen Ehre, welche von der Keuschheit abhängt; und hätte sie sich in diesem Punkte verleiten lassen, so würden die liebreichen Leute des Hofes nicht vergessen haben, es bekannt zu machen.“ Und Mademoiselle de Montpensier sagt: „Christina zeigte sich artig, vorzüglich gegen Männer, aber gegen Frauen auffahrend und heftig. Doch fand man keinen wirklichen Grund, die nachtheiligen Reden, die man über sie geführt hatte, zu glauben, obgleich diese durch ganz Europa zu ihren Ungunsten sich verbreitet hatten.“ Zur Erklärung dieses auffallenden Benehmens gegen das weibliche Geschlecht sagte sie selbst: „Ich bin den Männern nicht gut, weil sie Männer sind, sondern darum, weil sie nicht Frauen sind.“ Ueber ihren Aufenthalt in Rom heißt es in der schon angeführten sachkundigen Schrift: „Während der ganzen Zeit, die sie in Rom gelebt, ist sie frei gewesen von dem Verdachte wegen Ausschweifung und Leichtsinn.“ Endlich berichtet Pallavicino: „Christina sagte einst mit dem Ausdrucke reinster Wahrhaftigkeit in Stimme und Miene, sie würde keine unrechte Handlung begehen, wenn sie auch Gott selbst unsichtbar wäre: der Gedanke, daß ihre eigene Seele zuschaue, sei genügend, sie zurückzuhalten.“ Bei diesen ausdrücklichen Zeugnissen ist es nicht ohne Bedeutung, daß sich in der großen Masse ihrer Briefe auch nicht ein einziger Beweis für ein wirkliches Liebesverhältniß finden läßt, und daß sie selbst ihre Unschuld gegenüber den lügnerischen Gerüchten wiederholt betheuert. So schreibt sie an den König Karl Gustav: „Man wird niemals hören, daß ich etwas unternommen habe, was Ew. Majestät, der Krone Schweden's oder dem Volke zum Nachtheil, Schaden oder Unehre gereichen könne, sondern ich werde vielmehr bei allen Vorfällen alles mögliche anwenden, um mich gegen Ew. Majestät und das Reich auf

eine Art zu betragen, die mich der Ehre, eine Königin von Schweden gewesen zu sein, niemals verlustig machen soll." In ihrer Selbstbiographie weist Christina alle jene verleumderischen Gerüchte mit einer Entschiedenheit zurück, die nur auf dem Bewußtsein und tiefen Gefühle der Unschuld beruhen kann: „So nahe ich auch oft dem Abgrunde war, so hat mich doch Deine mächtige Hand davon zurückgezogen. Du weißt, was immer die Verleumdung darüber sagen mag, daß ich an allen lügenhaften Sagen unschuldig bin, durch die sie mein Leben anzuschwärzen suchte." Geijer sagt darum mit Recht: „Sie war besser als ihr Ruf."

Blicken wir auf die anderen Eigenschaften der Königin, so verdient zunächst ihre natürliche Gutherzigkeit und Bereitwilligkeit, Allen zu helfen, hervorgehoben zu werden. Eine große Menge ihrer Briefe geben davon Zeugniß, wie gern sie die Interessen derer förderte, die sie ihrer Theilnahme werth erachtete und dabei weder auf Confession, noch auf Nationalität sah, sondern nur auf Tüchtigkeit und Würdigkeit. Den Einen empfahl sie zu einer geistlichen Würde, wie den Erzbischof Maurocordato dem Dogen von Venedig; einen Andern zu einem gelehrten Amte oder einer sonstigen Anstellung, wie dem ihr befreundeten Bischof Ferdinand von Fürstenberg einen römischen Advocaten zum Geschäftsführer; einem Dritten gab sie Empfehlungsbriefe an die bedeutendsten Personen in verschiedenen Staaten. Vorzüglich nahm sie sich der Bedrängten und Unglücklichen an: so verwandte sie sich für den aus England geflüchteten Herzog von Northumberland, daß ihm seine entzogenen Güter wieder gegeben wurden; für den Abbé Machera, um seine Rückkehr aus der Verbannung ins Vaterland zu erwirken. Den aus Dänemark geflüchteten Grafen Corfiz Ulfeld, dessen Vorzüge sie in längerem Umgange kennen gelernt, tröstete sie in seiner Gefangenschaft und unterstützte ihn aufs freigebigste. In Rom unterhielt sie Jahr aus Jahr ein 400 Personen, die des Almosens bedürftig waren. „Das einzige Vergnügen, wel-

ches das Geld gewährt," sagt sie, „ist, es auszugeben." — „Alles, was man hingibt," sagt sie ferner, „ist ein Gewinn, und was man nicht gibt, ist ein Verlust. Fürsten dürfen kleine Geschenke wohl annehmen, aber selten machen. Ihre Geschenke dürfen weder dem, der sie macht, noch dem, der sie erhält, zur Unehre gereichen. Allein nicht ihr äußerer Werth, wie groß er auch immer sei, sondern die Weise der Vertheilung sei das Verbindlichste dabei." Als sie hörte, daß der Erzbischof Angelo della Noce sich in großer Noth befand, schrieb sie an ihn: „Ich überschicke Ihnen zweihundert Dukaten, die weder Ihren Verdiensten, noch meinem Wunsche gemäß sind. Allein Sie sollen wissen, daß Sie gerächt sind, weil ich mich selbst schäme. Sagen Sie Niemanden etwas davon, wenn Sie nicht die Königin tödtlich beleidigen wollen." Ihre Art zu verbinden übertraf noch ihre Wohlthaten. Sie hatte stets die lobenswerthe Aufmerksamkeit, die Hülfe, die sie leistete, dem bedürftigen Verdienste zu verbergen.

Die größte Güte zeigte Christina für ihre Untergebenen. Als sie die Stelle eines Kämmerers aufhob, äußerte sie bei dieser Bestimmung in Bezug auf die damaligen Inhaber derselben: „Ich bin nicht hart genug, um Leuten, die es nicht verdient haben, das Brod zu nehmen und will ihnen jedenfalls das Gehalt lassen, bis sie einen andern Lebensunterhalt gefunden." Bei dem Tode des Marquis del Monte tröstete sie dessen Sohn: „Ich bin untröstlich, Marchese," sagt sie, „über den gemeinschaftlichen Verlust, den wir in dem Marchese, ihrem Vater, erlitten haben, welcher, wie ich hoffe, der Glorie des Himmels theilhaftig ist. Ich nehme Theil an Ihrem nur zu gerechten Schmerze; aber man muß sich in den göttlichen Willen ergeben. Von Andern werden Sie die traurige Nachricht mit allen Einzelheiten wissen: mir blutet das Herz, wenn ich daran denke; was mir zukommt, ist, Ihnen zu versichern, daß seine ganze Liebe für Sie mir als Vermächtniß zugefallen ist, und daß Sie von jetzt an mein Sohn, wenigstens der Liebe, sein werden." Dieselbe Theilnahme für den gebeugten Sohn spricht

sie auch in den Briefen an Olivekrans und Texeira aus und trägt ihnen auf, auf jede Weise den Marquis zu trösten und zu unterstützen. Ein anderer Zug edler Sorgfalt für ihre Diener ist folgender: Als ihr Sekretär Santini, der damals krank war, über die Abfassung eines wichtigen Schreibens bei ihr anfragte, fügte sie dem Bescheide, den sie darauf gab, hinzu: „Tragen Sie Sorge für Ihre Gesundheit, diese geht allen anderen Dingen vor." Mit dieser Güte und Liebe gegen die Untergebenen, wovon auch die langjährige Dienstzeit derselben Zeugniß gibt, besteht vollkommen strenge Forderung des Gehorsams, die eben als Fortsetzung ihrer Regierungsweise charakteristisch ist. „Ich habe wenige Diener," sagt sie, „und diese haben keine anderen Zwecke, noch andere Interessen und können keine anderen haben, als die meinigen; und obgleich sie wenig davon unterrichtet sind, so wissen sie doch, daß sie mir allein zu gehorchen und zu dienen haben, und nicht Anderen; und sie mögen wissen, daß ich in meinem Hause diesen Grundsatz im Herzen aller der Meinigen festgestellt habe, so daß keiner ist, der nicht überzeugt wäre, es werde ihm das Leben oder meinen Dienst kosten, wenn er anders handelte; und die Beispiele Einiger, die sich nicht danach gerichtet, haben Allen gezeigt, daß ich da wenige Ceremonien mache. Als ich in meinem Reiche war, hatte ich viele Räthe und Minister; diese hörte ich alle, aber ich nahm die Beschlüsse aus mir selbst nach meiner Weise, sowohl in den großen als kleinen Dingen, und ich forderte von meinen Dienern und Ministern nichts als blinden Gehorsam, womit meine Dekrete ohne Widerrede ausgeführt wurden. Ich allein war die Herrin, ich wollte es sein und verstand es zu sein durch die Gnade Gottes. Der Kaiser, Schweden, die ganze Welt weiß es: daher sage ich nichts mehr. Gegenwärtig habe ich meine Glücksverhältnisse geändert, aber nicht meinen Sinn, und ich thue jetzt das im Kleinen, was ich damals im Großen that; und ich versichere Ihnen, daß es keinen meiner Diener und Minister gibt, noch geben wird, der die

Kühnheit hätte, einen Schritt zu thun ohne meinen Befehl und mein Wissen.“ Dem jungen del Monte, der nach seiner Vermählung mit einer Nichte jenes unglücklichen Monaldeschi seine Liebe zu der sehr schönen Nichte des Cardinals Gabrieli nicht aufgeben wollte, schrieb sie: „Ihrer Liebe mit dieser Dame müssen Sie sich gänzlich, aber auch gänzlich entschlagen. Sie sprechen von einer Verbindlichkeit. Erinnern Sie sich, daß Ihre einzige Verbindlichkeit die Treue ist, die Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind; diese haben Sie Gott und Menschen angelobt, von allem Uebrigen würden Sie nur Scham, Reue und Schaden für Seele und Leib haben. Ich bin nicht scrupulös, aber ich empfehle Ihnen Ihre Seele. Ich weiß, Sie sind jung: ich verlange nicht, daß Sie ein Anachoret oder Eremit sein sollen; aber debauchiren Sie mit Niemanden, um so mehr, da Sie an jener Armen Verrath begehen, indem Sie ihr die Meinung einflößen, daß Sie sie lieben.“

Bei Christina's Billigkeit und Gerechtigkeit lag ihr nichts so sehr am Herzen, als die Bezahlung ihrer Schulden. So schreibt sie an ihren General-Statthalter in Bezug auf Texeira's Forderung für geleistete Vorschüsse: „Auch ist er überzeugt, daß ich ihm nie sein Recht verkümmern werde: denn ich wollte lieber trockenes Brod essen, als meine Schulden nicht bezahlen; ich kann mich nicht anheischig machen, Wasser zu trinken, denn ich habe in meinem Leben nichts Anderes getrunken, und hätte ich Krösus' Schätze, so tränke ich nie etwas Anderes. Daher brauchen Sie Texeira's wegen keine Sorgen zu haben, denn ich denke mehr an ihn als an mich, und meine Besorgnisse sind einzig meine Schulden: denn es würde mich in Verzweiflung bringen, denen mein Wort nicht zu halten, die sich darauf verlassen haben .... ich wollte lieber sterben, als einen Diener verlassen oder verrathen, der mir so viele Jahre lang so treu gedient hat; aber hätte er mir auch nur einen Augenblick gedient, so würde das hinreichen, um mich ewig daran zu erinnern.“

Dankbarkeit, verbunden mit einer großmüthigen, wahrhaft

königlichen Freigebigkeit, bildet einen der glänzendsten Züge ihres Lebens. Als sie dem General Torstenson auf sein dringendes Anhalten seine Entlassung sandte, begleitete sie dieselbe mit folgenden Worten: „Ich habe diesen eigenhändigen Brief beigefügt, um Ihnen für die langen, treuen und unermüdeten Dienste, die Sie mir geleistet haben, verbindlich zu danken; und wünsche von Herzen, daß der Allmächtige Sie glücklich in das Vaterland zurückführen und Ihnen die erforderlichen Kräfte schenken wolle, Uns mit Ihrem Rathe beizustehen, weil ich das Zutrauen zu Ihnen habe, daß Sie sich dessen bei diesen kritischen Umständen nicht weigern werden, insofern es Ihre Gesundheit gestattet.“ Besonders bewies sie diese schöne Tugend der Dankbarkeit gegen Steinberg und Bourdelot für ihre Lebensrettung, gegen die pfalzgräfliche Familie und ihren Lehrer Matthiä für ihre Erziehung. Als Letzterer aus seinem bischöflichen Amte entlassen wurde, weil er zu Christina's Religionsveränderung beigetragen habe, schrieb ihm die Königin: „Ich nehme Theil an Ihrem Unglück. Haben Sie Geduld und trösten Sie sich mit der Versicherung, die ich Ihnen gebe, daß ich Sie niemals verlassen will, und daß es Ihnen an nichts fehlen soll, so lange ich leben werde. Verlassen Sie sich auf mein Wort, das ich Ihnen desfalls gebe.“

Unverbrüchliche Freundschaft erhielt sie immer lebendig für ihre Jugendfreundin Ebba Sparre. „Nachdem ich,“ schreibt sie unter Anderm, „in dem schönen und gebildetsten Theile der Welt Alles gesehen, was es von unserem Geschlechte Reizendes und Schönes gibt, behaupte ich mit noch größerer Kühnheit, daß Niemand ist, der Ihnen den Vorzug streitig zu machen wagte, den Sie vor Allem haben, was es Liebenswürdiges auf der Welt gibt. Und nun sagen Sie mir, ob man sich trösten kann, wenn man zu ewiger Trennung verurtheilt ist. Aber wenn ich sicher weiß, daß ich Sie nicht mehr sehen werde, so weiß ich auch sicher, daß ich Sie stets lieben werde, und Sie sind grausam, wenn Sie daran zweifeln. Eine Freundschaft,

welche durch dreijährige Abwesenheit bewährt ist, darf Ihnen nicht verdächtig sein; und wenn Sie das Recht, welches Sie über mich haben, noch kennen, so werden Sie sich erinnern, daß ich schon seit zwölf Jahren im Besitze Ihrer Liebe bin; ich gehöre Ihnen so ganz an, daß es unmöglich ist, daß Sie mich verlieren können; und nur mit dem Leben werde ich aufhören, Sie zu lieben.... Ich wäre die glücklichste Fürstin von der Welt, könnte ich Sie zur Zeugin meiner Glückseligkeit haben und könnte ich einst die Freude hoffen, Ihnen nützlich zu sein."

Ihrer Mutter bezeigte sie stets Ehrfurcht und anhängliche Sorgfalt; daß bei den Eigenthümlichkeiten der Mutter und dem ganz verschiedenen Charakter von beiden Christina's zärtliche Liebe nicht sehr groß sein konnte, ist leicht denkbar; daß sie aber „unkindlich" gewesen und sich „um ihre Mutter wenig gekümmert", ist unwahr, wie schon früher gezeigt. Das Andenken ihres Vaters hat sie mit der bewundernden Liebe einer Tochter bewahrt, während sie die Sache, für die er seine Kraft und sein Leben geopfert, den Zwiespalt in der Kirche, verabscheute. „Ueberall," sagt sie von ihm, „siegte er entweder selbst oder seine Feldherren, bis zu dem verhängnißvollen Tage von Lützen, und auch dort starb er siegend und triumphirend in den Armen des Sieges. Groß war dieser Fürst in Allem; groß seine Geburt, sein Geschick nicht minder. Sein Ehrgeiz war größer als seine Kräfte, aber nicht größer als sein Glück. Er war weise, war tapfer, er war ein großer Feldherr, ein großer König; kurz er war der größte Mann seines Jahrhunderts, ja unter denen, die drei oder vier Jahrhunderte vor ihm gelebt. Er war edelmüthig, freigebig bis zur Verschwendung und doch haushälterisch und geschickt in Allem. Er sprach und verstand mehrere Sprachen, hielt passende Anreden, liebte Bücher und schöne Wissenschaften. Er war ein schöner Fürst, allein zu stark, zu beleibt, was ihn zu belästigen anfing. Er war allzu heftig und zu rasch und den Frauen zu sehr hingegeben. Den Wein liebte er nicht, allein er trank, eine allgemeine Sünde des Nordens;

doch hinderte ihn dies nicht, seinem Ruhme und seiner Pflicht zu leben; er that es gezwungen, aus politischer Nothwendigkeit, denn er hing nicht an dem Weine aus Neigung. . . . Er hatte," fährt sie an einer andern Stelle fort, „große Talente und große Tugenden und nur wenige Fehler; vor Allem aber trugen die Gelegenheiten, die er wohl zu nützen verstand, zu seiner Größe bei. In seinen Kriegen gewann er 20 Schlachten, bei neun oder zehn war er selbst zugegen. Siegreich zeigte er sich während seines ganzen Lebens und triumphirend in seinem Tode." Allein der Schimmer dieser Siege und Triumphe konnte Christina nicht blenden über die Sache, für die der Vater gestritten. „Er war wahrhaft groß," sagt sie, „und nichts hat seiner Wohlfahrt gefehlt, wäre er dem alten Glauben seiner Väter ergeben gestorben, statt als ein Vertheidiger der Häresie zu fallen. Um jedoch einem so großen Manne in keiner Weise Unrecht zu thun, möchte ich lieber nicht glauben, daß er sich einer so schlechten Sache geopfert. Ich will glauben, daß er sich dieses Vorwandes klug bedient hat, um dem Ruhm seiner Pläne entgegen zu gehen[1]. Doch wie es sich auch damit verhalten mag, so hatte er jedenfalls das Unglück, daß er sich entweder der Lüge opferte, oder jenem Scheinbilde, welches die Menschen Ruhm nennen, und das, wenn auch ein Scheinbild, doch solche Gewalt über große Herzen übt."

Christina hatte eine innige Hochachtung vor allem Großen und Erhabenen, wovon ihre Verehrung für Oxenstierna, Condé, den Cardinal Azzolino und für Andere Beweise sind. Von unedlem Stolze war sie so weit entfernt, daß sie sagte, nur der sei ein großer König, an dem das den geringsten Werth habe,

---

[1] Der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna leugnet es ebenfalls, daß das Hauptziel des deutschen Krieges von Seite Schweden's die Vertheidigung der Religion gewesen sei. Geijer III. 387. Derselben Ansicht ist der protestantische Geschichtsschreiber F. W. Barthold (Geschichte des großen Krieges). Räß VII. 65.

daß er König sei. Ferner: „Die wahre Größe kommt nur auf das Herz an; wenn dieses groß ist, so ist alles Uebrige es ebenso. Je vornehmer man ist, je höflicher und leutseliger kann man sein.“ Aber so heiter und ungezwungen sie sich zu benehmen pflegte, so wußte sie doch immer Majestät und Würde in ihrer äußeren Erscheinung zu behaupten. „Fürsten,“ sagt sie, „müssen ihre Hoheit über Alles lieben.“

Bescheidenheit in Betreff ihrer Vorzüge besaß sie in hohem Grade trotz des vollen Bewußtseins derselben; ein Lob, welches sie für unverdient hielt, wies sie entschieden zurück. Dem gelehrten Fr. de Lenéne schrieb sie nebst Anerkennung eines von ihm verfaßten Werkes: „Nur mißfällt mir, daß Sie es mit allzu großen Schmeicheleien gegen mich verdorben haben. Diese Lobeserhebungen, die nicht verdient sind, scheinen mir so viele Vorwürfe zu sein.“ „Ihr Herren Gelehrten,“ schreibt sie einem ihrer Correspondenten in Frankreich, „seid so gewohnt, Leuten meiner Art Weihrauch zu streuen, daß man Euch nicht hindern kann, solchen selbst denen auszutheilen, welche sonst nicht von Rauch leben und Sie haben mir für lange Zeit genug zukommen lassen. Ich verzeihe es Ihnen, weil ich Ihre Absicht kenne.“ Und in einem andern Briefe, nachdem sie ihm ebenfalls seine Schmeicheleien verwiesen hat: „Sie sind sehr glücklich, daß Sie noch jung sind; ich wollte, ich wäre es auch, damit ich die Hoffnung nähren könnte, noch etwas zu werden. Aber wenn man fünfzig Jahre hinter sich hat, ohne zu etwas zu taugen, kann man da noch je zu etwas brauchbar werden? Wäre das möglich, so würde ich mich bemühen, das noch zu werden, wofür Sie mich nach Ihrer Versicherung halten. Es thut mir leid, daß ich mir den Weihrauch, den man ehemals meinem Stande streute, so wenig zu Nutzen machte; denn ich glaube, die Schmeichelei, welche das Gift der Fürsten ist, würde ihr bestes Gegengift sein, wenn sie das Geheimniß wüßten, es gehörig zu brauchen; aber für mich ist es zu spät und Sie müssen Ihre Freunde schonen, welche nicht mehr im Stande

sind, daraus Nutzen zu ziehen." „Die Schmeichelei," sagt sie in ihren Aphorismen, „vergiftet die, welche sich mit ihr verstehen;" und ein Statut der von ihr gestifteten Akademie lautet: „Aus dieser Akademie werden alle Schmeicheleien und Lobeserhebungen für die Königin verbannt." Endlich heißt es in einer Beschreibung ihres Aufenthaltes in Paris: „Sie verabscheut alle Verstellung, was bei Personen ihres Geschlechtes und ihres Standes recht selten ist. Man sagt, Tiberius habe Schmeichler und offenherzige Leute gleich stark gehaßt. Christina aber haßte nur die ersteren, ohne es übel zu nehmen, wenn Jemand ihr seine Gedanken auch über sie selbst entdeckt." Daher kam es, daß sie sogar Schmähschriften mit Vergnügen las, wenn sie mit Geist und Laune geschrieben waren. „Ich mag die Lobreden nicht," schreibt sie an Bourdelot, „und meine Neigung für die Satire ist von der Art, daß ich sogar die gegen mich selbst gerichteten, deren Anzahl, Gott sei Dank, ganz anständig groß ist, gern lese, um mich auf meine eigenen Kosten lustig zu machen, nachdem ich mich lange Zeit auf Kosten Anderer lustig gemacht habe; ich sage auf meine eigenen Kosten, da Alles, was ich bisher gesehen, so thöricht und unverschämt ist, daß es mir unmöglich gewesen wäre, es zu lesen, hätten sie nicht schlecht von mir gesprochen."

Christina's Gemüthsstimmung war stets froh und heiter. „Ich habe sie," sagt Freinsheim, „jederzeit aufgeräumt, entschlossen, in Glück und Unglück gleichsinnig, mäßig bei Lustbarkeiten und großmüthig in Kummer und unter den Widerwärtigkeiten gesehen." In einem Briefe an ihren Statthalter Rosenbach, in welchem sie über große Geldverlegenheit klagt, fügt sie unter Anderm hinzu: „Der gütige Gott sei sowohl für das Böse als für das Gute gelobt: wie ich ihm von ganzem Herzen dafür danke. Ich befinde mich wohl und bin so froh und vergnügt, als wenn ich alle Macht und alle Schätze der Welt hätte." Von jugendlicher Lebenslust und genialem Humor zeugen folgende Stellen: „Sagen Sie," schreibt sie an

den Franzosen Benserade, „Ihrem Glücke Dank, das Ihre Reise nach Schweden gehemmt hat. Ein so zarter Geist, wie der Ihrige ist, würde sich daselbst unfehlbar erkältet haben, und Ihr Herz würde, leiblicher Weise zu sprechen, ohne Schnupfen nicht wieder nach Hause gekommen sein. Man würde sich nur bei Ihrer Zurückkunft aus diesem frostigen Lande zu Paris in Ihren viereckigen Bart, in Ihr lappländisches Wams, in Ihre Schuhe und Strümpfe von eben dem Gewächse gar sehr verliebt haben. Ich bin gewiß, in einem solchen Aufzuge würden Sie aller alten Weiber Herzen gefangen nehmen" u. s. w. An Bourdelot schreibt sie: „Sie haben mir des Launoi physische Versuche geschickt, um mir Verlangen darnach zu erregen; Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir sein Werk ganz schicken wollen .... Die Einspritzung des Blutes betreffend, so scheint mir die Erfindung sehr schön; ich wollte mich aber derselben nicht gern bedienen, damit ich nicht zum Schafe würde; im Falle einer Verwandlung möchte ich doch lieber ein Löwe sein, damit andere mich nicht auffressen könnten. Ich befinde mich gut genug und lache über die Aerzte sammt der Arzneikunst; um aber eine vollkommene Gesundheit zu genießen, ist mein vornehmstes Hilfsmittel, römische Luft zu schöpfen." Scherzhaft und ernst ist der Brief an Mademoiselle le Febre: „Ich höre, Sie sind ein schönes und artiges Mädchen. Schämen Sie sich denn nicht, so gelehrt zu sein? Das ist in der That zu arg. Durch welche geheime Bezauberung haben Sie wohl die Musen mit den Grazien zu vereinigen gewußt? Können Sie noch in diese Verbindung das Glück einflechten, so wäre das ein Vortheil ohne Beispiel, zu dem man nichts hinzuwünschen könnte, als die Erkenntniß der Wahrheit; diese aber kann einer Person, die sich mit den heiligen Schriftstellern in ihren eigenen Sprachen unterhalten kann, nicht lange verborgen bleiben."

In Gefahren zeigte die Königin große Geistesgegenwart und Unerschrockenheit. Als eines Tages in der Schloßkirche zu Stockholm ein wahnsinniger Mensch mit einem Messer auf

sie losstürzte, wich sie ruhig den Streichen aus und setzte nachher, als der Mörder ergriffen war, ohne Aufregung ihr Gebet fort. Gleiche Unerschrockenheit bewies Christina, als sie bei Besichtigung einer Flotte im Hafen von Stockholm ins Meer stürzte und in große Lebensgefahr gerieth; ebenso bei dem Ausbruch eines Feuers im eigenen Schlosse, wo sie trotz des schrecklichen Tumultes und erstickenden Rauches nicht eher sich entfernte, bis alle Papiere der Kanzlei in Sicherheit waren.

Endlich zeichnete sich Christina aus durch rastlose Thätigkeit in der Arbeit, durch Verachtung aller Mühen, durch Beharrlichkeit in der Ausführung ihrer Beschlüsse, wie auch durch Zufriedenheit und Ergebung, wenn sie die Unmöglichkeit sah, ihre Pläne durchzuführen. Selbständigkeit erscheint in ihrer ganzen Regierung: ihre Minister waren ihre ersten Sekretäre; und von den Geheimschreibern sagt sie, daß sie nicht nur ihr Glück machen, sondern auch ihren Verstand bilden müßte. Unter dem Entwurfe eines Briefes findet sich für den Geheimschreiber folgende Erinnerung: „Meine Unwissenheit und unser beider Nachlässigkeit wird verursachen, daß Sie diesen Brief noch einmal abschreiben müssen: aber zum letzten Male. Versehen Sie sich nicht mehr: denn ich möchte ihn gern nett und sauber haben. Ueberhüpfen Sie ja kein Wort, das mir den Sinn verderbe und versehen Sie sich nicht mehr.“

Diesen Vorzügen des Charakters treten aber auch Fehler und Schwächen gegenüber, deren sich Christina selbst in ihrer Selbstbiographie mit folgenden Worten anklagt: „Einer so glücklichen Geburt, so schönen Talenten, den Gaben Deiner Gnade, o Herr! hatte die verdorbene Natur auch Mängel beigemischt, die ich nicht verschweigen werde. Ich war mißtrauisch, argwöhnisch und ehrgeizig bis zum Uebermaß. Ich war jähzornig und heftig, stolz und ungeduldig, hochmüthig und spöttisch. Ich verschonte Niemand; und diese Fehler, statt daß sie sich mit dem Alter und dem Unglück vermindert hätten, haben sich so stark gemehrt, daß sie mir nur zu sehr die Erkenntniß

verschafft, daß sie meiner Person und nicht meinen Glücksumständen angehören, und was dabei sonderbar scheint, ich fühlte diese Fehler stärker und lebendiger im Unglück, als im Glück. Denn es scheint, daß die Ruhe des Glückes die wilden Bestien besänftigt und einschläfert, während das Unglück sie reizt und aufweckt. Ich weiß gar wohl, daß ich sie verheimlichen kann, wenn ich will. Aber ich weiß nicht, ob ich jemals ernstlich daran gearbeitet, sie gänzlich zu bändigen. Es ist Deine Gnade allein, o Herr! die sie gehindert, mich so weit fortzureißen, als sie konnten; und wenn Du ihnen manchmal die Zügel schießen ließest, so hast Du ihnen doch nie gestattet, daß sie mich hinabrissen. Ueberdies war ich ungläubig und wenig fromm, und mein hitziges und heftiges Temperament hat mir nicht weniger Neigung zur Liebe als zum Ehrgeiz gegeben. In welches Unglück hätte mich eine so furchtbare Neigung gestürzt, hätte nicht Deine Gnade meine Mängel benutzt, um mich davon zu heilen. Mein Ehrgeiz, mein Stolz, unfähig, sich Jemanden zu unterwerfen, und mein Hochmuth, der Alles verachtete, haben mir auf wunderbare Weise zur Bewahrung gedient; und durch Deine Gnade hast Du ein so feines Zartgefühl ihnen beigesellt, wodurch Du mich gegen eine Neigung gesichert, so gefährlich für Deine Ehre und mein Glück; wie nahe ich auch dem Abgrunde kam, Deine mächtige Hand hat mich davon zurückgezogen. Ich gestehe es, wäre ich nicht als ein Mädchen geboren worden, die Gewalt meines Temperamentes hätte mich vielleicht zu schrecklichen Verirrungen hingerissen. Du aber, der Du mich all mein Leben hindurch Ruhm und Ehre mehr denn irgend eine Lust lieben ließest, Du hast mich vor dem Unglücke bewahrt, worin mich die Gelegenheit, die Freiheit meines Standes und die Hitze meines Temperamentes so leicht gestürzt hätten.

„Ich habe noch einen Fehler, dessen mich anzuklagen ich fast vergaß, die äußere Schicklichkeit meines Geschlechtes allzu sehr mißachtet zu haben, und dies eben ließ mich öfter schuldi-

ger erscheinen, als ich es bin; ich habe aber diesen Fehler allzu spät erkannt, um ihn bessern zu können, und ich wollte mir nicht die Mühe dazu nehmen. Ich bin sogar überzeugt, ich hätte besser gethan, mich ganz darüber hinwegzusetzen, und dies ist die einzige Schwäche, deren ich mich anklage; denn da ich nicht dazu geboren war, mich diesen Formen der Convenienz zu unterwerfen, so hätte ich mich in Bezug darauf gänzlich in Freiheit setzen sollen, wie mein Stand und meine Gemüthsart es forderten. Ich hatte noch andere Fehler, wovon gewisse Personen des einen oder des anderen Geschlechtes, die während meiner Kindheit mir nahe kamen, mir ein böses Beispiel gaben; ich habe sie aber durch Deine Gnade gänzlich getilgt. Von der in meinem Vaterlande so üblichen Unmäßigkeit hast Du mich bewahrt: allein Du ließest zu, daß in einem Lande, wo Männer und Frauen ohne zu schwören nichts zu sagen wußten, dieses Laster des Schwörens auch mich ansteckte; ich habe mich aber gänzlich davon frei gemacht, indem ich dagegen arbeitete, sobald ich den Fehler erkannte. Ich habe noch zwei andere Fehler: daß ich nämlich zu oft und zu laut lache und daß ich zu schnell gehe. Da ich aber niemals bei ungehöriger Gelegenheit lache: so habe ich diesen Fehler vernachlässigt, wie nicht minder den des zu eiligen Gehens, der in der Heftigkeit meiner Natur, die alle Langsamkeit verabscheut, seinen Grund hat. Alle diese Fehler wären wenig beachtenswerth, fänden sie sich nicht bei einem Mädchen. Mein Geschlecht macht sie viel unverzeihlicher, da sie zum Theil auch meinen guten Eigenschaften und Talenten ihren Werth rauben, indem sie einer Natur sind, die diesen nicht zusteht. Es ist unverzeihlich, o Herr! daß ich nicht alle meine Fehler, große oder kleine, ausgetilgt habe, da Du unter den Talenten, welche Deine Hand so freigebig über mich ausgegossen, mir auch die Gabe einer vollkommenen und wunderbaren Gewalt über mich selbst verliehen hast, so daß ich Alles aus mir mache, was ich will. Wie es sich aber auch damit verhalten möge, Dir, o Herr! schulde ich Alles, was ich

bin und ich gestehe, daß ich nach Dir dafür den großen Männern verpflichtet bin, die mich erzogen haben: mich bedünkt, daß ich mich nicht undankbar gegen sie erzeigt habe, und um den Preis meines Lebens möchte ich es niemals gegen Dich gewesen sein.“

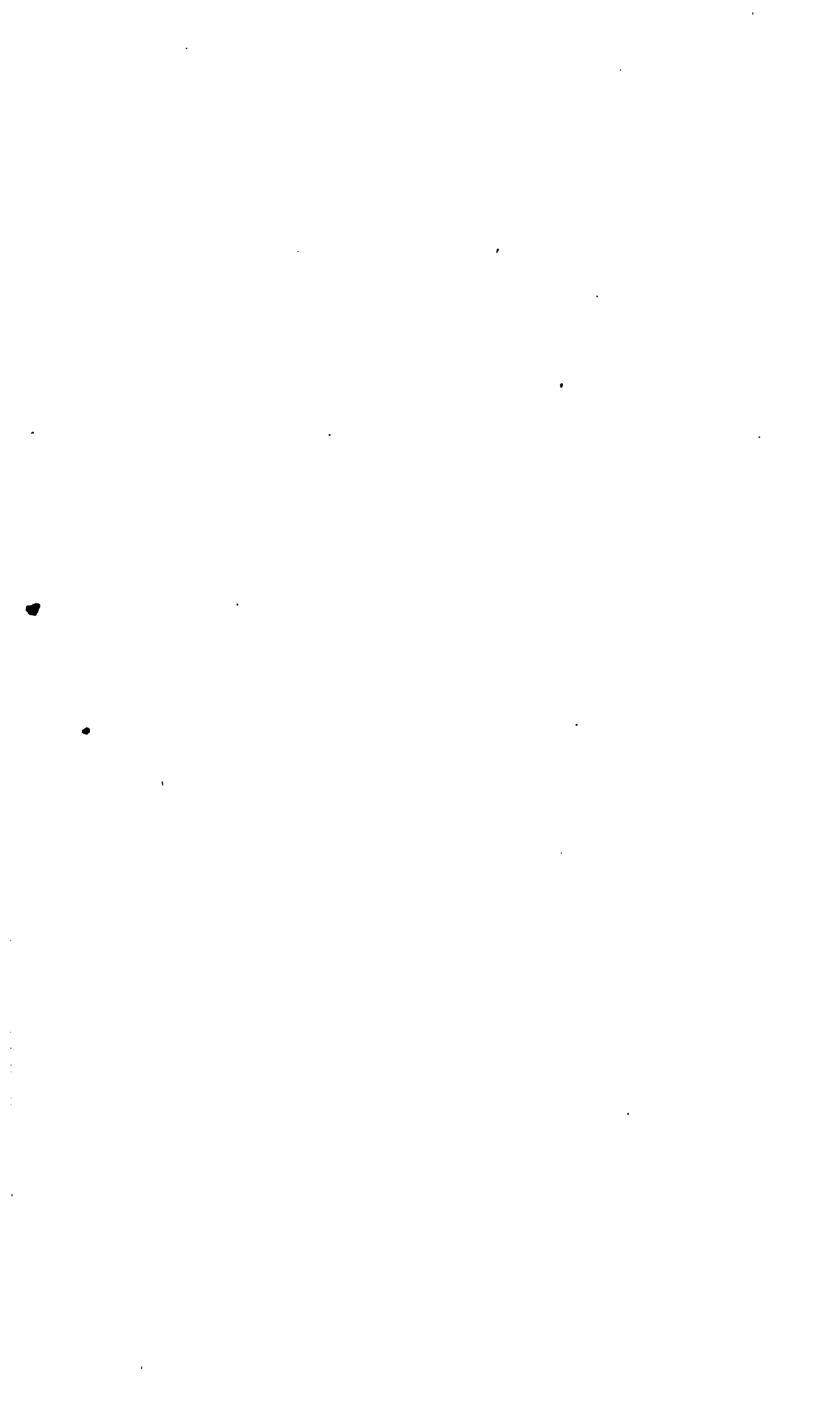
Offenbar sind die meisten dieser Schwächen die Fehler ihrer Erziehung. Von Kindheit an war sie von Männern umgeben, welche ihrem jugendlichen Herzen nicht die milden Tugenden des Kreuzes einprägten, sondern ihren Geist für irdischen Ruhm und Ehre begeisterten und ihr die Heldengestalten der stolzen Heidenwelt zur Bewunderung und Nachahmung vorführten. Dazu kam, daß die junge Fürstin schon frühzeitig sich selbst überlassen wurde, und ihr nicht eine liebende und geliebte Mutter zur Seite stand, welche mit wahrhaft frommem Sinne die zarteren Empfindungen hätte wecken und entfalten, das Männliche in der Erziehung hätte mildern und neben der Königin auch die Jungfrau hätte bilden können. Es konnte deshalb kaum anders sein, als daß auch später ihre Empfindungsweise von jenen jugendlichen Eindrücken mehr oder minder beherrscht wurde, da sie schon zur katholischen Kirche zurückgekehrt und in ihrer Lehre ihre folgsame Tochter geworden war. Auch da noch erwachten von Zeit zu Zeit die Amazonenträume ihrer Kindheit, und gedachte sie mit begeisterter Bewunderung der Helden ihrer Jugend. In solchen Gefühlen einer stolzen Weltansicht aufgewachsen, ihrer Kraft bewußt und stets bewundert, wie schwer mußte es da der Tochter des von Tausenden bewunderten Gustav Adolph werden, Demuth und Sanftmuth, Geduld und Milde zu üben. Ihre unbefriedigte Ruhmbegier, ihr Streben nach Glanz, nicht minder ihre stolze, jede Unterwürfigkeit verschmähende Selbständigkeit und bei aller Herzensgüte ihre strenge, ja manchmal bis zur Härte grenzende Ansicht von der Hoheit und dem Vorrange der Herrschaft und ihre scharfe, fast eifersüchtige Wachsamkeit auf die diesem Vorrange gebührende Ehrenbezeugung wurzeln in ihrer

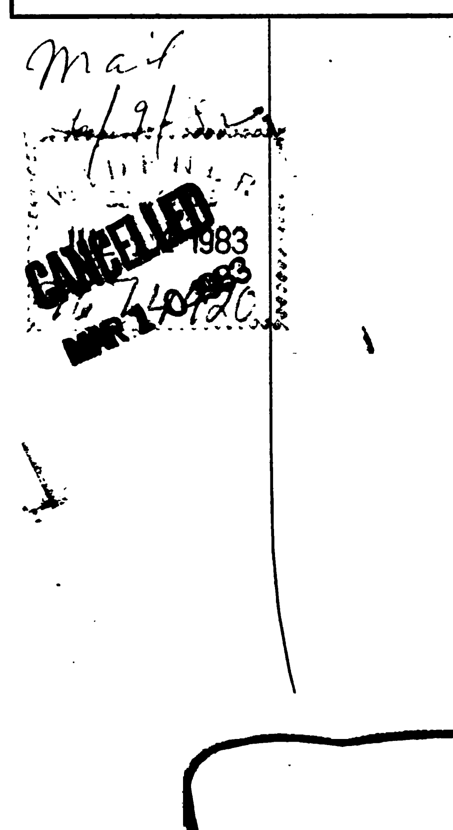
frühesten Geistesbildung und finden hier, wenn auch nicht ihre Rechtfertigung, so doch ihre mildernde Erklärung. Uebrigens haben alle diese Fehler mit den wachsenden Jahren bedeutend abgenommen, da Ruhe und Besonnenheit immer mehr das Hitzige ihres Temperamentes und das Feurige ihres ganzen Wesens, was die Hauptquelle ihrer Schwächen war, mäßigten und verdrängten. Vielleicht darf man auch von Christina hinsichtlich ihrer Fehler sagen, was sie selbst über Alexander den Großen äußert: „Alexander war ein Mensch; daher muß man ihm seine Fehler seiner großen Tugenden wegen verzeihen. Die Natur hat selbst der Sonne Flecken gegeben, deren ungeachtet dieses schöne Gestirn dennoch das bewunderungswürdigste Licht der Welt ist. Diejenigen, die solches zu wissen glauben, versichern uns, diese Flecken wären viel lichtreicher und glänzender, als die Sterne, die uns von der ersten Größe zu sein scheinen. Mit den Fehlern großer Leute ist es ebenso beschaffen. Diese halten wohl den Tugenden gewöhnlicher Leute die Wage. Es ist ausgemacht, daß Neid und Verleumdung Niemand verschonen, sondern sich gesellschaftlich an das Leben der berühmtesten Leute wagen."

Schließen möchten wir dieses Lebensbild der Königin Christina mit einer Stelle aus ihren Reflexionen über das Leben und die Thaten Cäsar's, die auf sie selbst ebenso passend zu sein scheint. „Es gibt kein größeres Vergnügen," sagt sie, „als große Leute zu betrachten und ihr persönliches Verdienst zu prüfen. Sie entstehen aus sich selbst, um der Welt erhabene Schauspiele zu geben, und es scheint, als ob das Schicksal sie nur deswegen dazu bestimmt habe, mit dem Glück zu kämpfen, um sie über dasselbe triumphiren zu lassen, selbst wenn sie unterliegen. Alles Widrige und Unangenehme, was es ihnen in den Weg stellt, hindert sie am Ende nicht, den Ruhm ihrer Bestimmung zu erfüllen. Alles trägt dazu bei, sie groß zu machen: ihre Fehler und Vergehungen sind die Fehler ihrer Zeit, die sie wider Willen dazu zwingen, sie aber doch nicht hindern, würdige Gegen-

stände der Bewunderung und des Erstaunens der Menschen zu sein. Man kann sich keine schönere Beschäftigung machen, als die, sie zu studiren. Dieses Studium unterrichtet uns: es bessert uns, es erhebt die Seele über sich selbst, entflammt sie und zeigt ihr, wozu sie fähig ist. Die edlen Gesinnungen und großen Handlungen außerordentlicher Menschen sind es, welche durch eine Art glücklicher Ansteckung, vor der man sich nicht anders als zu seinem eigenen Unglück verwahren kann, eine Seele mit Tugend und Stärke erfüllen."

S. 129 Z. 19 u. S. 133 Z. 2 lies Condé.




CANCELLED
1983

